…l. Bibliothek
…egensburg

Germ. 149e/11

III. 123. 12
Germ. 149

S. 239

Wm. Thiery del. & sc.

Barneck und Saldorf.

Von

August Lafontaine.

Erster Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1804.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

141

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Elfter Band.

Barneck und Saldorf.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander
1804.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149 L/11

Barneck und Saldorf.

1.

Der Ueberfall.

Ruhig lebten wir, ich, meine Eltern, und einige Deutsche Kolonisten, in einem Winkel des Gebirges, von dichtem Walde umgeben, einige Meilen weit von dem Hudsonflusse: ruhig; glücklich wohl nicht. Meine Mutter war eine schöne Frau von zartem Körper, und mein Vater liebte sie unaussprechlich, so wie sie ihn. Das war aber auch alles; denn oft drückte er sie an seine Brust, und sagte mit tiefem Kummer: „ach, hätte ich dich in deiner freundlichen Heimath gelassen, meine Henriette! Hier . . .!" (Er faßte ihre Hände, welche von Arbeit hart geworden waren, und wendete dann den bekümmerten Blick gen Himmel. „Was fehlt mir denn?" sagte meine Mutter mit einem Lächeln, bei

dem aber doch Thränen aus ihren Augen hervorbrachen. „Freilich muß ich arbeiten, und das wird mir schwer; ich werde mich aber daran gewöhnen.“ Mein Vater schüttelte sanft den Kopf, und blickte unruhig auf die bleiche Farbe ihres Gesichts, ihre erloschenen Augen und ihre abgefallenen Wangen. „Ach, wärest du dort!“ sagte er noch einmal. „Ich wollte in diesem unermeßlichen Walde, in dieser grauenvollen Einsamkeit, noch einsamer, noch elender leben als jetzt.“ Dann lehnte meine Mutter das blasse Gesicht an seine Brust, und so standen Beide eine lange Minute: mit der innigsten Liebe im Herzen, und dennoch so unglücklich. Er nahm die Axt, und arbeitete noch, um meiner Mutter einige Stunden Ruhe zu verschaffen, mit übermenschlichen Kräften, wenn alle Nachbaren schon längst in ihre Hütten gegangen waren.

In dem stolzen Gefühle der mächtigen Liebe hatte mein Vater seine Geliebte ihrem harten Vormunde, der seine Liebe nicht billigte, und ihrem Vaterlande entführt. Beide

hofften, in den Amerikanischen Wäldern die Ruhe zu finden, die ihnen fehlte, und träumten sich die Hütte, welche sie bewohnen wollten, zu einem Thron der Liebe. Sie kauften für den letzten Rest ihres Vermögens ein fruchtbares Gefilde, das aber noch Wald war, und lebten glücklich, so lange die Vorräthe, die sie mitgebracht hatten, noch dauerten. Nun mußten sie mit angestrengten Kräften arbeiten; das erschöpfte aber meine Mutter nach wenigen Jahren. Sie besaßen, was sie sich gewünscht hatten: eine reinliche Hütte von Baumstämmen, ein Feld, einen Garten, der sie nährte, eine kleine Heerde, die sie kleidete; und dennoch fehlte ihnen mit den mancherlei Bequemlichkeiten des Lebens, an die sie gewöhnt waren, alles. Wie konnten sie nun glücklich seyn!

Eines Morgens, an einem schönen Herbsttage (die allein sind in jenem Klima schön) verbreitete sich bei unsern Nachbaren das Gerücht, daß die Engländer vom See her vordrängen. Nicht Einer von allen verstand Englisch, auch mein Vater nicht; doch man

kam zu ihm, weil man ihm Muth und Klugheit zutrauete. Es wurde allgemein beschlossen, in die unersteiglichen Schluchten der Allegeni-Gebirge zu fliehen. Meine Mutter, die dies hörte, seufzte, schon von der Vorstellung ermattet: in die Gebirge! — „Wer weiß auch!" sagte mein Vater; „was könnten die Engländer hier wollen!"

Ja wohl! sagte meine Mutter mit froher Heftigkeit; und es sind Menschen! . . . Soll ich sterben, setzte sie hinzu, so mag es hier seyn!

Mein Vater legte die Hand an die Stirn, und war unentschlossen. „Die Gebirge sind so steil nicht, als du denkst, Henriette!" sagte er endlich.

Ach, erwiederte sie, ihm um den Hals fallend: für mich ist alles zu steil, alles, was aufwärts geht, selbst die Hoffnung. Ich muß hinab! hinab!

In diesem Augenblicke hörten wir das verwirrte Geschrei vieler Stimmen, und wilde Musik. Mein Vater seufzte, und faßte die Hand meiner Mutter; doch der Schrek-

ken hatte sie gelähmt, so daß sie kaum stehen konnte. „Rette dich mit ihm!" rief sie, auf mich zeigend; und schon stürzten aus dem Walde furchtbar bemahlte Wilde auf meinen Vater zu. Er ging ihnen mit dem weißen Halstuche meiner Mutter, als einem Zeichen des Friedens, entgegen; doch ein Wilder schlug ihn mit seiner Streitaxt nieder, und alle andern erhoben ein Siegesgeheul. Mit einem Schrei der schrecklichen Angst, die ihr Kräfte gab, eilte meine Mutter meinem Vater zu Hülfe. Er wendete das brechende Auge auf sie, rief: Henriette! und starb in ihren Armen. In Verzweiflung stürzte sie sich nun unter die Wilden, die sich ihrer sogleich bemächtigten. Jetzt eilte ein Mann in Uniform, mit dem Degen in der Hand, herbei, und rief in unsrer Muttersprache: „haltet ein, ihr Unmenschen!" — Er riß meine Mutter aus den Händen der wüthenden Wilden. Sie sank vor Schwäche zu seinen Füßen nieder, und rief: „o, retten Sie meinen Sohn! Ich bin eine Deutsche!" Als die Wilden sich wieder näher-

ten, trat der Officier, mit dem Degen in der Hand, vor meine Mutter hin, und ein Trupp Deutscher Soldaten, der so eben kam, schloß einen Kreis um uns, die Wilden von uns abzuhalten. Der Officier richtete meine Mutter auf, und sagte tröstend: „liebe, unglückliche Landsmännin, Niemand soll Ihnen etwas zu Leide thun." Sie streckte beide Arme nach mir aus, und drückte mich mit der letzten Kraft ihres Lebens an die Brust. Die Wilden erhoben ein schreckliches Geheul. Sie wendete furchtsam das Gesicht nach ihnen um, und sagte dann zu dem Officier: beschützen Sie mein Kind! Er versprach ihr, mein Vater zu seyn und sie zu sichern. Doch schon hatte im Getümmel der Dolch eines grausamen Wilden sie getroffen. Sie sank in meine bebende Arme, rief noch einmal den Nahmen meines Vaters, und starb nach wenigen Minuten.

Als ich, damals ein Knabe von zehn Jahren, den Leichnam sanft auf den Boden gelegt und jammernd gesagt hatte: meine Mutter ist todt! trat der Officier zürnend,

mit gezogenem Degen, auf die Schaar der Wilden zu, und schien im Begriff, die doppelte Mordthat durch Blut zu rächen. Doch er ließ den Degen wieder sinken, und sagte, langsam das Gesicht gen Himmel aufhebend: „guter Gott! müssen Menschen in Gesellschaft mit Tiegern fechten? . . . Sind auch das deine Kinder?" O, ich werde sein Gesicht voll Zorns und Schmerzes, voll Abscheu's und Güte, nie vergessen; nie vergessen, wie er dann das Auge voll lächelnder Wehmuth auf mich wendete, die Hand auf meine Stirn legte, und zu mir sagte: „von jetzt an bin ich dein Vater!"

Die Soldaten begruben meine Eltern. Ein Engländer, der die Sprache der Wilden verstand, mußte ihnen sagen, wie grausam es sey, wehrlose Menschen zu ermorden. Sie riefen laut und mit einem stolzen, höhnischen Lächeln: Etau! Etau! Mein neuer Vater faßte meine Hand, und wir zogen weiter. Ich mußte ihm unterwegs erzählen, wer meine Eltern, und aus welcher Gegend von Deutschland sie gewesen wären.

Wir durchstreiften einige Tage lang die Wälder; dann kehrten wir, ohne Feinde angetroffen zu haben, zu der Armee zurück, die bei dem Fort Eduard gelagert war.

Was empfand ich, und wie erwachten alle meine Sinne, alle meine Kräfte, als ich auf einmal aus dem öden, todten Schweigen der unermeßlichen Wälder, aus der stillen Hütte meiner Eltern, in das laute Getümmel, in das bewegungsvolle, freie Leben des Lagers versetzt wurde! Ich glaubte, daß ich erst jetzt anfinge, zu leben. Alles war mir neu, sogar die Menschen; alles zog mich an, alles liebte ich, weil ich bisher fast weiter nichts gekannt hatte, als Wälder, unsre Hütte von Baumstämmen, die wenigen Geräthe meiner Eltern, und unsre kleine Heerde. So vergaß ich denn bald die traurigen Unfälle, die mich aus der Einöde in diese Welt voll regen Lebens versetzt hatten. Ich liebte meinen neuen Vater eben so sehr, wie sonst meine Eltern; und er liebte auch mich, meine Unschuld, mein Zutrauen, meine Herzensgüte und meine Treuherzigkeit. Mich

hatte ja die zärtlichste Liebe erzogen, und die Einsamkeit vor bösen Beispielen und Fehlern bewahrt. Jedem Menschen — die Wilden ausgenommen, welche ich haßte, wie ich damals hassen konnte — trug ich mein Herz entgegen; und alle Menschen waren mir gleich. Ich kannte den Unterschied der Stände noch nicht, und sprach daher mit dem kommandirenden General so treuherzig, wie mit meinem Vater, oder mit den Soldaten seiner Compagnie. Schon nach einigen Tagen war ich im ganzen Lager, wo die Deutschen Truppen standen, bekannt. Mein Unglück hatte mich zu einem Gegenstande der allgemeinen Neugierde und des Mitleidens gemacht; meine Unkunde aller Verhältnisse, meine frohe Unschuld und meine zutrauensvolle Güte erwarben mir allgemeine Liebe. In jedem Zelte hatte ich Freunde; kurz, ich war sehr glücklich.

Um meinen Unterricht bekümmerte sich niemand. Ich lernte die Welt durch mich selbst kennen, trug keine der Fesseln, die man Kindern sonst anlegt, war Herr meiner Zeit,

meiner Beschäftigungen, und beobachtete unaufhörlich mit gesunden Sinnen. Ueberall half ich, wo irgend eine mir unbekannte Arbeit mich anzog. Bald war ich bei der Reiterei, bald bei der Artillerie. Ich brannte meine Kanone so ruhig ab, wie der älteste Kanonier, und hielt mich unter meinen Freunden für so sicher, daß mir ein Unfall unmöglich schien. Doch mein ganzes Herz hing an meinem neuen Vater. Auf den Märschen war ich immer an seiner Seite, bald zu Pferde, bald zu Fuß. Ich trug seine Feldflasche, und immer war sie mit frischem Quellwasser gefüllt, das ich oft eine Stunde weit von der marschirenden Kolonne aufsuchte. Fehlte es an Wasser, so ertrug ich lieber den brennendsten Durst, als daß ich die wenigen Tropfen in meiner Flasche getrunken hätte. Mein Vater erfuhr das, und dieser Beweis meiner Liebe rührte ihn. Er lächelte, legte die Hand auf meine Stirn, und sagte: „mein Sohn!" Ich stahl mich von seiner Seite, sammelte erfrischende Beeren und Wurzeln, brachte sie ihm, und war sehr glücklich, wenn sie ihm schmeckten.

Endlich trafen wir auf den Feind. Der Capitain Barneck (so hieß mein neuer Vater) wurde voraus detaschirt. Er gab mir seine Uhr und seine Börse, nahm seine Feldflasche selbst, und befahl mir, bei der Bagage zu bleiben. Ich blieb traurig zurück; doch nicht lange, so übergab ich Börse und Uhr einem Wundarzt, der meinen Vater liebte, nahm einige Flaschen mit Wein und mit Wasser, und folgte den vorrückenden Truppen von weitem. So wie das Feuern der Feinde anging, eilte ich hinzu, stand hinter der Compagnie meines Vaters, und heftete die Augen starr auf ihn, ohne daß er mich bemerkte. Jetzt fiel ein Mann, und bald noch einer. Ich näherte mich meinem Vater immer mehr, und sann, wie betäubt, auf ein Mittel, ihn vor den Kugeln zu sichern. Die Schüsse aus einem Walde vor uns kamen häufiger, und es fielen Mehrere; doch ich hatte für sonst nichts, als für den Capitain, Augen.

Eine Kugel streifte mich selbst an der Schulter; ich achtete es aber nicht. Wir

rückten vorwärts in den Wald, um den Feind zu vertreiben, und nach sechs Stunden hörte das Schießen auf, weil er geflohen war. Alles lagerte sich nun ermattet um ein Feuer, und man suchte Wasser; da sprang ich hervor, und brachte dem Capitain meinen Vorrath. „Sieh da!" sagte er: „kommen die Uebrigen auch?"

Nein, Vater! —

„Woher denn du?"

Ich bringe dir Wasser und Wein. — Der, Herr Hauptmann, sagte ein Soldat, ist auf dem Platze gewesen, mitten im Feuer, wie einer von uns. Er schlich hinter der Compagnie her, wie eine Katze.

„Ich hatte dir aber verboten...!" sagte mein Vater mit finstrer Stirn.

Ich faßte seine Hand. Es hat mir weh gethan, sagte ich; aber ich mußte seyn, wo du warst.

„Knabe," sagte er gütiger, „du mußt gehorchen lernen. — Hast du mich denn so lieb?" fragte er nach einer Pause, und jetzt bemerkte er das Blut an meiner Schulter.

O, das ist schon wieder gut, sagte ich schnell: das bekam ich gleich zu Anfange; es schmerzt nicht einmal. Meine Wunde machte ihn ängstlich; doch man fand sie ganz unbedeutend. Er umarmte mich mit großer Zärtlichkeit, und sagte: „künftig werde ich dich jemand in Obhut geben!"

Mitten unter dem heftigsten Feuer hatten uns alle Wilde verlassen. Ich sagte das meinem Vater, und ein Englischer Officier bestätigte es bald nachher. Trotz dem, was Alle über die Folgen dieses Verlustes sagten, äußerte ich doch laut meine Freude. Müssen denn, sagte ich, als man mir Vorwürfe darüber machte: — müssen denn Menschen in Gesellschaft von Tiegern fechten?

Am folgenden Tage bekam mein Vater den Auftrag, die Todten begraben zu lassen, und auf seinen Befehl mußte ich ihn begleiten. Der Anblick ergriff mich sehr heftig. Ich saß mit meinem Vater unter einem Baume, und wir schwiegen Beide. So viele! sagte ich endlich.

„So viele!" wiederholte er seufzend.

Und warum?

Er sah in die Wolken, und sagte endlich: „das weiß Der!"

Ich legte weinend den Kopf auf seine Kniee, und schluchzte: mein Vater, meine Mutter! und diese Alle! (Sein Blick blieb an den Wolken hangen.) Wer hat denn Recht? fragte ich nach einer kleinen Weile.

„Keiner!" rief er heftig; „keiner von allen! Denn was sind alle Schätze der Welt gegen einen Tropfen Blut aus dem Herzen eines Menschen!" Er sprang auf, und ging mit starken, festen Schritten, doch vor sich nieder blickend, zwischen den Todten umher. Dann kam er wieder zu mir. „Und die Tieger!" sagte er noch heftiger; „und dann hier Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund! Ja, Freund gegen Freund! und ich weiß nicht, wer Recht hat! . . . — Stände hier meine Hütte; hätte ich hier Weib und Kind zu vertheidigen: dann! — Aber Freund gegen Freund! und ich weiß nicht, wer Recht hat! Ich wollte, dein Vater hätte mich begraben, mein Sohn, und

er

er stände hier an meiner Stelle; denn er wußte, wer Recht hat."

Ich verstand ihn nicht; doch ich weinte noch heißer, weil sein Schmerz mich rührte. „Freund gegen Freund!" wiederholte er unterwegs noch einige Mal mit finstrer Schwermuth. Er wurde auch im Lager nicht wieder freundlich, und ertrug meine Liebkosungen nur, ohne sie zu erwiedern. Ich rief den Bataillons-Chirurgus Fraser, einen finstern Mann, der aber die Kunst verstand, meinen Vater zu erheitern. „Das Kind da," sagte dieser, als der Wundarzt in sein Zelt trat, „hat einen Stachel in meine Brust geworfen. Freund gegen Freund! Fraser, Freund gegen Freund!" — Bei meiner Ehre, erwiederte der Wundarzt finster: er ist des Andenkens nicht werth.

„Werth? Wenn auch nicht! er ist doch mein Freund! Und wenn er mir gegenüber stände, Doktor! ich sage, wenn er mir gegenüber stände!"

Wer hat ihn dahin gestellt? erwiederte

Fraser bitter. Wer? Er könnte stehen, wo Sie stehen, Herr Hauptmann.

„Alles nichts! Von Jugend auf waren wir Kameraden, erst beim Spiel, und dann im Dienst. Wir paßten nicht für einander, ich wenigstens gewiß nicht für ihn. Oft stellte ich mich ihm gegenüber; oft, und recht feindlich. Er nahm mich aber jedes Mal an seine Brust. Ja, das that er! Und fände ich ihn mir gegenüber, heute oder morgen: er würde mit seiner Brust die Kugeln auffangen, die mir drohten."

Ich frage: wer hat ihn dahin gestellt, Ihnen gegenüber? Antworten Sie mir darauf, Herr Hauptmann! Er trug Ihre Uniform.

„Das that er; beim Teufel! das that er. Den Morgen, da ich erfuhr, daß er fort wäre — Der Schurke! rief ich. Ja, das harte Wort entfuhr mir. Nun wissen zwei Menschen, daß ich es herausstieß, Sie und ich. Herr, ich war hitzig; denn — Fahne und Regiment verlassen! Alle Liebe zu ihm wollte ich aus meinem Herzen reißen; sie

war aber darin verwachsen, wie die Wurzeln eines Eichbaums im Boden. Hätte er mich verrathen, mir eine Kugel in die Brust gejagt, ich würde nicht ein Wort gesagt haben. Aber weglaufen, Ehre und alles im Stich lassen! Sie wissen, es ist das erste Mal, daß ich davon rede. Sein Nahme steht fest in meinem Herzen; doch über meine Zunge sollte er nicht wieder kommen, das hatte ich geschworen. Aber das Kind da!" (Er zeigte auf mich.)

Was soll das Kind?

„Ich frage Sie, Doktor: wer hat denn Recht? wer? England oder die Kolonieen? Wir schlagen hier todt, und werden todtgeschlagen, wie es denn fällt. Und wer hat Recht? Noch nie habe ich mich aus dem Geträtsch von Stempelakte, Zollkommission, und Taxenverordnung herausfinden können; und das ist mir jetzt lieb. Ich folge meiner Fahne, führte sie mich auch an den höllischen Abgrund. Was habe ich da zu spintisiren? Aber, wenn man alle Tage hört, und sogar in den Englischen Zeitungen liest, wie sie

selbst im Parlamente darüber urtheilen, so ...? Ich frage: wer hat Recht? ... Wie! wenn ich ihm nun gegenüber stände, und — Gott sende mir vorher eine barmherzige Kugel! — unsre Hände wären von dem Herzblut des Freundes gefärbt; ich fragte ihn dann: wer stellte dich mir gegenüber, Saldorf? Könnte er nicht eben so fragen: wer hat Recht, wir oder ihr? Ich beriefe mich auf meine Fahne; er auf das Recht und sein Gewissen. Sie haben ja oft gehört, wie er schon vorher dachte, wie er seinen Wein immer auf das Wohl des Congresses trank, und wie er Händel mit allen Englischen Officieren bekam. Ich hatte nichts dagegen; war dem Hitzkopf doch das weite Weltmeer nur ein Sumpf, und Europa nur eine Erdscholle. Aber davon zu gehen, und sich mir gegenüber hinzustellen! Es giebt nicht zwei Brüder auf der Erde, die einander so lieben, als wir. Fraser! hätte ich ihn nun heute unter den Todten gefunden! Guter Gott! — Schurke! so hab' ich ihn genannt, als ich hörte, daß er durchgegangen wäre. Dies

Wort kann nur Blut versöhnen. Und seitdem der Kleine da fragte: wer hat Recht? und es mir vorkam, als richteten alle die Todten sich auf, und hielten ihre verstümmelten Glieder gen Himmel, und als hörte ich alle ihre Witwen und Waisen rufen: war es recht? da stand auch der Schatten meines Saldorf vor mir, und fragte: bin ich ein Schurke? Und bedenke ich, lieber Fraser, wie er war; wie er oft glühete, und wie er spintisirte über Unrecht und Recht; wie er mich, wenn ich ihn beruhigen wollte, einen zahmen Hund an der Kette nannte; und wie er die Menschen liebte, ganz anders als ich; und wie er behauptete, wer recht liebe, müsse auch recht hassen können: so kann ich begreifen, daß er zuletzt davon gehen mußte. Denn, zum Teufel! Fraser, wenn er uns erzählte von Bunkerhill und so weiter: stießen wir nicht unsre Gläser mit an?"

Er hat die Fahne verlassen, und seinen Eid gebrochen: dabei bleibe ich. Sagen Sie dagegen etwas, wenn Sie können, Herr

Hauptmann! Nähmen wir ihn gefangen, er würde zum Erschießen verurtheilt, und Sie sollten das Exekutions-Commando kommandiren – könnten Sie sagen: er hatte Recht?

„Nicht ein Wort könnte ich sagen, du Unmensch! Aber sterben könnte und würde ich vor Schmerz, ehe das Wort: Feuer! aus meinem Munde käme." — Hier stand er auf und trat vor das Zelt. Fraser blieb ruhig sitzen, ohne eine Miene zu verändern. Der Capitain kam nach einer Weile wieder herein, und sagte: „Basta, Doktor!" – Das Gespräch war abgebrochen, und Beide spielten ein Paar Stunden Piket.

Am folgenden Morgen kam die Nachricht, daß der Feind sich vor unsrer Front verschanzte. Nun entstand im Lager bald der größte Mangel an allem. „Armer Bursche!" sagte der Capitain zu mir, als er mir die kleine Portion Brot reichte. „Ich versprach, dein Vater zu seyn, und kann dir nicht satt zu essen geben!" Es wurde ein Angriff gewagt; der Feind schlug uns aber, besonders den linken Flügel, auf welchem wir

standen. Unser General dachte nun auf den Rückzug; doch vergebens. Wir waren überall von Feinden umringt; wohin wir uns wendeten, sahen wir Befestigungen, die uns von dem See abschnitten. Man sprach von einer Convention, von Gefangennehmung unsrer Armee; und ich zitterte. Gefangen? sagte Fraser. Was ist es am Ende? Wir hören auf, todt zu schlagen: das ist alles.

Der Hauptmann sah ihn finster an. „Da hört man den Wundarzt, den Handwerker — zum Teufel! — hätte ich beinahe gesagt, dem es gleichviel ist, wo, und wie er lebt. Gefangen! Das ist das schwerste Schicksal für einen Mann. Nein, ich mag nicht disputiren. Aber, Herr, mit tausend Freuden will ich, wenn der General es befiehlt, mit meiner Compagnie angreifen, bis wir Alle da liegen."

Und wozu? fragte der Wundarzt kalt. Was wäre damit geholfen, wenn wir Alle da lägen?

„Geholfen freilich nichts. Sie haben Recht. Doch ich fühle, daß auch ich Recht

habe. Ein Mann muß sterben können, wenn es noth thut."

Wenn es noth thut!

„Gefangen werden: da thut es noth."—

Und dennoch sollte meinen edlen Capitain dies schwere Schicksal treffen. Er erblaßte, als seine Compagnie die Gewehre zusammen setzte, und sprach das letzte Commandowort mit abgewendetem Gesicht, mit zitternder Stimme. Dann setzte er sich auf sein Pferd, und winkte mir. „Erzähle mir, Ludwig," sagte er: „etwas Lustiges, Schnurren aus dem Lager." Ich erzählte, merkte aber bald, daß er nicht zuhörte. „Kind," sagte er auf einmal, „der General Gates ist ein sehr edler Mann, obgleich unser Feind. Ich wollte, der Doktor wäre hier!"

Fraser ging hinter seinem Pferde. Hier bin ich, Herr Hauptmann!

„Doktor, wenn Gefangenschaft nicht schlimmer, als Elend und Tod, wäre: warum durfte denn nicht Ein Amerikaner zugegen seyn, als wir die Gewehre streckten? Bei Gott! Doktor, ich wünschte mir eine große

Gelegenheit, dem General in Ehren dafür zu danken. Er ist ein edler Mensch, der wohl weiß, was es einem Manne kostet, seine Waffen abzugeben. Basta, Doktor! Ich will nicht darüber disputiren; denn ich habe Recht. Sahen Sie wohl die blassen Gesichter meiner Compagnie? die Thränen — bei meiner Ehre! — Thränen auf den Schnurrbärten, den Zorn, mit dem sie die Gewehre abgaben? Sahen Sie, Fraser? Und nun disputiren Sie!"

Sahen Sie, daß eben diese Leute eine Viertelstunde nachher zu dem Feinde übergingen?

„Das thaten sie, weil man sie wider ihren Willen hieher geschickt hat; aber die Thränen weinten sie als Männer." Er gab seinem Pferde die Sporne, und eilte davon.

Wir langten bei Boston an. Hier nahmen mehrere Leute von des Capitains Compagnie bei dem Feinde Dienste; und das war das Kränkendste für meinen armen Vater. Er verließ sein erstes Quartier, und zog in eine Pachterwohnung, die weiter von

Winterhill, wo die Deutschen Truppen lagen, entfernt war. Ich mußte ihn begleiten, und wurde ihm nun in der That nützlich. Da ich überall hingehen durfte, so holte ich ihm alle die kleinen Bequemlichkeiten zusammen, die ihm fehlten; ich ging sogar nach Boston, wo kein Soldat eingelassen wurde.

Auf einem meiner Gänge nach Cambridge stieß ich auf einen Mann, der mich mit seinen großen, schwarzen, blitzenden Augen aufmerksam betrachtete. „Mich dünkt," hob er in Deutscher Sprache an, „ich habe dich schon irgendwo gesehen;" und ehe eine Viertelstunde verging, hatte er mir alle meine Begebenheiten abgefragt. Nach einigen Tagen traf ich ihn wieder, und nun fast täglich, ich mochte hingehen, wohin ich wollte. Ich mußte ihm von meinem Capitain erzählen, und er erzählte mir dagegen Geschichten, die mir, je länger je interessanter wurden. Alles, was ich für den Capitain zu haben wünschte, verschaffte er mir; zur Dankbarkeit mußte ich ihm Wort für Wort dessen Unterredungen mit mir und mit Frasern

wiederholen. (Dieser besuchte nehmlich meinen Vater sehr oft; denn obgleich Beide fast nie einerlei Meinung waren, so konnten sie doch nicht ohne einander leben.) Am Ende wurde der Mann mir aber etwas bedenklich; denn bei mehrern Erzählungen sah ich ihn ergrimmen, und dann wieder in die wehmüthigste Bewegung gerathen. Endlich, als ich einmal bei dem Capitain allein war, trat eben dieser Mann in das Zimmer. „O, mein Gott!" rief der Capitain, aufspringend, und breitete ihm die Arme entgegen. „Saldorf!"

Saldorf stürzte an die Brust des Capitains. Beide hielten einander lange und innig umarmt, ohne ein Wort zu reden. Karl! Karl! rief der Fremde; ich habe dein Herz noch: das ist genug. Du hast mich einen Schurken genannt. Aber du weißt nichts, gar nichts, Karl!

„Saldorf," sagte der Capitain sehr ernst; „ich mag nichts so ungern hören, als Entschuldigungen. Darüber sind wir, Gott Lob, eins."

Ja, darüber; denn der Teufel kann sich entschuldigen, wenn er will. Auch fällt mir das nicht ein. Ich habe es hundertmal gestanden, Karl, wenn ich einen Narrenstreich begangen hatte, doch nie einen entschuldigt, wenn ich ihn nicht rechtfertigen konnte. Das kann ich jetzt, Karl, das kann ich; aber ich will nicht, ich darf nicht.

„Ich bitte dich, Alexander, rechtfertige dich, wenn du kannst! Um unsrer Freundschaft willen, bitte ich dich."

Ich will nicht, antwortete Saldorf ernst; eben um unsrer Freundschaft willen nicht.

„Rechtfertige dich! Du hast die Fahne verlassen, zu der du geschworen hattest!"

Ich will nicht, antwortete Saldorf kalt.

„Man hat dich beim Regimente ausgetrommelt. Rechtfertige dich, Alexander!"

Ich kann es, aber ich will nicht! (Saldorfs Ton blieb kalt, doch seine Augen funkelten.)

„Du hieltest die Sache der Kolonieen für gerechter, als die unsrige, Alexander . . .

In einer Stunde deiner gewöhnlichen Hitze . . . nicht wahr?"

Als ich das Regiment verließ, war ich so kalt, wie dein Fraser. Die gerechte Sache des Congresses trieb mich nicht.

„Die nicht? die nicht? Alexander, ich bitte, rechtfertige dich! Was trieb dich denn sonst, deine Ehre so hin zu werfen?"

Ich gehe nach Europa zurück. Karl, laß uns als Freunde scheiden. Traue mir einmal. Ich habe ein gefährliches Geheimniß; laß es mich allein haben! Ich muß fort. Noch einmal: ich kann mich rechtfertigen; doch ich will nicht.

Des Capitains Augen blitzten. „Rechtfertige dich, wenn du kannst!"

Ich will nicht; und wenn du mich jetzt von deinem Herzen stoßen möchtest, so denke, ehe du es thust, an Leipzig, an das Rosenthal.

Der Capitain blieb gedankenvoll stehen; dann warf er forschende Blicke auf seinen Freund. „Alexander, du hast mir viele schmerzliche Stunden gemacht! Aber es sey.

Ich habe dich in der Hitze einen Schurken genannt. Das darfst du nicht auf dir sitzen lassen, wenn du Recht hast."

Karl, blutete dein Herz nicht, als du das Wort aussprachest?

„Freilich blutete es, Alexander. Aber sieh, ich wollte eben auf die Parade gehen; da kam . . ."

Dein Herz blutete, Karl; Blut wäscht die Beleidigung ab: die Sache ist abgethan. Komm an mein Herz, und traue mir.

Beide umarmten einander. Ich muß fort, sagte Saldorf. Ausgelös't werdet ihr nicht, das weiß ich. Du bist in Sicherheit. Wäre das nicht, so bliebe ich hier, und würde mit dir fallen.

„Oder von meiner Hand! . . . O, du Unmensch! mußtest du dich mir als Feind gegenüber stellen? Wenn nun . . ."

Alexander sah ihn lächelnd an. Konntest du das einen Augenblick glauben? Man bot mir viel, sehr viel. Mein Herz zog mich zu den gedrückten Kolonieen; doch ich floh die lockende Versuchung. Zum ersten Male

that ich nicht, was mir recht schien; denn ich mußte die Waffen auch gegen dich erheben. . . . Ich gehe jetzt nach Europa.

„Trotzkopf!" sagte der Capitain, mit einer Umarmung; „so habe ich doch einmal deinen Starrsinn überwunden. Du dienst meinetwegen nicht? Lieber Alexander!"

Dienst! dienst! Karl, das sage ich ja. Da hast du's. Dienst! Ich wählte meinen Stand freiwillig; gedient habe ich nicht.

„Man sagt so," erwiederte der Capitain mit sanftem Tone.

Recht, man sagt so, und thut auch so. Das ist es eben! . . . Leb wohl, Karl.

Beide hielten einander fest an den Händen, und konnten sich nicht trennen. „Du bist ein guter, ein edler Mensch," sagte der Capitain noch zuletzt; „besser als ich, viel besser. Wenn ich an alles zurück denke, an unsre Kindheit, an unsre Jugend . . ."

Laß das, Karl! Ich muß fort, und kann doch nicht, wenn du weiter redest.

„. . . wie du allen Menschen standest, einem Fürsten wie einem Bettler; wie wild

du warst, wie trotzig, wie starrköpfig, und gegen mich doch so gut, so sanft, wie ein freundliches Kind; wie du alles mit mir theiltest, meinen Schmerz und deine Freuden; wie wir im Rosenthale . . ."

Laß das! Ich muß fort. — Er umarmte den Capitain noch einmal, und eilte wild zur Thür hinaus.

„O, er war viel besser! als ich," sagte der Capitain noch zehnmal, als Saldorf fort war. Fraser kam: „Saldorf ist hier gewesen," sagte der Capitain ganz ruhig. „Er ist gerechtfertigt. Aber basta! denn ich kann nicht sagen, wie. Also basta, Doktor!" Fraser ließ sich erzählen; dann sagte er: das Beste vergißt er doch immer. Es war eine so gute Gelegenheit, Briefe nach Europa zu schicken. Aber er denkt an nichts, an gar nichts.

„Ich eben so wenig. So lange er bei mir war, hatte ich nur für ihn Sinne und Gedanken. Ich hätte wohl gern einen Brief nach Deutschland hin. Aber ich glaube, Saldorf hat in seinem Leben nicht zwei Briefe

ge-

geschrieben; und daß es Posten giebt, daran denkt er nicht. Hatte er mir etwas zu sagen, so ritt er drei Meilen, um mich zu sprechen; zu einem Briefe war er nicht zu bringen."

Zu nichts, wozu Ordnung gehört. — Beide stritten darüber, bis der Kapitain das Gespräch mit seinem „Basta!" abbrach.

Einige Tage nach Saldorfs Besuch kam ein Kommissair zu dem Capitain, und brachte ihm die Erlaubniß, auf sein Ehrenwort überall hinzugehen, wohin er wollte. Wir wissen, wie wir mit Ihnen daran sind, setzte er lächelnd und bedeutend hinzu.

„Wie Sie mit mir daran sind?" fuhr der Capitain hitzig auf. „Ich bin ein Deutscher Officier von Ehre. Wie sind Sie denn mit mir daran?"

Fraser fiel dem Capitain ins Wort, und sagte, lächelnd und bedeutend, wie der Kommissair, allerlei Räthselhaftes, das jeder von den beiden Andern für sich auslegen konnte. Ich weiß ja, sagte der Kommissair, indem er den Erlaubnißschein auf den Tisch legte;

der Freund des Herrn Capitains, Herr von Saldorf, hat ...

Ganz recht, eben der! erwiederte Fraser, um den Capitain nicht zu Worte kommen zu lassen.

Der Kommissair ging, und der Capitain brach los. „Wissen Sie darum, Fraser? Zum Teufel! der Kerl schien mich ja für eine Art von Ueberläufer zu halten!"

Wofür er will, antwortete Fraser lächelnd. Gott Lob, Herr Capitain, daß wir den Erlaubnißschein haben! Die Gefangenschaft nagte an Ihrem Herzen. Sie bedürfen Zerstreuung. Wie oft haben Sie nicht im Herzen gewünscht, die Zeit bis zur Auswechselung der Gefangenen mit Reisen zubringen zu können! Nun, der Wunsch ist erfüllt, und gewiß durch Saldorf.

Der Capitain las den Erlaubnißschein, und warf ihn hin. „Darauf reise ich nicht einen Schritt; ich will die Mummerei nicht. Und säße ich im Abgrunde der Erde gefangen, so wollte ich nicht anders als mit Ehre heraus."

Sie dürfen ja nur den General befragen; und hat der nichts dawider, so ist Ihre Ehre gesichert.

„Kein Mensch kann meine Ehre sichern, als ich selbst. Ich mag das Ding nicht."

Fraser schwieg; er sprach aber mit dem General, und dieser hatte nichts dagegen, daß der Capitain sich der Erlaubniß bediente. Auch das wirkte noch nicht; es kostete Frasern Zeit und Mühe, den Capitain dahin zu bringen, daß er von der Erlaubniß Gebrauch machte. Der Aufenthalt unter Truppen, die sich täglich verminderten, wurde ihm aber am Ende lästig, und erinnerte ihn täglich an seine Gefangenschaft; die Härte, womit die Gefangenen behandelt wurden, und der Bruch der Convention von Seiten des Congresses, machten sein Gefühl von Tage zu Tage peinlicher. „Ich wollte, daß ich das Ding da auf eine andere Art bekommen hätte!" sagte er endlich zu Frasern.

Herr Hauptmann, Sie haben das Papier rechtmäßig. — Nun hielt Fraser eine lange Rede, und der Erfolg war, daß der Capi-

tain, begleitet von mir und einem Reitknecht, Mystik, wo wir zuletzt gewohnt hatten, verließ, und auf gutes Glück auszog.

„Laßt uns westlich über das Gebirge ziehen," sagte der Capitain. „Ich möchte einmal zu Menschen, wahren Menschen. Der Blauröcke, der Rothröcke, und der Minutenmenschen bin ich überdrüßig. Menschen, bloße Menschen, will ich sehen."

Bloße Menschen? Das sind die Wilden! sagte der Reitknecht zu mir. — Auch die nicht; sie sind bemahlt, erwiederte ich. — Nun, wenn der Herr die nicht meint, so weiß ich's nicht.

Wir hatten Recht mit unserm Gespräch über des Capitains bloße Menschen. Er zog mit uns zwischen den Zweigen des Allegeny-Gebirges hin, über den Hudson, über den Delaware, in den westlichen Theil von Pensylvanien. Sind wir nun bald bei den bloßen Menschen? fragte der Reitknecht mich oft; und endlich hörte es der Capitain. „Ich glaube fast nicht," sagte er, „daß wir sie finden werden, Johann. Hier in diesen ruhe-

und friedevollen Wäldern habe ich sie vermuthet, und sie nicht gefunden. Ueber ein Jahr, wenn wir dann noch Gefangene sind, wollen wir sie am Erie, am Ontario suchen; und finden wir sie auch da nicht, Johann, so wollen wir den, der uns wieder nach bloßen Menschen April schickt, dreist einen Narren nennen."

Aber was ist denn Großes daran zu sehen? fragte der Reitknecht, noch immer in seinem Mißverständnisse des Wortes: bloß.

„Was daran ist, Johann? O, wer einen findet, hat viel gefunden; und wer es selbst ist, der — Ja, ich glaube, daß ich einen kenne, der noch dazu mein Freund ist. (Er dachte an Saldorf.) Und — hier in dieser Wüste hört es ja Niemand — Johann, zuweilen kann ich glauben, auch ich sey halb und halb einer." (Der Reitknecht stand mit großen Augen da, und betrachtete seinen Herrn.) „Und du, ehrlicher Johann, denk' ich, bist auch ein Stück davon; Ludwig da gewiß."

Ja, wenn das ehrlich und redlich heißen

soll — meiner Seele! Herr Hauptmann, ich will mich und Sie nicht rühmen, das ist gegen den Respekt; aber so sind wir bloße Menschen, bloß wie meine Hand. Nun versteh' ich's erst. Ja freilich! die Saat steht dünn auf der Erde. Da könnten wir lange suchen!

Wir suchten im folgenden Jahre am Erie, am Ontario, dann südlicher, an den schönen Ufern des Tennesie, auf den Ebenen am Ohio; doch allenthalben vergebens. Als wir zurückkehrten, ritt der Capitain lange nachdenkend und schweigend vor uns her; endlich sagte er vor sich: „er hat Recht, und immer Recht. Wäre der Mensch in den Wäldern, unter den Wilden, zu finden: wozu müßte uns denn die Vorsehung erst durch Jahrhunderte voll Blut, voll Scheiterhaufen und Jammer treiben? Kommt, laßt uns gerades Weges nach Hause reiten! Ich wollte, wir hätten Frieden, oder wir würden ausgelös't, und wären in unsrer Heimath."

Ja, das war ein Wunsch, Herr Hauptmann, den Gott segnen möge! Mir war

nicht wohl dabei zu Muthe, als wir nach Neu-York wollten, und durch die Höllenpforte, durch des Teufels Bratpfanne, mußten. Ja, wollte Gott, alle ehrliche Deutsche wären wieder in ihrer Heimath!

Wir langten glücklich beim Regimente an. Die Nachricht, daß die ganze Englische Armee sich in York hatte ergeben müssen, vergrößerte bei dem Capitain das peinliche Gefühl seiner eigenen Gefangenschaft. Endlich kam die frohe Nachricht, es sey Friede. Ich sagte dem Lande, worin ich geboren bin, Lebewohl, und reiste mit meinem geliebten Capitain nach dem Vaterlande meiner Eltern, und dem seinigen.

2.
Das Vaterland, und der Tod.

Unterwegs baueten der Capitain und Fraser luftige Plane ihres künftigen Lebens. „Für das Vaterland,“ sagte der Capitain, „war es wohl nicht; aber für den Fürsten haben wir doch sieben Jahre lang mit Hunger, Elend, Muskiten, Wilden, Noth und Tod gekämpft; durch Sümpfe, dicke Wälder und Wüsten sind wir mehrere tausend Meilen marschirt; ohne Zelte und Betten, ohne Schlaf haben wir, gleich wilden Thieren, in den Wäldern gelegen. Unter einer Majors-Stelle dürfen sie mir nicht bieten. Und, hier haben Sie meine Hand, ehrlicher Fraser: Regiments-Chirurgus wenigstens! Es ärgert mich nur, daß Saldorf . . . Zum Teufel! könnte er nun nicht eben so gut Major werden, als ich? Bei meiner Ehre! kein Mensch auf dem Erdboden hat mir mehr Plane verdorben, als Saldorf. Wir wollten — das mahlte er mir oft so lieblich vor — von

Stufe zu Stufe steigen, immer Hand in Hand, wie Kastor und Pollux. Ich muß nicht daran denken! Nun, wo er auch seyn mag, Gott gebe ihm eine so frohe Stunde, als wir jetzt haben!"

Hm! er darf sich ja in seinem Vaterlande nicht einmal sehen lassen, erwiederte Fraser. Bedenken Sie doch nur . . .!

„Fraser, ich sage Ihnen, er darf sich sehen lassen, und mit Ehren. Er kann dreist unter die edelsten Männer treten! Basta!"

Wir wurden bei Stade ausgeschifft, und marschirten bis eine Stunde vor der Residenz. Hier machten wir Halt, und am folgenden Morgen trat unser Regiment, das nur noch aus dreihundert Mann bestand, in's Gewehr. Es kam ein General aus der Residenz, der bevollmächtigt war, uns den Willen des Fürsten bekannt zu machen. Reducirt! war das schreckliche Wort, das er über unser Regiment aussprach. Der Capitain sah ihm erstaunt in's Gesicht, und steckte langsam den Degen in die Scheide. Er stand lange auf derselben Stelle, wie eingewurzelt.

„Reducirt?" fragte er endlich den General kalt und ernst. „Wie! ich, reducirt?"

Mit Gnadengehalt, versteht sich, antwortete der General; und ich hoffe, halbe Löhnung.

„Gnade!" sagte der Capitain. „Ich verlange nur Gerechtigkeit, Ew. Excellenz; Vergeltung unsrer Dienste."

Nun, Wartegelder, bis Serenissimus die braven Officier wieder anstellen kann.

„Wartegelder? Ew. Excellenz, die mag ich nicht. Und sollte ich, ich, der ich sieben Jahre für den Fürsten gefochten, gehungert und gedurstet habe, indeß Andre hier in guter Ruhe saßen, sollte ich in der Residenz von Haus zu Haus betteln gehen, und sollte ich endlich vor dem Portal des fürstlichen Schlosses verschmachten: lieber das, als ein Gnadengehalt, oder Wartegelder annehmen!" — Das sagte mein Vater nicht heftig, nicht tobend, sondern kalt und fest, wie ein Mann, der sich seines Werthes bewußt ist. Man hörte an seinem Tone, daß er nicht einen Fußbreit nachgeben würde.

Der General sagte: Sie nehmen das höher, Capitain Barneck, als Sie sollten. Ein Arrangement, das die Umstände nöthig machen. Man wird solche brave Männer, wie Sie und Ihre Kameraden, wohl wieder brauchen. Aber Sie müssen doch selbst einsehen, daß Sie andern Officieren, die hier geblieben sind, nicht so weit vorspringen können. Wenn Sie nicht abgeneigt wären, nach der alten Anciennität zu dienen, so ...

„Wird Serenissimus mein Patent, das er selbst unterzeichnet hat, ableugnen?" fragte der Capitain bitter. „Sekonde-Lieutenant soll ich werden? Ich habe auf Majors-Rang gerechnet, Ew. Excellenz. Hier, den Premier-Lieutenant, der wie ein Held gefochten hat, schlage ich zum Capitain vor; und das werde ich schriftlich thun."

Sie werden sich doch fügen müssen, Herr Capitain! erwiederte der General mit Stolz. Es ist Sr. Durchlaucht fester, unumstößlicher Wille.

„So bin ich denn reducirt!" antwortete der Capitain ganz ruhig. Er wand seine

Schärpe ab, und reichte mir den Ringkragen zu.

Das wird Sie Sr. Durchlaucht nicht empfehlen! sagte der General. Sie sollten mit einem guten Beispiel vorgehen!

„Mein Beispiel ist gut," antwortete der Capitain gleichgültig. „In Sr. Durchlaucht Dienst muß kein Mann seyn, der sich mißhandeln läßt, von wem es auch sey. Dies Beispiel gebe ich den Officieren! . . . Ein Gnadengehalt nehme ich nicht: das gehört für Greise, Witwen und Waisen. Nun bin ich fertig. Die Rechnungen von meiner Compagnie hat mein Chef. Verlangen Ew. Excellenz noch sonst etwas von mir?"

Herr Capitain, sagte der General, näher zu ihm tretend: wenn Sie auf das Gehalt Verzicht thun, so wird es keine Schwierigkeit machen, Ihnen den Abschied mit Majors-Charakter zu verschaffen.

„Ich danke Ihnen. Auf den Titel habe ich nicht gerechnet, sondern auf die Sache."

Nun denn, Herr Capitain, sagte der General; so sey es, wie Sie wünschen! Sie

dürfen Ihre Entsagung der Wartegelder nur einsenden.

Der Capitain verbeugte sich, trat aus dem Kreise, legte mir lächelnd die Hand auf die Stirn, streichelte mir über die Wangen, gab Frasern einen Wink, und ging dann mit mir nach seinem Quartiere. „Wo der Fraser bleiben mag!" sagte er unruhig; der hat doch nichts zu übergeben. Alles ist in Richtigkeit beim Chef."

Nach einer Stunde kam Fraser. „Ich habe mich — schwer geärgert, hätte ich beinahe gesagt," — so fing der Capitain an; „nein, geärgert nicht, und doch geärgert, daß ich, ob ich gleich ein ziemlich großes Stück von der Welt kenne, und wohl weiß, wie die Menschen sind, daß ich da so mit Ihnen auf dem Verdecke sitzen, und an Major, an Regiments- oder wohl gar General-Chirurgus denken konnte. Nun, Fraser, verhungern wollen wir darum nicht. Was Se. Durchlaucht nicht thut, will ich thun. Mein Gütchen trägt reine vierhundert Thaler, und muß mehr tragen, wenn wir erst

selbst da sind. Gnadengehalt! Wartegelder! Lassen Sie sich das nicht nahe gehen, guter Fraser. In der Falle fängt man keinen Mann von Ehre."

Fraser sah bei diesen Worten etwas einfältig aus. Er drehete den Kopf hin und her, blickte bald vor sich nieder, bald an die Decke, und rieb seine Dose auf dem Aermel. Mich dünkt, sagte er endlich, Sie waren zu hitzig, Herr Hauptmann.

„Hitzig? Fraser, ich wäre hitzig gewesen? Junge, Ludwig! bin ich hitzig gewesen? Da sagen Sie mir ganz etwas Neues. Das Wort reducirt brachte mich freilich aus der Fassung; doch als ich es hinunter hatte, da war alles vorbei. Ich dachte Wunder, wie sehr Sie einmal mein kaltes Blut loben würden, das mir indeß heute gar nichts kostete. Der Major war hin. Aber, fiel mir ein, du hast ja auch vorher gelebt; und da war es gut."

Die Menschen sind doch nun einmal nicht anders, lieber Herr Hauptmann, sagte Fraser, wieder seine Dose reibend.

„Das dachte ich auch; und eben darum blieb ich so ruhig.“

Und etwas ist doch immer besser, als gar nichts! (Der Capitain fing an zu ahnen, und sah Frasern in die Augen.) Der Fürst ist mir mehr schuldig, als halbe Löhnung; aber warum soll ich nicht die Hälfte von dem nehmen, was mir ganz gehört?

„Sie haben . . .“ — hob der Capitain stockend an — „Sie haben? . . .“

Ja, fiel Fraser ein; ich habe genommen, was mir geboten wurde. Sie werden darin, wer weiß was, finden, Herr Hauptmann. Aber lassen Sie uns doch einmal untersuchen . . .

„Untersuchen? Herr, gewisse Dinge mag ich nicht untersuchen. Saldorf sagte: untersuche, spintisire, philosophire; und zuletzt kommt nichts dabei heraus, als daß der Mensch essen und trinken muß, und zwar so gut er kann. Ja, etwas ist besser, als gar nichts. Gut! und wenn ich so dächte, wie Sie, so hätte auch ich das Almosen mit Ehren annehmen können. Aber, sagte

Saldorf, der Mensch muß zur Noth jeden Augenblick den Muth haben zu sterben, um sich nicht als Sklav verkaufen zu dürfen. Sie haben genommen, ich nicht. Ein jeder that, was er für recht hielt. Basta!"

Fraser schwieg nicht, wie bei diesem Worte sonst immer. Sie, erwiederte er, können nicht beweisen, daß Sie recht thaten; ich aber kann es.

Der Capitain zog die Augenbraunen zusammen. „Desto besser für Sie! Doch jetzt Basta!"

Fraser wurde abgerufen; und nun sagte ich: Fraser gefällt mir nicht. Ich hätte es gemacht, wie du, Vater. — „Still, mein Kind!" erwiederte er, und legte mir die Hand auf die Lippen. „Fraser ist ein ehrlicher Kerl; und das ist schon viel. Wir wollen nicht wieder daran denken. Aber Recht hatte er wohl nicht; denn er war zu trotzig, und dabei doch wieder zu feig."

Es schmerzte den Capitain, daß Fraser das Gnadengehalt angenommen hatte, und es bewirkte sogar eine Art von Kälte zwi-

schen Beiden. Doch das suchte der Capitain unter einer größeren Wärme zu verbergen. Kam das Gespräch auf diesen Punkt (und es kam oft darauf, fast in allen Gesellschaften, die der Capitain besuchte), so behauptete er jedes Mal, wenn auch Fraser nicht gegenwärtig war: etwas sey besser als gar nichts, ꝛc. Er berief sich darauf, daß er ein Gütchen hätte, und folglich nicht für seinen Unterhalt zu sorgen brauchte. Ich wußte sehr wohl, daß er nur Frasern schonen wollte; denn er sagte einmal vor sich: „nie würde ich meine Augen gegen Alexandern haben aufheben dürfen, wenn ich anders gehandelt hätte."

Saldorfs Schicksal fing an ihn zu beunruhigen. Er hörte nichts von seinem Freunde, weder Böses noch Gutes; und nach ihm fragen mochte er nicht, weil man ihm antworten konnte: er ist davon gegangen. Endlich besuchte ihn ein Officier, der mit ihm und Saldorf gedient hatte. Beide erinnerten sich ihrer Jugendjahre. Und der arme Saldorf! hob der Fremde auf einmal an.

Hundertmal habe ich es ihm prophezeiet. Es trifft wirklich bei ihm ein: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Mit großer Aengstlichkeit sah der Capitain ihn an, ohne Muth zu einer Frage zu haben. „Wie denn?" fragte er endlich.

Du weißt es nicht, Barneck? Er ging nach Frankreich, und von Marseille aus wollte er nach der Levante. Im Hafen vor Alexandria ist er mit dem Schiffe untergegangen.

Todtenbleich stand der Capitain da, und große Thränen traten in seine dunkelblauen Augen. Er faltete die Hände, und sagte matt: „alles, alles hin!" Nach einer Weile wendete er sich wieder zu dem Fremden. „Es ist vielleicht nicht wahr. Woher wißt Ihr es denn so zuverlässig? Wie oft hat man den nicht todt gesagt!"

Dies Mal ist er wirklich todt, Barneck. Seine Verwandten haben durch unsern Geschäftsträger in Paris die bestimmteste Nachricht aus Marseille bekommen, mit allen Details, auch mit dem Todtenscheine von dem Consul in Alexandria.

Der Capitain erblaßte wieder, und stand eine Minute schweigend da. Dann rief er: „so fahre denn alles hin! alles! Denn nie schlug ein Herz edler, und stolzer und treuer in eines Menschen Brust! Was sind die Andren? Er, er allein, war wie ein Diamant unter Glasstücken, eine wohlthätige Frucht unter giftigen Beeren. O, glaub mir, sein Blick war fest auf die innere Welt im Menschen gerichtet. Für sich wollte er gar nichts. Er achtete nichts, er gab alles hin, um nur sein Herz fest zu halten. Und nun todt! todt!"

Er ging hinaus, blieb eine Stunde weg, und kam mit ganz veränderten Zügen wieder. Nie habe ich ein Gesicht gesehen, in das der Schmerz solche Züge der Trostlosigkeit gegraben hatte. „Bruder!" sagte er; „du hast mir mit deiner Nachricht das Leben widrig gemacht. Was ich noch habe, noch bin, noch lebe, gehört ihm, ihm allein." (Er schlug heftig auf den Degen an seiner Seite.) „Wehe dem, der es wagt, nur mit einer Sylbe, mit einem Achselzuk-

ken seiner Ehre zu nahe zu treten, nur seinen Nahmen mit einem Lächeln auszusprechen! Von nun an will ich überall von ihm reden, überall sagen: er war der edelste, der fleckenloseste Mann! Und wer mir antwortet: er ging davon, er ging durch; der . . .!"

Besinne dich, Barneck! Das sagt ja kein Mensch. Ihr schriebt es damals von Montreal aus, so gewiß, so sicher; aber der Kriegs-Kanzelei-Direktor widersprach der Nachricht öffentlich, und sogar der Fürst hat sich darüber erklärt. Saldorf ist nicht durchgegangen, sondern hat seinen ehrenvollen Abschied gehabt. Man glaubte hier sogar, er habe durchgehen müssen, um Nachrichten von dem Feinde einzuziehen. Aber der und Spion! Das war noch lächerlicher.

„Nicht durchgegangen? Liebster Bruder, nicht desertirt? Ludwig, ruf Frasern! Such ihn! Er soll den Augenblick kommen."

Fraser kam. Der Fremde mußte seine Nachricht wiederholen, und er setzte noch hinzu, daß Saldorf nach Marseille hin Em-

pfehlungsbriefe von dem Hofe bekommen hätte.

„O jetzt, jetzt!" rief der Capitain, ohne sich an Frasern zu wenden; „jetzt, da du todt bist, jetzt, da ich nicht mehr sagen kann: Alexander, vergieb mir! jetzt erst bist du gerechtfertigt! Dein Herz, alle deine Tugenden rechtfertigten dich bei mir nicht. Ich schalt dich einen Schurken; ich, der ich dich kannte! Als du mich an dein Herz nahmst, und mir sagtest: ich kann mich rechtfertigen! noch da glaubte ich dir kaum, dir, über dessen Lippen nie eine Unwahrheit gekommen war!"

Er ist also todt? fragte Fraser ganz kalt. Es war ein heller Kopf. Wenn das Feuer erst ein wenig verlodert gewesen wäre . . . .

„Welches Feuer?" fragte der Capitain heftig. „Nicht wahr: er hätte erst da stehen sollen, wie eine schwarze, kalte Schlacke? . . . In seiner Seele brannte die warme belebende Flamme einer bessern Sonne, als jene da. O schreckliches Loos der Menschheit! Eine Welle des Meers hat sie auf ewig

ausgelöscht! Nein, nicht auf ewig!" — Er blickte gen Himmel: so stand er eine lange Minute, und sein Gesicht erheiterte sich. Dann fuhr er sanfter fort: „was konnten die Menschen dir anders geben, als Schmerzen! Gab ich sie dir nicht? ich, den du liebtest, wie keinen Andren! Du bist hinüber! Mein Nahme war es nicht, den du zuletzt nanntest; du dachtest an mich, aber du riefest Segen über die Menschheit." — Er ging leise aus dem Zimmer, als wollte er einen Kranken nicht erwecken.

Nun ja, sagte Fraser kalt, er war ein guter Mensch, und er liebte den Capitain. Aber sterblich sind wir nun doch einmal; und geschehene Dinge lassen sich nicht ändern.

Ich schwamm in Thränen, und auch der Fremde war gerührt. Fraser hielt eine lange Rede, worin er bewies, daß alle Menschen sterben müssen, und daß es männlich sey, ein unvermeidliches Schicksal muthig zu ertragen. Eben das, was ich von dem Capitain wohl hundertmal, und zu andrer Zeit sogar auch von Frasern mit Vergnügen gehört

hatte, hörte ich jetzt mit Widerwillen. Ich ging leise hinaus, den Capitain zu suchen, und als ich ihn da sitzen sah, den stillen geduldigen Blick in die Wolken gerichtet, die Hände gefaltet, und auf den Knieen ruhend: da konnte ich mich nicht länger halten. Ich knieete neben ihm nieder, und legte meine nassen Augen auf seine gefalteten Hände. Jetzt erst bemerkte er mich. Er küßte mich, ohne zu reden, und sagte endlich sanft: „er ist todt! Und wenn auch ich todt bin: wer soll sich dann deiner annehmen? Ihm hätte ich dich ganz unbesorgt übergeben können."

Dieser Zug von seiner Liebe zu mir rührte mich unaussprechlich. Mein Herz war gebrochen, doch nicht von Schmerz, sondern von Wehmuth. O, wenn du todt bist, lieber Vater, schluchzte ich: wie könnte ich dann noch leben wollen!

„Ich selbst muß den Todtenschein sehen," sagte er. „Der Anblick seines Nahmens auf dem Papiere wird mein Herz zerspalten; aber doch muß ich ihn sehen. Gieb mir Hut und Stock."

Er ging, kam nach einer Stunde wieder, und verschloß sich, tief gebeugt, in sein Zimmer. Nach drei Tagen versuchte Fraser ihn zu beruhigen. — „Still!" sagte der Capitain. „Was Sie mir da sagen wollen von Schicksal und dergleichen: das alles weiß ich selbst. Wer sich mit Worten trösten kann, bedarf keines Trostes."

Nun denn! Die Zeit wird . . .

„Pfui, Fraser! Ist der Schmerz eines Menschen gerecht, so ist es grausam, ihn an die heilende Zeit zu erinnern. Aber auch die Zeit — ja, vielleicht kann sie meinen Schmerz heilen, ob ich gleich darauf schwören wollte, sie könne es nicht; doch meinen Verlust kann sie mir nie ersetzen. In jeder einsamen Minute werde ich mich nach einem Herzen sehnen, wie das seinige. Und wenn ich auch seinen Verlust verschmerzen könnte, so werde ich doch immer die Welt bedauern, die ihn verlor. Er war ein edler Mensch, Fraser. Ich bitte Sie, lassen Sie mir meinen Schmerz, der jetzt schon süß ist. Glauben Sie mir, ich bin in diesen Tagen nicht

schlechter geworden; der Schmerz hat meine Seele aufgerichtet, und ich fühle, daß ich den Muth habe, so gut zu werden, wie mein Alexander war."

3.

Das Todtenopfer.

Der Capitain hatte jetzt mehr als jemals Lust, sich auf sein kleines Gut zurückzuziehen, und da in der Einsamkeit nur an seinen verlornen Freund zu denken; er konnte aber diesen Entschluß nicht ausführen. Sein Benehmen bei der Reduktion der Truppen hatte eine Art von Aufsehen erregt. In der Residenz interessirten sich die angesehensten Leute so laut und so allgemein für ihn, daß bei dem Militair-Departement in Ernst daran gedacht wurde, ihn entweder zu befriedigen, oder irgend einen Grund aufzufinden, daß man sagen könnte, er habe kein anderes Schicksal verdient. Man hielt ihn in der Residenz zurück, unter dem Vorwande, er solle die Rechnungen verificiren hel-

fen, die er einige Jahre hindurch, als der General-Zahlmeister gestorben war, geführt hatte. So mußte er denn täglich eine halbe Stunde Auskunft über Gelder geben, deren Verwendung sehr klar war. Während der Zeit that man ihm allerlei Anträge zu einer Civilstelle; er schlug sie aber aus, so sehr ihm Fraser auch rieth, irgend eine anzunehmen. „Nein," sagte der Capitain; „die Herren da oben müssen einmal sehen, daß es Menschen giebt, die nicht nach ihnen fragen. Es ist alles vergessen, Fraser; denn, wahrhaftig, ich habe sonst nichts verloren, als meinen Saldorf."

Jeden Abend brachte ich ein Paar Stunden mit ihm allein zu: dann erzählte er mir immer von seinem Alexander; und das nannte er sein Todtenopfer. Er wiederholte mir die Geschichte seiner Jugend so oft, daß ich sie zuletzt eben so gut wußte, wie er selbst.

Barneck verlor schon in der frühesten Jugend seine Eltern. Seine Vormünder schickten ihn nach * * r auf eine Schule, weil er durchaus studieren sollte. Ein sehr

reicher und sehr geitziger Verwandter seiner Mutter hatte nehmlich, weil im Kriege einmal bei ihm geplündert worden war, einen so entschiedenen Haß gegen das Militair, daß er drohete, der junge Vetter sollte ihm nie vor die Augen kommen, wenn er nicht studierte. Barneck wurde also in * * r zu einer weitläuftigen Verwandtin, Frau von Saldorf, gegeben. Er war ein freundlicher Knabe von acht Jahren, als er der Spielkamerad des gerade eben so alten Saldorf wurde. Beide Kinder befanden sich bei ihrer Erzieherin, einer vortrefflichen Frau, sehr wohl, und waren wie für einander geschaffen. Der sanfte, geduldige Karl milderte die Heftigkeit des starrköpfigen, ungeduldigen Alexander; und dieser machte dagegen den zu weichen Karl um vieles muthiger und kräftiger. Anfangs wollten sich Beide nicht mit einander vertragen; denn selbst Alexanders Spiele, so wie alle seine Beschäftigungen, hatten den Charakter der Wildheit: er liebte kein Spiel, wobei es nicht Gefahr gab; und er trieb keine Be-

schäftigung auf eben die Weise, wie Andre sie trieben. Nur der Apfel an der Spitze des Baumes reitzte ihn; die untern nicht. Er ging immer auf dem Geländer der Brükken, saß, wenn er Vokabeln lernte, gern auf dem Forst des Daches, und sprang die Treppe hinauf oder herunter, anstatt zu gehen. Oft war er in der Spitze des hohen Kirchthurms zu finden, und bald wünschte er, ein Schieferdecker zu seyn, bald wieder ein Bereiter wilder Pferde. Jede große That, von der Alexander etwas hörte, machte ihn, schon als Knaben, tiefsinnig. — Der sanfte, geduldige Karl erwarb sich nach und nach die Freundschaft seines Spielgefährten; denn er bewunderte dessen gefährliche Unternehmungen, und wagte sie am Ende sogar selbst.

Die Kinderjahre waren vorüber, und Alexanders Geist entfaltete sich immer mehr. Er war im Arbeiten unermüdet, und behielt den Zweck, warum er arbeitete, immer vor Augen. Musik wollte er durchaus nicht lernen, weil man ihm gesagt hatte, sie diene

nur zum Vergnügen; späterhin aber, als er ihre Wirkungen kannte, lernte er sie mit der Begeisterung einer flammenden Seele. Reisen in unbekannten Gegenden der Erde, ergriffen ihn mehr als alles andre: die Wüsten von Afrika, die Steppen in Mittel-Asien, und die nordwestliche Durchfahrt über Amerika, waren oftmals seine Träume. Fand er in einem alten Schriftsteller den Ausdruck: die unbesuchten, unbekannten Quellen des Nils; so funkelten seine Augen, ohne daß sein Lehrer zu begreifen wußte, warum der ernste Knabe auf einmal so heiter wurde.

Als er zum ersten Mal in einem Nachen mit Segeln auf einem Strome fuhr, versank er in tiefes Nachdenken, und ließ sich dann von den Schiffern zeigen, wie man das Steuer regieren müsse. Zum Schrecken seiner Verwandten lief er auf dem Borde des Schiffs, wie der beste Matrose. Das alles war nicht der todte, über ein Nichts brütende Ehrgeitz eines verschmeichelten Knaben, sondern die Festigkeit eines Mannes in der

Brust eines Kindes. Er trieb mit großem Eifer Geographie, und übte sich, unter der Anweisung seines Lehrers, der ein vortrefflicher Mathematiker war, im Kartenzeichnen. Um dies desto besser zu lernen, studierte er mit dem größten Eifer einen Theil der Mathematik nach dem andern. Sein Beispiel wirkte auf den folgsamen Karl; was jener trieb, trieb dieser aus Liebe zu ihm mit. Karls ruhiger Fleiß brachte Ordnung in Beider Studieren, und Alexanders fortschreitender, alles überfliegende Blick in die Zukunft, gab Karln einen bestimmten Zweck, erfüllte seinen Geist mit großen Hoffnungen, und machte alles in ihm lebendig.

Je älter der Knabe, und je unruhiger seine Sehnsucht nach einer nie erreichten Ferne, nach einem unbekannten, noch von keinem Columbus entdeckten Gute wurde: desto stiller wurden seine Sinne. Er fand oft die Ruhe seines Herzens, die Befriedigung aller seiner Wünsche, die Erfüllung aller seiner großen Plane in der Versicherung, die er seinem Karl gab, daß er ewig sein treuer

Freund seyn wollte. Doch die Lektüre eines Buchs, eine gehaltreiche Sentenz, oder eine treffende Bemerkung von einem seiner Lehrer zerstörte oft die Stille seines Gemüths wieder. Dann sah er in die Ferne hinaus, ohne ein Ziel zu haben; und nur das Wort seines Freundes: „wir wollen einmal in einem stillen Thale, in dichtem Walde leben," konnte den Sturm in seiner Seele wieder beruhigen. Ein solches einsames Thal schien alle Wünsche Alexanders zu enthalten. „Das wollen wir, Karl!" sagte er. „Was such' ich denn sonst auf der andern Halbkugel, als ein stilles Thal, und ein Herz darin, das mein ist, und das ich verdiene!"

Seinen Lehrer in der Poetik schalt er einen ausgemachten Thoren mit seiner Wissenschaft, die Poesie selbst das Spiel eines müßigen, weichlichen Kopfes; und doch war alles, was er sagte, was er schrieb, Poesie voll kühner, ausschweifender Bilder. Es fehlte allen seinen Aufsätzen an sichtbarem Zusammenhange; nur ein kaum merklicher Faden verband seine Gedanken mit einander.

Seine Mitschüler nannten ihn den Dominikaner, wegen der Intoleranz und Strenge, womit er alle Fehler beurtheilte; und dennoch gingen alle gern mit ihm um, weil er, so heftig und stürmend er im Disputiren war, doch wieder ausgelassen fröhlich seyn konnte. Ein Wort konnte ihn von einem Feste wegtreiben; blieb er aber, so verbreitete er rings um sich her die lebhafteste Freude.

Zu Ende des siebenjährigen Krieges hatte Alexander das elfte Jahr erreicht, und jetzt war der große König sein Held, der eine Zeitlang alle andern Ideen bei ihm verdrängte. Vor einem Bildnisse desselben stand Alexander stundenlang, und seine Schlachten, seine Siege kannte er mit bewunderns- würdiger Genauigkeit. Die Stadt **r war eine Zeitlang in der Gewalt der Franzosen und der Reichsarmee gewesen; der Knabe hatte sich aber durch nichts abhalten lassen, bei jeder Gelegenheit seinen Haß gegen die Feinde des großen Königs laut zu äußern. Jeder Sieg des Königs begeisterte ihn, und dann ging er triumphirend, aber träumend,

umher. Er sagte seiner Mutter und Allen, daß er fest entschlossen sey, Soldat zu werden. „Und auch du, Karl!" setzte er hinzu.

Ich darf ja nicht, erwiederte dieser.

„Du darfst nicht? Der Mensch darf alles, weil er alles kann. Wer will es dir wehren?"

Mein reicher Vetter — Du weißt ja, daß ich einmal sein Erbe seyn soll.

„Laß dem Vetter sein Geld, und behalt deine Freiheit! Sieh, es könnte mich schon ärgern, wenn ich einen reichen Oheim hätte. Ich will nichts, als was alle Menschen haben oder haben können: Arme, und ein Herz voll Muth."

Darf ich denn meinem reichen Vetter darum, weil er reich ist, nichts zu Gefallen thun?

„Zu Gefallen, hm! Aber wenn er sagte: du sollst, oder du bist mein Erbe nicht! dann verböte ich ihm auf der Stelle, mich zum Erben einzusetzen. — Sag es nur gerade heraus, wenn dir sein Geld so sehr am Herzen liegt!"

Was Geld! Aber er sieht es gern, daß ich studiere. —

Die Idee, Soldat zu werden, blieb unerschütterlich fest in Alexanders Seele. Er setzte allen Gründen, die man ihm dagegen anführte, am Ende weiter nichts entgegen, als sein: „ich will, ich muß Soldat seyn! Als die Reichstruppen hier standen, wie zahm waren da nicht die Bürger! Wagte es wohl einer, den großen Friedrich zu loben, und zu sagen: er ist ein König, und ihr seyd Räuber? Unser hochmüthiger Herr Bürgermeister, der die Bürger Stunden lang warten läßt, und sie oft mit grimmigen Blicken ansieht: wie freundlich und thätig war der, wenn nur so ein Reichssoldat etwas wollte! Kurz und gut: ich werde Soldat."

Er studierte mit steter Hinsicht auf diesen Zweck, und ließ sich nicht irre machen. Mathematik, Geschichte, Geographie und lebende Sprachen waren der Gegenstand seines Fleißes; was ihm für den Soldaten unnütz zu seyn schien, vernachlässigte er gänz-

lich. Auch seinen Freund Karl beredete er in Kurzem zu der Wahl dieses Standes. Frau von Saldorf, die den unbiegsamen Geist ihres Sohnes kannte, gab endlich ihre Einwilligung, und nun lernten die beiden jungen Leute auch reiten und fechten; kurz, sie bildeten ihren Körper durch mancherlei Uebungen, so wie ihren Geist durch die nützlichsten Wissenschaften.

Alexander, der die Cyropädie wohl zwanzigmal gelesen hatte, und über alles darin nachdachte, wußte sehr wohl, was ein Soldat verstehen und können muß. Er hatte ein hartes Lager, und stand noch vor Tagesanbruch auf; in jedem Wetter ging er mit Karln in's Freie, und übte sich im Laufen, Springen, Schwimmen, Klettern und Schießen. Karl wäre zuweilen beinahe ermüdet; doch seine Liebe zu Alexandern stärkte ihn immer wieder.

Das alles gab den beiden Knaben hinlängliche Beschäftigung; es konnte aber doch den Kreis ihres Wirkens nicht ausfüllen. Alexander sagte oft: „Soldat! Und was

dann weiter? Karl, was weiter?" — Dann versank er in seltsame Träume, in denen ihm das Soldatenleben nicht viel anders vorkam, als ein Rad, das umläuft, bis es, an einem Steine zertrümmert, da liegt. „Karl," hob er dann wohl wieder an: „wärest du nicht . . . Ich wollte lieber wie ein Gespenst umher irren auf der ganzen Erde, von Pol zu Pol, als ewig wachen und schlafen, ewig dasselbe sehen und hören."

Bist du meiner überdrüßig geworden? fragte Karl.

„O, das ist es eben!" antwortete Alexander heftig; „daß mit dir mir alles gut, groß und edel ist, und ohne dich alles wie gar nichts. Aber wenn ich dich verlöre, wenn du von meiner Seite wichest . . ." Beide gaben einander die Hand darauf, das nie zu thun.

Barneck und Saldorf waren jetzt im funfzehnten Jahre, wo der Jüngling anfängt die Liebe zu fühlen, und wo ihn eine süße Sehnsucht gegen alle Mädchen blöde macht, wenn

er nicht in vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geschlecht erzogen, oder wenn seine Phantasie nicht mit unreinen Bildern vergiftet ist. Beides war bei ihnen nicht der Fall; und so mußte ihnen die Natur ihrer erwachenden Sehnsucht fremd seyn. Die scheue Blödigkeit, die sie jetzt bei allen jungen Mädchen befiel, war ihnen lästig, besonders Alexandern, der diese Blödigkeit für Furcht hielt, und sich schämte, daß er die Freimüthigkeit der jungen Mädchen nicht erwiedern konnte. Er wollte sich für seine Unbehaglichkeit rächen, und äußerte — wie so mancher Jüngling in seiner Lage — eine Art von Verachtung gegen die Mädchen, mit denen er umging: eine Verachtung, die gewöhnlich bei dem ersten auszeichnend freundlichen Lächeln eines schönen Mädchens auf immer verschwindet. Die Liebe, so wie er sie an einigen jungen Leuten seines Alters bemerkte, schien ihm eine weichliche Schwachheit, und so verächtlich, daß er sich vornahm, allen Umgang mit dem andern Geschlechte zu vermeiden; und auch hier-

in befolgte Barneck das Beispiel seines Freundes.

Auf einmal verbreitete sich in Deutschland das Gerücht von einem bevorstehenden neuen Kriege, und in allen Zeitungen las man, daß die großen Mächte Truppen an ihre Gränzen marschiren ließen. Um eben diese Zeit starb Frau von Saldorf. Jetzt schien es Alexandern der rechte Augenblick, seinen Plan auszuführen. Er und Barneck faßten den Entschluß, dem Fürsten ihre Dienste anzubieten. Sie sagten Niemanden etwas davon, ausgenommen einem invaliden Officier in **r, den sie kannten, und von dem sie mancherlei für ihr künftiges Leben Brauchbares gelernt hatten; denn sie sahen wohl ein, daß Barnecks Vormund ihrem Plane, wenn sie ihn nicht sehr schnell und heimlich ausführten, Hindernisse in den Weg legen konnte. Der Officier gab ihnen ein Empfehlungsschreiben an seinen ehemaligen Chef in der Residenz mit, worin er die beiden jungen Leute mit Enthusiasmus lobte. „Haben jemals,“ sagte er in seinem Briefe,

„junge Leute den Militairstand mit Ehre ergriffen, so sind es die beiden, die ich Ewr. Excellenz zuschicke. Ihre Sitten sind rein, ihr Herz voll Muth, ihr Kopf voll Kenntnisse. Ein Paar solche junge Leute wird Serenissimus nie wieder bekommen."

Sie gaben in der Residenz ihren Brief ab, und wurden auf den folgenden Morgen zu dem General bestellt. Bescheiden, und dennoch mit Dreistigkeit, traten sie in sein Zimmer. Der General sah die edle Haltung und die blühende Gesichtsfarbe Beider mit Wohlgefallen, und blickte von ihnen seufzend auf seinen Sohn, der hohläugig neben ihm stand.

Sie waren ohne alle Verlegenheit bei des alten Generals Fragen, und blieben ihm keine Antwort schuldig, als er sie, nicht bloß in den Anfangsgründen der Mathematik, examinirte. Er sagte zuletzt: in dem Briefe steht kein Wort zu viel, Ihr Herzensjungen! Aber, wie ist es mit dem Uebrigen, was der Soldat auch wissen sollte, und so selten einer weiß? Da sind ein Paar Herren, die Euch

ein wenig prüfen werden." — Die beiden Gelehrten gaben ihnen, nach einer langen Unterredung über allerlei wissenschaftliche Gegenstände, das Zeugniß, daß ihre Kenntnisse sehr gut geordnet wären. — „Gut geordnet?" sagte der General. „Nun, Kinderchen, so Gott will, soll aus Euch etwas werden! Aber von der Muskete anfangen; versteht sich, Junker sogleich. Wie wird die erste Wache schmecken! oder ein Marsch, so tief in Koth, und wohl gar im Dublirschritt? Davon steht in den Büchern nichts."

Um Vergebung, sagte Alexander, davon steht in den Büchern sehr viel; und, Herr General, die gesunde Vernunft giebt es ja, daß so etwas von Jugend auf geübt werden muß, wenn man ein guter Soldat werden will. Wir können wachen, auf bloßer Erde schlafen, schwimmen, laufen, zehn Meilen gehen, ohne gerade ganz müde zu seyn, auch fechten, reiten und schießen.

„Nicht auch Brot backen, Zelte machen, und zaubern dazu? . . . Anton, du bist ja ein recht guter Fechter. Hole einmal ein

Paar Rappiere." Anton focht, konnte es aber gegen Alexandern nicht lange aushalten. „Laßt gut seyn," sagte der General; „das andere glaub' ich, ohne daß ich es sehe. Also schwimmen, laufen, zehn Meilen gehen! Man sollte Euch zu Zuchtmeistern der Junker und Fähnriche machen, nicht zu Junkern. Aber, Kinderchen, wie seyd Ihr denn dazu gekommen, das alles zu lernen?"

Vom achten Jahre an waren wir entschlossen, Soldaten zu werden; und da ging es von selbst.

„Nun? doch wohl bei der Kavallerie? Die knappe Uniform, der Engländer, der sich bäumt, wenn ein hübsches Mädchen am Fenster steht: nicht wahr?"

Bei der Infanterie, Herr General, wenn wir bitten dürfen. Sie ist der Kern jedes Heeres, und das Werkzeug fast aller Siege.

„Anton! thu beide Ohren auf! — Aber Ihr spracht ja vom Reiten, Kinderchen."

Jeder Soldat muß reiten können. Ich denke, Herr General, wir können es, so viel ein Infanterie-Officier es nöthig hat.

„Nun, Kinderchen, es ist bald elf Uhr. Wir müssen auf die Parade. Hübsch dreist, wenn Se. Durchlaucht Euch etwa sprechen will."

Der alte General lobte dem Fürsten die beiden jungen Leute so warm, daß dieser sie zu sprechen verlangte, und sie nach einer kurzen Unterredung seiner Gnade versicherte. Auch er ließ in seiner Gegenwart eine Prüfung mit ihnen anstellen, und sie fiel eben so aus, wie die erste. Die jungen Leute wurden nun als Junker angestellt, und man versprach ihnen, daß sie in Kurzem Officier seyn sollten. Der Fürst erzählte von ihnen bei der Tafel, und machte mit dem General einen Plan, alle Junker eben so erziehen zu lassen; doch nach vier Wochen waren Plan, Junker und die beiden jungen Leute vergessen: nur von dem alten General nicht, der sie wöchentlich einmal zu Tische bat, weil er sie wirklich liebte.

Barneck und Saldorf machten nun Plane, wie schnell es mit ihrem Avancement gehen sollte, und wunderten sich, daß sie so

gänzlich vergessen wurden. Doch die übrigen Junker, und auch die Fähnriche in der Residenz, hatten nicht vergessen, daß ihnen Jene als Muster vorgestellt worden waren. Sie spotteten über die hochmüthigen Pedanten — so schalten sie Beide — bis endlich Alexander einen von ihnen so derb zeichnete, daß den Andern die Lust zum Spotten und Necken wohl vergehen mußte. Der alte General trieb indeß so lange, daß die beiden Freunde endlich nach zwei Jahren Officiere wurden. Jetzt war aber Alexander seiner Lage schon so überdrüßig, daß er gern wieder heraus gewesen wäre, und daß nur Theils Karl, Theils eine geheime Scham ihn darin zurückhielt. Er trug seine Ketten schweigend, und erfüllte seine Pflichten, doch ohne Eifer: „denn," sagte er, „Krieg wollte ich; die Parade ekelt mich an." Der sanftere Barneck fühlte die Ketten weit weniger, die für Saldorf unerträglich waren. Er versah seinen Dienst mit Ordnung, und seine Vorgesetzten liebten ihn, weil sie sich auf ihn verlassen konnten. Ein jährliches Einkommen

von vierhundert Thalern setzte ihn in Stand, manchem Gemeinen wohlzuthun. So war er denn geliebt und durch den Umgang mit seinem Freunde Saldorf sehr glücklich. Beide sahen bald, wie wenig Kenntnisse der gewöhnliche Officier nöthig hat, und nun verlor sich ihr Eifer fort zu studieren. Alexander lebte in seiner Gedankenwelt, in ewigem Streben nach Genuß, und ewigem Widerwillen dagegen. Er fühlte den heftigsten Durst, und doch den stärksten Widerwillen, ihn in einem Sumpfe – so nannte er das Leben sehr oft — zu löschen. Seine Liebe zu Karln blieb dabei ganz unverändert, und wurde eine wahre Leidenschaft; denn Karl war der Einzige, der — zwar seinen Enthusiasmus nicht mit ihm theilte, aber ihn doch bewunderte.

Saldorf fand die Menschen tief unter dem Bilde, das er sich von ihnen gemacht hatte, und verachtete sie. Barneck fand sie nicht anders; er liebte sie aber dennoch.

Man hätte hören müssen, wie der Capitain selbst das alles erzählte; wie er dabei

seinen Freund immer als Hauptfigur in das hellste Licht stellte, und sich nur als Nebenfigur in den Schatten; wie er nach jeder kleinen Anekdote, die Alexandern Ehre machte, mit klagenden Tönen ausrief: „nun ist er todt, der edle Alexander! und alle meine Freude ist mit ihm hin!"

Von diesem Zeitpunkte an waren in der Erzählung des Capitains, wie ich wohl merkte, hin und wieder einige Lücken; oder wenigstens verstand ich damals die einzelnen Worte nicht, die er über die nächstfolgende Periode seiner Geschichte sagte. Saldorf konnte zuletzt den Unmuth nicht mehr verbergen, mit dem er diente. Er wurde einsamer, zurückgezogener, grillenfängerischer, als jemals; doch auf einmal stürzte er sich wieder in das lauteste Getümmel der Menschen: er trank, er spielte mit Leidenschaft, er tanzte und durchschwärmte ganze Nächte. Seine Kameraden glaubten, ihn schon gewonnen, Barneck, ihn schon verloren zu haben.

Barneck wartete eine Nacht auf ihn, und saß noch bei einer Arbeit, als Saldorf sich

endlich, kurz vor Tagesanbruch, einfand. Kommst du, Alexander? fragte er. — Alexander lächelte. „Bist du bei Kasse?" — Karl gab ihm den Schlüssel zu seinem Pulte. — „Ich nehme viel; denn ich habe viel verloren, und auf mein Wort noch dazu." — Das habe ich vorausgesehen; darum habe ich viel gespart. Dir ist das Spiel nur ein Spiel; und wem es nicht mehr ist, der verliert gewiß.

„Weniger als ein Spiel!" antwortete Alexander. — „Zum Schlafen ist es zu spät. Komm in's Freie; wir wollen den Sonnenaufgang sehen."

Es war keine Wolke am Himmel, als die Sonne über den Horizont trat. — So rein war unsre Jugend, sagte Karl.

„Ja! Und am Mittage hangen schwarze Gewitterwolken umher, und am Abend ist es vorbei."

Karl ergriff seine Hand, und sah ihm hell in die Augen. Alexander, es ist mit dir nicht mehr so, wie sonst! Ich fürchte, du trinkst aus dem unreinen Sumpfe, wie

du das Leben ehemals immer nanntest. Das Spiel ist eine verderbliche Leidenschaft; das Trinken . . .

„Leidenschaft? Wenn es die wäre! Es ist gar nichts."

Und du treibst es mit Leidenschaft! Desto schlimmer, Alexander. Du schwärmst, du machst aus Nacht Tag.

„Guter Karl, wenn du das denkst — Ja, ich spiele, trinke, schlage mich, tanze und schwärme. Ich möchte dem Leben Leben abgewinnen; möchte der todten Masse Bewegung geben. Doch, es geht nicht. Was mich beim Spiel unterhält, sind die habsüchtigen Blicke, das Toben der kleinlichsten Leidenschaften um das Elendeste, was die Erde hat, ein Paar Stückchen Gold. Könnte ich nur habsüchtig seyn, so wäre ich doch etwas! Ich setze mein Geld gegen verzerrte Gesichter, gegen Grinsen, und Zähneknirschen, wie man ja auch Geld giebt, um Zwerge und Mißgeburten zu sehen. Leidenschaft? Da thust du mir Unrecht. Ich bin schon längst des ganzen Getreibes müde."

So unterlaß es, lieber Alexander.

„Gieb mir deine Ruhe, deinen stillen Sinn! Was kann ich denn dafür, daß ich mir vor der Compagnie mit dem „An! Feuer!“ wie ein Uhrwerk vorkomme, und daß mir alle Menschen Puppen sind, deren Getriebe der Zufall mit einem goldenen Schlüssel aufzieht!“

Hast du es nicht gewünscht, Alexander?

„Dieses Einerlei, dieses ewige Umdrehen des Rades, gewünscht? Mein Wunsch war, so toll er auch seyn mochte, doch wenigstens Bewegung, Lärm — wie das Kind Geräusch haben will, um sich zu unterhalten. Ich weiß jetzt wohl, es würde mir nicht besser seyn, und wenn ich auch wie Gengis-Chan, die ganze Erde durchzöge. Am Ende würde ich doch ermattet fragen: was nun? was nun? . . . Sieh mich nicht so bedenklich an! Es geht mir nahe, daß ich dich oft so betrüben muß. Ich thue ja alles, was mir möglich ist: ich springe umher unter dem Gewirre von Puppen, und möchte gern endlich dem Dinge Geschmack abgewinnen. Aber ich

kann's nicht. Mit dir möchte ich einsam leben, und irgend eine Beschäftigung haben, die meinen heißen Durst befriedigte. Jeden Thoren beneide ich um sein Steckenpferd. Ich wollte, daß ich Münzen sammeln könnte, oder Pfeifenköpfe, oder Tauben, oder Blumen. Was ist denn alles Andre, was wir auf Befehl, und eben deshalb ungern, thun? Ich weiß wohl, die Künste füllen die Leere des Lebens aus. Aber es fehlt mir an irgend etwas dazu. Ich spiele das Klavier, und du weißt, ich sitze Monate lang davor. Es kostet mir Mühe mich loszureißen; doch ich muß! ich muß! Ja, könnte ich, wie du, mit stillem, liebendem Sinne mich hinsetzen, eine schwere Passage oder eine Fuge einstudieren, und dann mich über das Gelingen erfreuen! Aber da fang' ich ein fröhliches Allegro an. Beim zehnten Takte greife ich einen Accord, der nicht auf dem Notenblatte steht; und nun wiege ich mich auf eigenen frohen Tönen. Nach einer Minute bin ich im Adagio. Mein eigenes Spiel zerschmelzt mich in eine wehmüthige

Sehnsucht nach einem Leben, dessen himmlische Harmonieen in meiner Brust erklingen, und von dem kein Ton auf diese Erde, in dieses niedre Leben, gehört. Ich könnte bei diesen Tönen sterben, wie der Schwan bei seinem Gesange sterben soll. Sieh, dann ist Ehrgeitz, die ganze bunte Welt, und alles, alles verschwunden; es bleibt von der weiten Erde nur ein grünes, lichtes Thal vor meiner Seele: ein stilles, einsames Thal, worin diese sehnsuchtsvollen Töne, so geistig wie Gedanken, erklingen. Dahin wünsche, dahin sehne ich mich; und nur mit dir! Aber du liebst mich nicht! du bist nicht ich! . . . Karl, werde nicht böse, daß ich dir das sage. Ich bin ein Thor, daß ich etwas Unmögliches verlange. Aber dies ist es, was mich umher treibt: eine Liebe, wie vielleicht kein Herz sie hat. Wir sind zwei, Karl. Ach, das Eins-seyn ist so schwer; und doch ist daran mein Glück gebunden."

Du meinst sonst etwas, vielleicht die Liebe zu einem Mädchen.

„Nein, Karl. Was ist denn die Liebe zu

dem Weibe anders als Begierde, als ein sinnlicher Trieb? Nein, es ist unsre Liebe, unsre Freundschaft. Du verstehst mich nicht, das seh' ich an deinem Kopfschütteln. Aber genug, ich wünsche etwas, das ich nicht kenne: etwas außer mir, das ganz mein ist, ganz!"

Ganz? Bin ich denn nicht ganz dein? Alexander, würde ich nicht jeden Augenblick für dich sterben?

„Das würdest du. Aber doch bist du nicht ganz mein; du liebst noch etwas außer mir, ich noch etwas außer dir. Unsre Liebe hat Gränzen."

Karl legte die Hand an die Brust, und lächelte. So stürmt es freilich hier nicht; es giebt aber Stunden, Alexander, wo auch ich mich hinaus sehne. Dem begegne ich indeß, wenn es mir zu arg wird, mit Arbeiten. Ich glaube, die Sehnsucht in unsrer Brust ist wie ein guter Geist, der uns vorwärts treiben soll im Guten, in jeder Tugend. Du willst den Sprung mit Einem Male thun, über das Leben hinaus; und das ist nichts. —

Nach dieser Unterredung veränderte sich alles ganz und gar. Alexander rührte keinen Würfel, keine Karte mehr an, war viel zu Hause, trieb mit Leidenschaft Musik, und lebte immer still und wortarm mit Barneck zusammen. So verliefen einige Jahre, und nun wurde Alexander auf einmal heimlich, bekam Arrest, wurde beim Avancement übergangen, und blieb dabei gleichgültig.

Wie ist das? fragte Karl. Uebergangen? Warum? Eine Ursache muß das doch haben.

„Freilich!" antwortete Alexander lachend. „Dich verdrießt das; mich nicht. Ich wollte, sie schöben mich wieder rückwärts, als Junker, aus dem Stande hinaus, den ich jetzt hasse. Es ist nichts, glaube mir. Sind sie so zufrieden wie ich, so ist uns Allen recht wohl."

Nein, das ist eine Beschimpfung, die du nicht sitzen lassen mußt. Ich nehme den Abschied mit dir, wenn man dir Unrecht gethan hat.

„Beschimpfung? Wie du auch die Sachen nimmst! Es ist mir sogar lieb; denn wenn

ich noch einmal übergangen werde, so kann ich mit Recht den Abschied fodern."

Warum aber?

Alexander lächelte, und schwieg. — Man wollte von Händeln zwischen ihm und dem Sohne des Herrn von Zabern wissen. Zabern war Oberhofmeister und der Liebling des Fürsten; sein Sohn geheimer Legations-Rath, ein gewandter, witziger, satirischer Kopf, der die Welt, den Hof und die Weiber liebte, ob er gleich über das alles unaufhörlich spottete. Sein Vater, der stolzeste Mann von der Welt, war sehr reich, aber dennoch habsüchtig; kriechend gegen den Fürsten, und ein Tyrann aller Menschen, die unter ihm standen. Er hatte drei Kinder, denen er die sorgsamste Erziehung geben ließ. Seine Grundsätze aber, die er moralische nannte, waren nur Maximen einer verfeinerten Sinnlichkeit, welche alles, was die Lehrer seiner Kinder zur Bildung ihrer Herzen thaten, wieder vereitelten. Alle drei Kinder hielten das System ihres Vaters für das wahre System des Lebensgenusses, und

die Lehren der Sittlichkeit für ein Netz, gemeine Köpfe zum Nutzen der bessern darin zu fangen. Ihr Vater pflegte z. B. zu sagen: die Lehre von einem künftigen Leben ist der Reif, worin der Falke so lange hin und her gewiegt wird, bis er zahm genug ist, dem klügeren Jäger zu dienen.

Saldorf lächelte, so oft Barneck den jungen Zabern mit bedeutendem Tone nannte, und schwieg. Auf einmal war eine große Veränderung an ihm sichtbar. Er ging träumend, mit funkelnden Augen, umher. Wenn Barneck ihn fragte, fiel er ihm mit dem Lächeln eines Seligen um den Hals, drückte ihn an sein Herz, und antwortete: „ich bin ja jetzt so glücklich!" Karl ließ ihn seines Glückes genießen, und fragte nicht weiter.

Nun gingen die Unruhen in Amerika an. Saldorf erklärte sich für die Kolonieen, und mit einer Begeisterung, wobei er Zeit und Ort vergaß. Als die Engländer Truppen von dem Fürsten in Dienst nahmen, wurde Saldorf ausgewählt, mit nach Amerika zu gehen. Er foderte seinen Abschied, und er-

klärte dabei, daß er nicht gegen Menschen fechten könne, welche die theuersten Rechte der Menschheit vertheidigten; und er bekam den verlangten Abschied, nicht in den gnädigsten Ausdrücken. Seine Kameraden würden ihn der Feigheit beschuldigt haben, wenn sie nicht schon Beweise seines Muthes gesehen und sogar empfunden gehabt hätten.

Auf einmal wurde er wieder als Officier unter einem Regimente, das nach Amerika hin sollte, angestellt. Du gehst nach Amerika? fragte Barneck. „Ja,“ antwortete Saldorf finster. Auch Barneck meldete sich nun, ohne Saldorfs Wissen, zum Dienst über See, und bekam eine Compagnie bei eben dem Regimente, in welchem Saldorf angestellt war. Dieser bat und beschwor seinen Freund, in Europa zu bleiben; auch gab er ihm sogar zu verstehen, bei seiner neuen Anstellung sey etwas Geheimes. Barneck fragte ihn aber: gehst du über's Meer? — „Ja!“ — Nun, so gehe ich mit dir.

In Amerika verschwand Alexander, und auf der Reise nach der Levante ertrank er.

Das erzählte mir der Capitain mehrere Wochen hindurch, und jede kleine Scene schloß er mit dem Ausruf: nun ist er todt, mein Alexander!

4.

Die Veränderung.

Wir waren schon zwei Monate in der Residenz. Der Fürst interessirte sich am Ende für den edlen Capitain, so sehr er sich auch Anfangs durch dessen Betragen beleidigt gefunden hatte. Er wollte ihn gern auf eine gute Art wieder anstellen; doch alles, was man that, um ihn dahin zu bringen, daß er um neue Dienste bitten sollte, war vergeblich. Man mußte sich endlich entschließen, ihm eine Compagnie mit Beibehaltung seiner Anciennität anzubieten; doch, zu jedermanns Erstaunen schlug er sie aus. Nun glaubte man, der Fürst müßte sehr ungehalten über ihn seyn; doch, zu jedermanns noch größerem Erstaunen, sagte er, als von dem

undankbaren Barneck gesprochen wurde: es läßt sich bei dem allen nicht leugnen, daß er ein Mann ist. Trotzig allerdings; aber ein Mann. Ich gestehe, daß ich ihn ungern verliere, und hätte ihm gern das Unrecht vergütet, das ihm geschehen ist. Der Capitain erfuhr das. „Trotzig?" sagte er nachher zu mir: „Gott weiß, das bin ich nicht. Der Fürst ist sehr gnädig; ich muß aber in die Einsamkeit, meinen Alexander zu betrauern. Was kann ich denn noch dienen! Ich bin feig geworden. Mit meinem Alexander habe ich alle Lust und Freude am Leben verloren. An das Grab, an sonst nichts, mag ich denken."

Der Tag zu unsrer Abreise aus der Residenz wurde festgesetzt. Etwa vier Wochen vorher kam ein alter, dürrer, schlechtgekleideter Mann zu dem Capitain. Es war sein Oheim, der reiche Geizige. Er fand den Capitain in einem schlichten Ueberrocke, und das Zimmer sehr einfach möblirt. Erst, nachdem er die kleinen funkelnden Augen überall umher geworfen hatte, nannte er seinen Nahmen.

„Willkommen!" rief der Capitain mit freudiger Rührung: „theurer Bruder meiner guten Mutter!"

Ich weiß wohl, sagte der Mann mit leiser Stimme, worauf das zielt, Herr Hauptmann. Sie sind doch noch im Militair?

„Nein, ich habe abgedankt." — Der Capitain mußte erzählen, und nun umfaßte ihn der Alte mit seinen dürren Armen. Das hatte ich gehört, sagte er; und ich wollte mich doch erkundigen, ob es wirklich so wäre. Aber — das Schicksal spielt seltsam mit uns. Ich bin während der Zeit, da Sie Soldat waren, arm geworden.

„Arm?" fragte der Capitain gutherzig; „wirklich arm? Lieber Herr Vetter, nehmen Sie es mir nicht übel — so arm, zum Exempel, daß Sie Hülfe bedürften?"

So arm, daß ich in meinen alten Tagen Mangel leiden muß.

„Nein, das sollen Sie nicht! Bei dem heiligen Andenken an meine gute, selige Mutter: das sollen Sie nicht! So lange ich Brot habe, muß es Ihnen nicht daran

fehlen. Viel habe ich nicht; es reicht aber hin für uns Beide, lieber Herr Vetter. Ich bin genügsam, an Sparsamkeit gewöhnt, und Sie auch: so werden wir ja satt haben." Der Alte erwiederte grinsend: hm! das freuet mich; das ist gut! Ich höre es gern, daß Sie genügsam sind. Gott Lob! ich bin es auch gewesen; und da Sie dem Soldatenstande entsagt haben, so — sind Sie wieder mein lieber Vetter, und das Wenige, was mir Gott gegeben hat, soll nach meinem Tode Ihnen gehören. —

Es fand sich jetzt, daß der alte Geitzige seinen Vetter nur hatte auf die Probe stellen wollen. Daß wir ein so einfaches Leben führten, gefiel ihm sehr wohl; daß der Capitain gar nichts von ihm verlangte, gefiel ihm noch besser. Aber doch traute der Alte noch nicht. Er äußerte einmal seinen Widerwillen gegen Testamente. Der Capitain sagte treuherzig: „nun, so machen Sie keins." — Dann aber, erwiederte der Alte, werden Ihnen einige Verwandten, die ich noch habe, meinen Nachlaß streitig machen.

Als der Capitain dabei ganz ruhig blieb, gestand der Alte, daß sein Testament gemacht, und der Capitain sein einziger Erbe sey. Er gab diesem eine versiegelte Abschrift seines Testaments, und die genauesten Nachrichten von seinem sämmtlichen, sehr großen Vermögen. Dann reiste er wieder ab, ohne den Capitain zu bitten, daß er ihn besuchen möchte. Er fuhr auf der öffentlichen Post, und wurde unterweges an einem sehr heißen Tage von einem Gewitter überfallen. Eine starke Erkältung, die Folge davon, zog ihm eine Krankheit zu, und nach einigen Tagen war er todt.

Der Capitain trat ohne allen Streit in den Besitz eines ungeheuern Vermögens; denn er konnte keine Verwandten des verstorbenen Oheims ausfindig machen, so viel und so genau er auch nach ihnen forschte. Er erstaunte über seinen Reichthum, als er dessen Umfang übersehen konnte. „O," sagte er, „nun fehlt mir wieder mein Alexander. Der wußte, wo das Geld reichen Segen trägt. Fraser, fing Saldorf ein-

mal an: wenn ich reich wäre; dann folgte immer ein Kapitel über das menschliche Elend, und wie man ihm abhelfen könnte. Ich werde freilich geben; aber mit solchen Summen ließe sich mehr ausrichten. Arme mögen geben, sagte Saldorf; Reiche müssen wohlthun. Ja, das möchte ich gern; aber wie soll ich es anfangen?" —

Fraser hielt eine lange Rede, worin er bewies, daß ein vernünftiger Aufwand des Reichen das wohlthätigste Mittel sey, dem Armen zu helfen.

„Hm, ja! Auch Alexander sagte so etwas; es klang aber doch anders. Ich wollte, er wäre hier! . . . Nun, so wie bisher, können wir freilich nicht mehr leben."

Fraser bekam den Auftrag, ein Haus für den Capitain zu kaufen und einzurichten; denn Prozesse, die auf einigen Gütern seines verstorbenen Oheims hafteten, machten es nöthig, daß er sich fürs erste in der Residenz aufhalten mußte. Der Capitain bereiste während dessen die Güter, und nahm mich mit. Ueberall fühlten seine nun-

mehrigen Unterthanen die wohlthätige Gegenwart ihres gütigen Herrn; überall fanden bei ihm die Unglücklichen Hülfe, die Gedrückten Ersatz ihres Verlustes, die Klagenden Gerechtigkeit.

Als Fraser mit allem in Ordnung war, gingen wir nach der Residenz. Bei dem Eintritt in seine Zimmer, schüttelte der Capitain unmuthig den Kopf. „Ich bin wohl reich, Fraser," sagte er, „sehr reich; aber das ist doch allzu prächtig, zu schimmernd! Sie haben meinen Geschmack nicht gekannt. Theuer mochte es seyn, doch einfacher."

Fraser erwiederte: es leben hundert Familien ein Jahr lang von der Pracht, die Sie hier sehen. —

„Es ist gegen meinen Willen," sagte der Capitain ungewöhnlich heftig, als ich mit ihm allein war.

Aber, Vater, warum sagst du nicht: so will ich es haben? Warum ist Fraser beinahe mehr Herr in deinem Hause, als du selbst?

„Das will ich dir erklären, mein Sohn.

Er hat einmal das Leben meines Alexander gerettet. Ein berühmter, aber nachlässiger oder unwissender Arzt würde ihn getödtet haben, wenn Fraser ihm nicht heimlich andre Arzenei gegeben hätte. Das gestand er, als Alexander gerettet war. Begreifst du nun, warum ich von ihm so viel ertrage?"

In der Residenz wurde der ehemals arme, abgedankte Capitain jetzt mit ganz andren Augen betrachtet, was Fraser bei der Pracht des Hauses, der Möbel, der Pferde und der Livereien wohl zur Absicht gehabt haben mochte. Menschen, die ihn vorher übersehen hatten, thaten ihm jetzt Schritte entgegen; und der Capitain nahm sie mit seiner gewöhnlichen Gutherzigkeit auf. „Ich weiß wohl," sagte er mit einem ganz kleinen spöttischen Lächeln, wenn Fraser auf diese Menschen schalt; „ich weiß wohl, wie ich mit ihnen daran bin. Wieder besuchen werde ich sie nicht; denn es wäre falsch, wenn ich das thäte."

Er machte alle Einrichtungen so, als ob es schon ausgemacht wäre, daß er niemals

heirathen würde, und Fraser wendete alles nur Ersinnliche an, ihn nicht zu dem Gedanken an eine Heirath kommen zu lassen. Mir war das gleichgültig, doch nicht dem alten Reitknechte, der mit uns die Reisen in Amerika gemacht, und jetzt die Aufsicht über des Capitains zahlreiche Pferde bekommen hatte. Was hilft dem Herrn, sagte der Alte zu Frasern, alles Gold, und die Tapeten, und die Schnurrpfeifereien? Gar nichts! Geben Sie ihm täglich zwölf Schüsseln, anstatt sechs, und goldne, anstatt silberner: das macht ihn nicht glücklich; er ißt ja ohnedies nur von zweien. Bauen Sie ihm ein Haus, so groß wie das fürstliche Schloß: nach Jahr und Tag ist er hier unter den vielen Menschen doch, wie da an dem schönen Strom in den großen, großen Wiesen, wo kein Mensch zu hören und zu sehen war. Ich weiß wohl, der Herr ist sein Lebtage kein Pflastertreter gewesen, und hat das Weibsvolk immer in Ruhe gelassen; aber er hat ein Herz, und würde ein guter Mann seyn und seine Kinder lieb haben:

das

das weiß ich auch. Wenn ich manchmal die Hände zusammenschlug über die Wilden und über ihr Elend; dann sagte er (hier Ludwig ist Zeuge): „hat nicht jeder ein Weib, und Kinder, die er liebt? Das Glück wohnt auch in der dunkelsten Hütte, wenn nur Raum darin ist für Mann und Weib und Kinder. Hören Sie, Herr Fraser, Sie sollten dem Herrn eine hübsche Braut aussuchen helfen."

Hm! sagte Fraser kalt; es würde dir schön gehen, wenn eine Frau in's Haus käme!

Möcht' es doch! Wäre es auch ihr Erstes, mich fort zu jagen — nun immerhin, wenn sie nur den Herrn lieb hätte! Aber ich weiß, daß . . . Indeß der Herr wird am Ende wohl selbst darauf kommen; da verlass' ich mich auf Gott, und auf sein Fleisch und Blut.

Der Alte hatte Recht. Barneck kam selbst darauf, daß ihm etwas fehlte. Er war ein schöner Mann, in der vollen Blüthe seines Alters, und der reichste Privatmann im ganzen Lande. Natürlicher Weise erregte das

in vielen Häusern Aufmerksamkeit, sogar in dem Hause des Oberhofmeisters von Zabern. Die älteste Tochter, Amelie, ein in der That sehr reitzendes Mädchen, fand, wie viele andre, den Capitain sehr schön. Sie hörte es also gar nicht ungern, als ihr Vater einmal in dem engsten Familienzirkel die Idee berührte, ob es nicht möglich wäre, den Capitain Barneck in die Familie zu bringen. Die Mutter lachte, als bei diesen Worten Amelie'ns Gesicht mit einer Purpurröthe überzogen wurde, und sagte, mit einem Wink auf die Tochter: es sind mehr Personen im Hause, die das wünschen. Nur Schade, fuhr der Oberhofmeister fort, daß er ein so seltsamer Mensch ist! Es wird nicht leicht seyn, ihn zu gewinnen.

Warum nicht? sagte der Sohn. Mit einem solchen Gesichtchen voll holder, jungfräulicher Scham? Das liebt der fromme Schäfer.

„Du hast Ursache, erbittert gegen ihn zu seyn," ewiederte Amelie, mit Gluth des Eifers im Gesichte.

Du sollst mich als Wachtelpfeife gebrauchen dürfen, Amelie; aber es muß ein Choral seyn, den ich pfeife, und . . . —

„Wer verlangt das!" fiel Amelie hitzig ein. „Zwar bin ich nicht so eitel wie du, doch stolz genug, mich nicht ausbieten zu lassen. Ich verbitte mir alle Schritte von dir, ob ich gleich recht gern gestehe, daß der Herr von Barneck ein sehr würdiger Mann ist."

Du könntest wohl hochwürdiger sagen; würdig nennt man ja die Landprediger. Uebrigens, mon cher père, gesteht sie mit dem Titel, den sie ihm giebt, schon viel, und ich wollte darauf schwören, daß sie schon längst an diese Partie gedacht hat. Ihr Ton ist so feierlich, als ob sie den Prediger und den Altar schon sähe. Indeß, Amelie, trotz dem allen kennst du den Köder nicht, der auf den Angel gesteckt werden muß, wenn du diesen Goldfisch fangen willst.

Der Vater ging mit den Worten: ich will es überlegen! aus dem Zimmer, wie er es jedes Mal that, wenn sein Sohn anfing

Possen zu treiben. Denn — fuhr der Sohn fort, und die Mutter, deren Liebling er war, legte sich lächelnd in den Sofa zurück —: denn mit deinen sieben freien Künsten der Koketterie kommst du hier nicht durch. Erstlich, deine Launen, die dich so liebenswürdig, so interessant machen, hält er gerade zu für nichts als Launen, und wenn du dem würdigen Manne damit kämest, so könnte er dir wohl sagen: mein hochgeehrtestes Fräulein von Zabern . . .

„Du kannst es dem Manne nicht vergeben, daß sein Freund den Poltron in dir entdeckte.“

Eduards Gesicht überlief eine schnelle Röthe. Ich habe mich gerächt, sagte er, wenn du seine Frau wirst. Aber sehen möchte ich doch, ob ein Weiberköpfchen Gehirn genug hat, einen Mann zu fangen, der ein wenig außer der Regel ist.

Du möchtest hier gern die Maximen anbringen, die du von den Sträußermädchen in Paris hast. Sie mögen viel Mühe mit dir gehabt haben!“

Hier trat der Vater wieder herein, und sagte: ich habe den Herrn von Barneck zu Tische bitten lassen; er wird kommen.

Amelie ging auf ihr Zimmer, und nach einer Stunde kam sie sehr bescheiden gekleidet wieder.

Sie hat den Nonnenschleier als Köder aufgesteckt! flisterte Eduard seiner Mutter zu, doch laut genug, um von Amelien gehört zu werden. Recht gewiß muß sie ihrer Sache wohl nicht seyn, da sie ihren Plan so weitläuftig anlegt.

„Hm! es wäre nicht übel gewesen, wenn du deiner Sache weniger gewiß gewesen wärest. Elise hat ja alle deine Künste, auf die du so vielen Werth setzest, durchgesehen, und dich ausgepfiffen." — Jetzt flog wieder eine flammende Röthe über Eduards Gesicht.

Die liebe Einfalt, sagte die Mutter lachend, ist oft am allerbesten verwahrt.

„Einfalt, liebe Mutter? Elise sieht meinen Herrn Bruder nie an, ohne ihm durch ein mitleidiges Lächeln zu sagen: die liebe

Einfalt! Ich hoffe glücklicher zu seyn, als Eduard, ob ich gleich nicht so viel Witz, Feinheit und List habe, als er. Der arme Mensch! bedenken Sie nur! Schon sieben Jahre lang giebt er sich Mühe, das liebe, einfältige Mädchen in seinen feinen Netzen zu fangen!"

Pah! pah! sagte Eduard lachend, aber mit der grimmigsten Bosheit im Blicke: der Spaß ist verunglückt.

„Spaß? Und du armer Mensch wurdest bleich und mager vor Liebe und Verdruß. Du hättest den Werther machen können, wenn nur nicht Muth dazu gehörte. Und geben Sie nur Acht, liebe Mutter; wenn er ihr bei Tische etwas zureicht, und sie dann sagt: ich danke Ihnen; so lächelt er, und kitzelt sich mit dem geheimen Triumphe, sie nun doch besiegt zu haben. Wahrhaftig, sie könnte ihn zu einem Heiligen machen, wenn sie es nur der Mühe werth fände."

So stumm, Eduard? fragte die Mutter. Amelie muß doch die rechte Stelle getroffen haben!

„Der arme Mensch! Wir hielten ihn wenigstens für Etwas; doch Elise machte seinen Witz zu Schande, wie Saldorf seinen Muth."

Eduard antwortete mit einem zweideutigen Lächeln. Du möchtest gern erfahren, was ich zu thun Willens bin. Mein Tedeum folgt nach dem Siege. Doch wieder auf den Goldfisch zu kommen, den du zu fangen Lust hast — ich empfehle dir Besonnenheit bei dieser lieben Einfalt.

„Lieben Einfalt! Daß du doch jeden Mann, der ein Mann ist, so schelten willst! Es fehlt dem Capitain eine gewisse Politur: das ist alles. Aber ein Mann ist er, das Zeugniß hat ihm sogar der Fürst gegeben; und ein schöner Mann, das wirst du wohl nicht leugnen."

Eduard verbeugte sich. Wenn du es so ernsthaft nimmst, Amelie, so muß ich aufhören zu scherzen. Wer konnte aber das vermuthen! —

Der Capitain kam, und fand nur eine ganz kleine Gesellschaft. Er war ein wenig

kalt und steif, weil Fraser ihn beim Weggehen erinnert hatte, daß er sich in Acht nehmen möchte. Doch der leichte Ton, der bei Tische herrschte, und die gute Laune der ganzen Familie machten ihn bald heiter. Ein altes Fräulein brachte ihn auf Amerika. Amelie, die ihm gegenüber saß, fand das Gespräch interessant, that hundert Fragen nach der Lebensart der Wilden, und brachte so den Capitain in's Erzählen. Er blieb länger als er gewollt hatte; denn Amelie hörte auch nach Tische nicht auf mit ihren Fragen.

„Fraser, sagen Sie was Sie wollen," meinte der Capitain, als er wieder zu Hause war — „die Menschen mögen falsch seyn, hochmüthig; aber angenehm sind sie." — Er sprach den Oberhofmeister öfter, und wurde von Tage zu Tage mehr von ihm und seiner Familie eingenommen. Amelie hatte es auf ihn angelegt, das sah er wohl; doch alle ihre Schritte waren so jungfräulich, ihre Theilnahme an ihm von so feiner Natur, und für ihn so schmeichelhaft, daß er nothwendig Wohlwollen für sie empfinden muß-

te. „Ich sehe gar nichts Gefährliches dabei," sagte er nach einigen Wochen zu Frasern. „Man weiß, daß ich reich bin, und will mich gern hier behalten: das ist alles. Wollte man mehr, so würde man mich mehr an sich zu ziehen suchen. Das Mädchen ist, wie alle Mädchen, und ich glaube, sogar von besserer Natur, als die meisten andern. Sie spricht doch nicht immer und ewig von Kleidern oder Putz, und weiß mehr, als man einem Mädchen zutrauen sollte. Und ihr Bruder? Alexander konnte ihn nicht leiden; er hat aber doch nie etwas bestimmt Böses von ihm gesagt. Er ist ein fröhlicher Mensch, möchte ich sagen, ein satirischer Kopf, der, wenn sein Geist über ihn geräth, närrische Dinge sagen kann. Aber that das nicht auch Saldorf? und war der zuweilen nicht noch bitterer?"

Der Capitain war in Kurzem gern in Zaberns Hause, oder vielmehr bei Amelien. Er kam uneingeladen, zu allen Stunden; und nun verlor Amelie etwas von der Artigkeit, womit sie ihn sonst empfangen hat-

te: sie behandelte ihn ohne alles Ceremoniel, und ließ ihn z. B. mit ihrer Mutter allein, während daß sie bald diese, bald jene Freundin besuchte. Die Mutter fand dann aber auf eine ganz unschuldige Weise tausend Gelegenheiten, ihn von den Vollkommenheiten ihrer Tochter zu unterhalten. Kam Amelie zurück, so setzte sie sich mit einer liebenswürdigen Heiterkeit zu dem Capitain. Sie spielte oder sang ihm vor, und erlaubte sich allerlei kleine Vertraulichkeiten, zu denen sein Verhältniß sie berechtigte. Bald lehnte sie sich, weil ihr der Kopf weh that, in eine Ecke ihres Sofas; bald hatte sie eine ausgelassen fröhliche Stunde, in der sie Possen trieb, doch so unschuldige, so gutmüthige, daß Barneck immer mit Verlangen auf eine so ausgelassene Stunde hoffte. Sie gerieth, wenn ihre Mutter sie mit dem Capitain allein ließ, bald in diese laute Fröhlichkeit, bald in ein ernsthaftes Gespräch, bei dem sie am Ende, sagte sie, laut über sich selbst lachen mußte, daß es sie bis zu Thränen (und ihre Augen waren wirklich noch naß) hatte interes-

siren können. „Sollte es denn das nicht?“ fragte der Capitain einmal sehr ernsthaft.

Es sollte wohl, antwortete Amelie leicht: das fühle ich in dem Augenblicke, da mich die Rührung überwältigt. Aber, Barneck, ich weiß nicht, wie seltsam Sie immer alle Dinge nehmen! Mein Bruder spottet über alles; mein Vater – nun man verlernt am Hofe sich für irgend etwas in der Welt zu interessiren. Jetzt wissen Sie die Maximen, bei denen ich erzogen bin. Und wenn ich es recht bedenke, so hat mein Vater am Ende doch wohl Recht, daß jeder leidenschaftliche Ausbruch einer Empfindung eine sentimentale Thorheit ist. Bei Ihnen aber ist man nicht eine Minute sicher, eine solche Thorheit zu begehen. Ich bin gewohnt, das Leben wie einen Tanzsaal fröhlich zu durchschwärmen; Sie aber, Barneck, machen mich zuweilen an meiner Weise irre.

„Ich wünschte, das zu können, liebes Fräulein,“ sagte der Capitain mit einem angenehmen Lächeln. „Sie sind besser, als Sie selbst glauben.“

Das Fräulein stand nachdenkend da, seufzte, schüttelte sanft den blonden Kopf, und heftete dann die großen blauen Augen auf die seinigen. Sie werden noch machen, hob sie dann wieder an, daß ich nicht mehr in mein Verhältniß passe; denn bei unserm Putzen für eine Cour fallen mir schon Ihre Wilden ein, die ein Paar Stunden hinter einem Gebüsche sitzen und sich bemahlen. Du bist toll, Amelie, würde mein Vater sagen.

„Und er hätte Unrecht; denn es ist geradezu dasselbe. Bedenken Sie doch nur, Fräulein . . .”

Nein, nein! ich will nicht bedenken; denn seitdem ich Sie kenne, ist mir ohnehin unser Getreibe zuweilen nichts mehr als eine Armseligkeit.

Der Capitain lächelte, und bemerkte nicht, daß Amelie ihn nach und nach mit dem Leben in der großen Welt, mit diesen Armseligkeiten, weit mehr versöhnte, als Er sie damit entzweiete.

Endlich nannte Amelie einmal den Nahmen Saldorf, den der Capitain in die-

sem Hause noch nie hatte nennen mögen, weil der jüngere Herr von Zabern ihn haßte. „Sie kannten ihn, Fräulein?" fragte der Capitain mit finstrer Stirn.

Wohl kannte ich ihn. Ich möchte fast sagen, Sie hätten etwas von diesem seltsamen Kopfe. Er war ein Grillenfänger, ein Schwärmer, der immer über oder unter den Sternen schwebte, und nie auf der Erde. Der Himmel mag es mir vergeben — dieser Saldorf steckte mich zuweilen mit seiner Schwärmerei so an, daß er mich richtig mit über die Sterne fortriß. Mein Bruder haßte ihn; mein Vater hielt ihn für einen Heuchler; meine Mutter . . .

„Und Sie, Amelie? und Sie?"

Ei nun, wenn ich mit ihm zusammen war — in unser Haus kam er nicht —: so schien er mir Anfangs — nun, etwa ein Thor; aber nach einer halben Stunde sprudelten aus seinen Lippen ganze Welten, Ewigkeiten, Unendlichkeiten. Man lachte; doch ehe ich es mir versah, hatte der Schwärmer mich in seinen Zauberkreis gezogen.

Die Erde war mir unter seinen Beschwörer-formeln nichts, das Leben ein Traum, alle laute Freude nur das verzerrte Lachen eines Wahnsinnigen. Ich träumte mich still mit ihm auf mein Grab, den einzigen Ort, der des Nachdenkens und des Wunsches werth ist. Glauben Sie mir, Barneck, einen solchen Menschen habe ich nie wieder gesehen! Alles spottete über ihn; ich aber konnte mich der größten Achtung für ihn nicht erwehren. Zwar fühlte ich, daß ich Unrecht hatte; aber — wenn diese Thränen etwas Gutes sind, so habe ich es ihm zu verdanken.

„Dieser Saldorf," erwiederte der Capitain, mit einem Gesichte, in welchem Schmerz und Freude lag — „dieser Saldorf war mein Freund, mein Herzensfreund. O, wir waren Eins, wenn je zwei Menschen das gewesen sind. Das Schicksal hat mein Leben zu einer freudenleeren Oede gemacht; denn Er ist todt! . . . Ach, die Ewigkeit, die Unendlichkeit sprudelte nicht von seinen Lippen, wie Sie vorhin sagten; sie lag in seinem unendlichen Herzen."

Amelie schwieg. Todt ist er? fragte sie nach einer Pause mit einem mitleidigen Gesichte; und er war Ihr Freund? O, wann starb denn der edle Mann?

Der Capitain erzählte, was er wußte; und die Thränen, die dabei über Ameliens Wangen rollten, fielen flammend in sein weiches Herz. Jetzt fühlte er zum ersten Male, daß ihm dieses Mädchen, welches seinem Freunde ein so unverdächtiges Lob gegeben hatte, und seinem Tode so heiße Thränen weinte, mehr als bloß nicht gleichgültig war. Er fragte nach den kleinsten Umständen von ihrer Bekanntschaft mit seinem Freunde; und sie merkte, daß sie durch ihre Erzählung das festeste Band um sein Herz schlang. Sie selbst erkundigte sich nun bei dem Capitain, wie die Feindschaft zwischen ihrem Bruder und Saldorf entstanden sey; er wußte ihr aber diese Frage nicht zu beantworten.

Amelie konnte ihre Eitelkeit nicht besiegen: sie sagte ihrem Bruder noch denselben Abend, daß sie den Capitain richtig gefangen,

und welche Künste sie dabei angewendet hätte. — Erobern, erwiederte ihr Bruder lächelnd, ist so schwer nicht; aber das Eroberte behalten! —

Der Capitain sprach diesen Abend von nichts als von Saldorf und Amelien. Fraser ließ sich seine Unterredung erzählen, und sagte dann spöttisch lächelnd: hm! das Fräulein sollte nicht gewußt haben, daß Saldorf Ihr Busenfreund war?

„Wer wußte es denn in der ganzen Stadt?" fuhr der Capitain auf. „Trugen wir denn unsre Freundschaft zur Schau? War es nicht unser stilles Geheimniß, das wir heilig bewahrten? Wußten Sie denn, Fraser, daß er mein Freund war? Sie sahen es erst, als meine unbeschreibliche Angst ihn zu verlieren, mich fast rasend machte. Er hatte seinen Umgang, ich den meinigen. Wie konnte also das Fräulein wissen, was Niemand wußte?"

Fraser lächelte noch eben so spöttisch, wie vorher. Wenn das nicht Netze sind, die man

Ihnen legt, so weiß ich nicht, was man so nennen soll.

Der Capitain gerieth nun in Hitze. „Was ist denn Unnatürliches dabei? Glauben Sie etwa, Fraser, daß dem Menschen Thränen zu Gebote stehen, wie Worte? Zum Teufel, Herr! die heißen Thränen aus des Fräuleins schönen Augen sind auf meine Hand gefallen, und ich möchte sagen, in mein Herz. Das Fräulein ist leichtsinnig, ja! Nun sie konnte nicht anders werden in dem Hause, wo eine Cour so viel ist wie die Ewigkeit, und ein Stern auf der Brust weit mehr als ein gutes Gewissen. Ich behaupte aber, sie war von Natur gut. Es brauchte nur jemand die harte Rinde von ihrem Herzen zu reißen; und das that mein Alexander. Ist es Ihnen nicht eben so mit ihm gegangen? Sie sind kalt, und konnten ihn nicht leiden; aber wenn er anfing, so schmelzte er mit seiner flammenden Seele das Eis in der Ihrigen. Ich bin Ihnen Dank schuldig, Fraser, das weiß ich. Und mögen Sie sagen, oder thun, was Sie wollen, ich werde nie

vergessen, daß ohne Sie Saldorf acht Jahre früher gestorben wäre. Aber wenn etwas zwischen seinem und meinem Herzen war, so hatten Sie das Unkraut ausgestreuet." — Er stand auf, und ging heftig im Zimmer auf und nieder.

Herr Hauptmann, hob Fraser ruhig an; sagen Sie, was Sie wollen: man stellt Ihnen Netze, das ist augenscheinlich.

„Basta!" rief der Hauptmann, und Fraser schwieg mit einer lächelnden Miene. Das konnte der Capitain nicht leiden, und es brachte ihn sonst immer wieder zum Reden. „Ist es nicht genug," sagte er einmal über ein solches Lächeln, „daß man Recht hat? Muß man es denn noch überdies mit Trompeten und Pauken ausrufen? Sagen Sie mit dem Lächeln nicht: du bist ein Tyrann, der mich zum Stillschweigen verdammt, ob ich gleich sehr wohl noch reden könnte? Mein Basta, das ich, weiß Gott, nur sage, um aus der Sache zu kommen, hilft mir dann so viel wie nichts; ich muß aufs neue auf Ihr Lächeln antworten." Heute aber lächelte Fraser vergebens.

Der Capitain ging nach wie vor in des Oberhofmeisters Haus, und mit jedem Besuche wurde er mehr von dem Fräulein eingenommen. „Hören Sie, Fraser,“ sagte er eines Abends: „ich glaube gar, das Fräulein hat Alexandern geliebt. Heute verfing sie sich einmal, und ich — Sie können leicht denken, wie schnell ich dahinter her war. Sie gerieth in eine solche Verwirrung, daß sie mich dauerte. Ich schwieg, Fraser, ohne zu lächeln, damit sie sich wieder erholen könnte. Aber wissen muß ich das. Sie hat ihn immer in Major Knuts Hause gesprochen.“ —

Es wurde ihm in diesem Hause bestätigt, daß Fräulein Amelie von Zabern den Lieutenant Saldorf geliebt habe. Der Capitain triumphirte, als er mit dieser Nachricht zu Hause kam. „Fraser, ein Mädchen, das Alexandern liebte, ist gewiß nicht alltäglich, sondern vorzüglich; denn das muß man seyn, um etwas Vorzügliches zu lieben. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Saldorf war ein schöner junger Mann.

Wenn er gewollt hätte, so würde sich die halbe Stadt in ihn verliebt haben.

„Und Alexander — aber geschwiegen! — Alexander soll nicht gleichgültig gegen sie gewesen seyn, meinte die Majorin. Ich mochte nicht weiter fragen; denn meines Alexanders Geheimnisse sind mir heilig. Nun, ein Mädchen, gegen das Alexander nicht gleichgültig ist, . . ."

. . . und mit dem er allen Umgang abbricht, ob er gleich von so festem Charakter war: das Mädchen muß . . . — Der Capitain wendete sich unwillig ab, und Fraser lächelte dies Mal nicht: denn er hatte wirklich den Sieg erfochten.

„Ich möchte mein halbes Vermögen darum geben," hob der Capitain nach einer Weile wieder an, „wenn ich so auf rechtem Wege erfahren könnte, warum Alexander seinen Umgang mit dem Fräulein abgebrochen hat. Auf rechtem Wege, sage ich. Die Majorin weiß es. Aber Gott soll mich behüten, nach etwas zu forschen, das Alexander mir verschwieg!"

Er ist ja todt! sagte Fraser kalt. — Der Capitain sah ihn verwundert an. — Ich sage, wiederholte Fraser: er ist todt!

„Jetzt also, da er todt ist, und ich ihn noch mehr liebe, als ehemals — jetzt dürfte ich ihn beleidigen, meinen Sie? Herr, und wäre er mir auch ganz fremd gewesen — bleibt denn Pflicht nicht immer Pflicht? Oder glauben Sie, wie das unter euch Aerzten nichts Seltenes seyn soll, daß er mit Leib und Seele todt ist? Wäre er das auch — Herr, möchten Sie den Aschenkrug Ihrer Eltern in den Unrath werfen, weil er nur Asche enthält? Möchten Sie wohl auf dem Grabe eines Menschen, wenn Sie ihn auch gar nicht gekannt hätten, Possen treiben? . . . Nein, das Geheimniß meines Freundes ist mir heilig, was Sie auch darüber sagen mögen." — Er ging schnell hinaus, und Fraser schien dies Mal wirklich beschämt zu seyn.

Wenn das nicht Liebe ist, sagte Fraser nach einer Weile vor sich: nun, so weiß ich nicht, was man sonst so nennt. — Eben diese

Worte wiederholte er, als der Capitain nach einer Stunde wieder in das Zimmer trat.

„Liebe! Ein Mädchen, das Alexandern nicht gleichgültig war, ist es, Gott Lob! auch mir nicht. Aber Liebe! Was man so von Liebe hört und sieht, und was ich selbst erfahren habe — nein, Liebe ist es nicht. Ich achte das Mädchen nur, und könnte es heirathen.“

Selbst erfahren? fragte Fraser.

„Ja, selbst erfahren! Haben Sie nie etwas von einem Fräulein Schenk gehört? Der Vater war arm, und das Mädchen schön und gut wie ein Engel. Ich lernte den Alten kennen, der im siebenjährigen Kriege unter einem Freikorps wie ein braver Kerl gedient hatte. Das erzählte mir ein Officier, als der alte Schenk einmal über den Paradeplatz ging. Ich erkundigte mich weiter nach ihm, und erfuhr, daß er in sehr schlechten Umständen lebte. Höre, sagte ich nun zu Alexandern: der alte Schenk ist ein braver Mann, und muß hungern! — Kurz, wir wollten ihm so ein Sümmchen Geld in

die Hände spielen. Ich gehe hin, finde die Leutchen, Vater und Tochter, in der allerbittersten Armuth, und bringe mein Päckchen an, so gut es gehen will. Der Alte kommt in's Erzählen. Ich sehe von Zeit zu Zeit auf das hübsche Mädchen, das damals etwa funfzehn Jahr alt seyn mochte, besuche die Familie öfter, und bin nach vier Wochen zum Sterben verliebt. Alexander lachte, als ich ihm das gestand (wir waren damals zwei und zwanzigjährige junge Bursche): aber er sah, er sprach das Mädchen; und da lachte er nicht mehr. Ich sagte dem Vater: wenn seine Tochter zwanzig Jahre alt wäre, dann wollte ich sie heirathen. Bis dahin würde ich ihr nichts von meiner Liebe sagen, und auch er möchte das nicht thun. Damals fühlte ich, was Liebe ist, damals, als ich dem Mädchen immer so gern gesagt hätte: ich liebe dich; und es doch nicht that, weil ich dem Vater versprochen hatte, zu schweigen. Nach Jahr und Tag weinte das Mädchen, wenn ich kam; und der Vater schien mir verlegen. Es ging augen-

scheinlich etwas vor, das man mir verschwieg. Ich sagte das Alexandern, und er lachte. Nicht lange, so waren die Schenks auf einmal verschwunden, und Niemand wußte, warum, oder wo sie geblieben waren. Ich armer Mensch! — Damals fühlte ich, was Liebe ist; und ohne Alexandern hätte ich es nicht ertragen. Er ging nicht eine Stunde von mir, und war mein tröstender Engel, wenn ich verzweifeln wollte! . . . Nein, so werde ich nicht wiederlieben, Fraser. Damals liebte ich; dem Fräulein Zabern bin ich nur gut."

Der Capitain hatte Recht; er liebte Amelien wirklich nicht. — Eines Abends kam er von einem großen Mittagsessen, das der Oberhofmeister gegeben hatte, ganz still und in sich gekehrt nach Hause. Als er nicht erzählte, erkundigte sich Fraser. Der Capitain hatte nicht mit Amelien gesprochen; bei Tische war ein Prinz vom regierenden Hause ihr Nachbar gewesen. Nun redete Fraser lange über die Eifersucht, und über die Falschheit der Mädchen, die alles ihrer Eitelkeit aufopfern.

Der Capitain blieb in sich gekehrt sitzen, ohne Basta zu sagen, und ohne sich an Frasers Lächeln zu kehren. Als aber Fraser hinausgegangen war, sagte er zu mir ganz leise und mit einem höchst angenehmen Lächeln: „mein Sohn, ich habe heute einen Engel gesehen. Laß Frasern schwatzen, und schweig."

Er meinte die Gräfin Elise von Forsting, eine Anverwandte der Frau von Zabern, die in dem Hause des Oberhofmeisters lebte. Sie stand schon im Eßsaale, als die Gesellschaft hineintrat. Eine sehr edle Gestalt mit einem blassen Gesichte, durch dessen Wangen nur ein Hauch von Röthe hervor schimmerte, mit großen blauen Augen und den schönsten Bogen darüber. Ihr Gesicht hatte den Charakter des Ernstes; doch diesen Ernst milderten die reinste Güte und die holdeste Freundlichkeit, so oft sie sich gegen Jemand verbeugte, oder mit ihm redete.

Daß sie in dieses Haus gehörte und eine sehr untergeordnete Rolle darin spielte, konnte der Capitain leicht sehen. Sie saß nicht

weit von ihm; so hörte er sie denn „Gräfin Forsting,“ und von der Frau Oberhofmeisterin „Elise“ nennen. Er wünschte den Ton ihrer Stimme zu hören, und dachte ihn sich als sehr lieblich; aber dennoch übertraf ihre Stimme seine Erwartung. Sie sprach nur wenig; doch in Allem, was sie sagte, war der feinste Sinn, und jedes ihrer Worte traf, wie ein Pfeil, was es treffen sollte. Der Capitain konnte kein Auge von ihr verwenden.

Nach Tische vertheilte sich die Gesellschaft in mehrere Zimmer, die an einen Garten stießen. Elise ging mit einem andern jungen Mädchen, dem Fräulein von Holsten, im Garten auf und nieder, und der Capitain bemerkte, daß sie sich ein Paarmal die Augen trocknete. Die beiden Mädchen umarmten einander dann mit großer Innigkeit, und diese Umarmung gab dem Fräulein Holsten, das gar nicht schön war, in seinen Augen die Würde einer Heiligen. Als Fräulein Holsten wieder in das Zimmer trat, schien sie sich nach jemand umzusehen, und

zu des Capitains Verwunderung war er selbst es, den sie suchte. Sie redete ihn an, brachte das Gespräch auf seinen Feldzug, und kam, nach einem schnellen Uebergange, bald auf Saldorf.

„Er ist todt, mein Fräulein!" sagte der Capitain.

Wo starb er denn?

„Vor Alexandria, wo er scheiterte."

So sagt man, Herr Capitain. Aber könnte er nicht gerettet, oder die ganze Nachricht ungegründet seyn?

„Das dachte ich Anfangs auch," erwiederte der Capitain mit wehmüthiger Stimme.

Was thaten Sie, um sich Gewißheit zu verschaffen?

„Ach, mein Fräulein, ich wäre dem kleinsten Strahl von Hoffnung nachgegangen, wenn ich noch einen gehabt hätte. Leider, habe ich die Bescheinigung seines Todes von der Marine-Direktion in Marseille gesehen!"

Das Fräulein sah ihn jetzt eben so wehmüthig an, wie er sie.

Er wollte fragen, warum die Nachricht sie interessirte; doch es kamen andre Personen dazu, und er mußte schweigen. Von jetzt an ließ er aber das Mädchen, das sich so theilnehmend nach seinem Alexander erkundigt hatte, nicht aus den Augen. Er traf sie noch einmal allein, und fing wieder von Saldorf an. Darf ich Sie bitten, unterbrach sie ihn sehr freundlich, alle Fragen bis auf ein ander Mal zu versparen? In diesem Augenblick trat Amelie zu ihnen, und Fräulein Holsten war mitten in einer unbedeutenden Erzählung, deren Anfang der Capitain nicht gehört hatte. Er versank in tiefe Gedanken, und nahm sich vor, das Fräulein zu besuchen. Im Vorübergehen bat er sie um Erlaubniß dazu, und sie verbeugte sich mit einnehmender Freundlichkeit.

Schon nach einigen Tagen ging er zu ihr, und wurde sehr gütig aufgenommen. Kaum waren die ersten Complimente gewechselt, so öffnete sich die Thür, und Elise trat in das Zimmer. „Wenn ich Sie störe, . . .“ sagte der Capitain, und griff nach seinem Hute.

Gar nicht. Sie wollen wissen, warum mich der Herr von Saldorf interessirt?

„Ja, mein Fräulein; denn ich — O, er war die Seele meines Lebens, und wenn ich mich nicht irre, so hörten Sie die Bestätigung seines Todes mit Wehmuth.“

Ja, Herr Capitain. Wer Ihren verstorbenen Freund gekannt hat — es waren nur Wenige, die ihn kannten! . . .

„Sehr Wenige, Fräulein! Sie kannten ihn also? — Doch nein! Sie kannten ihn nicht; nur ich kannte ihn.“

Er war mein Freund, wie der Ihrige. Sein Tod hat nicht Ihr Herz allein gebrochen!

Die klagenden Töne, womit Fräulein Holsten das sagte, erschütterten den Capitain. Er beugte sich auf ihre Hand, und ließ eine heiße Thräne darauf fallen. „Sie waren seine Freundin?“ sagte er in großer Bewegung: „o, warum, sind Sie denn nicht schon längst auch die meinige! Alles, was er hatte, war ja mein!“ Das Fräulein drückte ihm die Hand, und zeigte auf Elisen, deren

Augen in Thränen schwammen. — Herr Capitain, die Gräfin Forsting war seine erste Freundin. Ich kannte ihn wenig; sie aber kannte ihn ganz.

Elise näherte sich, und versuchte zu reden; sie vermochte es aber nicht, und reichte ihm nur schweigend die Hand. Er war mein Freund! sagte sie endlich gefaßter.

Lassen Sie uns von etwas Anderem reden! sagte das Fräulein Holsten; dies Gespräch greift uns zu sehr an. Doch alle Drei sprachen nur von Alexander.

Als Elise endlich gehen mußte, bot der Capitain ihr an, sie zu begleiten. Sie wurde verlegen, und das Fräulein sagte ihm, er möchte lieber noch ein Weilchen bei ihr bleiben. So wie Beide allein waren, sagte der Capitain mit seiner gewohnten Treuherzigkeit: „Ihre Freundin ist ein Engel des Himmels!" — Sagen Sie das ja dem Fräulein Zabern nicht! erwiederte das Fräulein.

Auf mehr wollte sie sich nicht einlassen, so viel auch der Capitain nach dem Warum

dieser Aeußerung fragte. Ueberhaupt werden Sie wohl daran thun, setzte sie noch hinzu, wenn Sie dem Fräulein von Zabern Ihren Besuch bei mir ganz und gar verschweigen.

5.

Das Testament.

Diese Warnung lag dem Capitain schwer auf dem Herzen; denn sie schien Frasers Verdacht zu bestätigen. Er ging in den nächsten Tagen nicht wieder zu Amelien, schlug sogar eine Einladung aus, und bat dafür Fräulein Holsten um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Ganz offen sagte er dieser, daß ihre Warnung vor Amelien ihn beunruhigt habe. — Ich weiß, erwiederte sie, daß Sie mit dem Hause des Oberhofmeisters in Verbindung stehen; aber auch, daß Sie ein sehr redlicher Mann sind. Elisens Verhältniß in diesem Hause ist nicht das angenehmste. In der That, es könnte ihr eine bittre Stunde machen, wenn man erführe . . .

„Nichts soll man erfahren! Aber, liebes Fräulein, darf ich nicht wissen, wodurch das Verhältniß der Gräfin unangenehm ist? Mein Saldorf war offen, wenn er vor Menschen stand, die er liebte. Darf auch ich es seyn?"

Das Fräulein lächelte. Nun, so lassen Sie hören, wie offen Sie seyn können.

„Ich kann nicht einmal in dem Auge eines fremden Menschen eine Thräne sehen, ohne zu wünschen, daß ich im Stande seyn möchte, sie zu trocknen . . . Sie werden wohl gehört haben, daß ich reich bin, sehr reich. Nun, Saldorfs Freundin ist meine Schwester; und wüßte ich einen noch zärtlichern Nahmen für sie, so gäbe ich ihr auch den. Verstehen Sie, was ich gern sagen möchte, und doch nicht sagen kann?"

Ja, ich verstehe Sie. Aber das ist unsre Noth nicht. Ueberhaupt ist Elisens Leiden nicht von der Art, daß Sie helfen könnten.

„Sie glauben nicht, Fräulein, wie arm ich mir in diesem Augenblicke vorkomme! So

hätte

hätte ich denn nichts für die Freundin meines Alexander, als Wünsche? . . . Fräulein, ich habe für die Gräfin auch diesen Arm, diesen Degen, und Muth, der Feind ihrer Feinde zu seyn."

Nun, so verschweigen Sie ja dem Fräulein Zabern, daß Sie an dem Schicksal der Gräfin Theil nehmen!

„Fräulein, überlegen Sie das recht genau! Was gäbe es für ein Leiden, (nehmlich, wenn es von Menschen herrührt), dem nicht ein Mann mit dem Muthe zu sterben, und mit einem treuen Herzen abhelfen könnte? Glauben Sie mir, ich kann für die Gräfin alles."

Saldorf konnte Elisens Leiden nicht endigen; er mußte sie ihrem Schicksal, ihrem eigenen Muthe überlassen.

„Der nicht? Ja, nun weiß ich, daß ich nicht helfen kann! Aber Sie sollten mich doch nicht so wegschicken, Fräulein; denn, wüßte ich einen Baum, den Saldorf geliebt hätte — ich würde mir daneben eine Hütte bauen lassen, und ihn nach meinen besten

Kräften verpflegen. Und nun gar Menschen, die er liebte! Nein, Sie dürfen mich nicht so gehen heißen. Ein Saldorf bin ich nicht, aber doch ein guter Mensch. Ich muß Theil an der Gräfin haben. Hat sie Wünsche; sagen Sie mir nur, welche. Ich habe sie von Saldorf geerbt, und, bei dem gütigen Gott! . . ."

Das Fräulein lächelte. Vielleicht, Herr Capitain, können Sie ihr nützlich seyn. Aber für jetzt müssen Sie in Zaberns Hause verschweigen, welchen Antheil Sie an ihr nehmen. Sie besucht mich jede Woche, und hier können Sie mit ihr sprechen, so oft es nöthig ist. . . . Hat Saldorf Ihnen die Gräfin nie genannt?

„Nie! Aber, mein Fräulein, das that unsrer Freundschaft keinen Eintrag. Es ist eine elende Liebe, sagte er einmal, die sich durch Anvertrauen von Geheimnissen legitimiren muß. Er verschwieg mir viel, oft nur, um allein zu tragen, was zu tragen war."

Sie kannten also ehemals weder die Gräfin noch Amelien, und wußten nichts von den Verhältnissen, worin Saldorf stand?

„Nichts, gar nichts! Auch möcht' ich das nicht erforschen; denn seine Geheimnisse sind mir heilig. Sie bringen mich aber auf einen Gedanken — Wenn die Gräfin mehr als seine Freundin, wenn sie seine Geliebte gewesen wäre . . ."

Seine Freundin, Herr Hauptmann. Für die Liebe war Saldorf nicht.

„Für die Liebe wohl, mein Fräulein; nur für die rechte. Sein Herz, sein ganzes Leben war ja nichts als die heiligste Liebe zu allen fühlenden Wesen. — Wenn doch die Gräfin wüßte, daß sie in den Armen ihres Vaters nicht so sicher seyn könnte, wie in den meinigen!"

Das Fräulein wurde von diesen Worten gerührt, die ganz sichtbar aus einem reinen Herzen kamen. In der That, Herr Hauptmann, wenn Elise einmal in den Fall kommt, daß sie ihre Zuflucht zu dem Mitleiden eines Menschen nehmen muß, so müssen Sie der erste seyn.

„Zu dem Mitleiden? Behüte Gott, Fräulein! Aber bedarf sie eines Mannes, der für

ihr Glück sein Leben aufopfern muß, dann bin ich da. Wenn ich es Ihnen doch so sagen könnte, wie ich es fühle!"

Besuchen Sie mich oft, Herr Hauptmann; eine Freundschaft, wie die Ihrige, ist nicht alltäglich. — Doch noch Eins. Sie liebten ehemals ein Fräulein von Schenk?

„Ja; ich rede aber nicht gern davon. Die Geschichte hat mir ein Paar der besten Jahre von meinem Leben gekostet, und noch immer kann ich nicht ohne Unruhe an das Schicksal des Mädchens denken. Sie war auf einmal fort, und ich konnte nicht erfahren, wohin!"

Ihr Freund entführte sie! (Sie sah den Capitain hierbei mit starren Blicken an.)

„Fräulein, um Gottes willen! Ich bitte, sagen Sie das nicht! Es ist nicht möglich!"

Saldorf entführte das Fräulein Schenk: das kann Ihnen die Gräfin Forsting bestätigen. Er wollte nicht, daß Sie das Fräulein heirathen sollten.

„Wollte nicht? Ach, er wußte doch, daß es die höchste Glückseligkeit meines Lebens

gewesen wäre! Ich wünschte, Sie hätten mir das nicht gesagt. Aber — wenn er es nicht wollte, so hatte er Recht, so wußte er, was ich nicht wußte."

Ja, er hatte Recht; er wußte etwas, das Sie nicht wußten, und brachte das Mädchen in Sicherheit.

„Und sorgte doch für sie? was auch ihre Schuld gewesen seyn mag!"

So lange er konnte. Dann that Elise, was in ihren Kräften stand; denn Saldorf hatte ihr die Unterstützung des Fräuleins als Pflicht hinterlassen. Sie kann freilich nicht viel. Wollten Sie durch die Hand der Gräfin etwas für die Unglückliche thun?

„Die Unglückliche? Was soll, was kann ich thun? Sie martern mich, Fräulein!"

Ihr Freund verbarg Ihnen das Geheimniß, aus Freundschaft.

„Er fürchtete gewiß meine Hitze."

Ja.

„Die fürchtete er oft, und darum verschwieg er mir so viel. — Meine Hitze war ein Fehler; sein Verschweigen Großmuth!

... Hier ist fürs erste." — Er gab dem Fräulein einige Papiere aus seinem Taschenbuche.

Zu viel, Herr Hauptmann, viel zu viel! Das Mädchen, dem Sie diese Summe bestimmen, wollte sie betriegen.

„Wenn auch! Böse war sie nicht. Nehmen Sie! Ich bin ein Mensch; es kann mir ein Unglück begegnen: dann ist sie doch vor Elend gesichert."

Eine Last haben Sie hierdurch schon von Elisens Herzen genommen. Und nun bitte ich Sie noch einmal, thun Sie in des Oberhofmeisters Hause, als wäre sie Ihnen die gleichgültigste Person.

„Sie warnen mich vor dem Fräulein Zabern. Wollen Sie nicht ganz offen gegen mich seyn?"

Ueber Amelien habe ich Ihnen nichts zu sagen. Nur das Eine: verwechseln Sie Elisen nie mit dem Fräulein! ... Ich sehe Sie bald wieder. —

Der Capitain ging in tiefen Gedanken nach Hause. Doch er konnte Amelien nicht

fallen lassen. Das Mädchen, dachte er, ist schön, reich, und es wird ihr von Jedermann geschmeichelt, weil ihr Vater der Günstling des Fürsten ist. So gut die Gräfin auch seyn mag (und ein Engel ist sie), so kann sie doch wohl ein wenig neidisch seyn. Aber — die Augen will ich offen haben."

Er ging zu Amelien, und fand ihre Mutter, ihren Bruder und Elisen bei ihr. Eduard saß im Fenster, so daß er Elisen beobachten konnte, die sich über einen Strickrahmen beugte. Gut, daß Sie kommen, Herr Hauptmann! sagte er. Gräfin Elise, Herr von Barneck hat — nicht Paris, das Sie mir nicht wollen gelten lassen, aber er hat die Welt gesehen, den Menschen in allen Formen, die Töchter und Weiber der Wilden, Europäerinnen aus allen Ländern, und sogar Schwarze. Er kann also unsern Streit entscheiden. Die Gräfin behauptet: es könne Herzen ohne Liebe geben; man könne geliebt seyn, ohne wieder zu lieben, und sogar, ohne darüber zu triumphiren.

Glauben Sie ja nicht, fiel Amelie ein,

daß Elise ein Wort von dem Allen gesagt hat. Mein Bruder möchte gern, daß sie so etwas sagte.

Nun, sie denkt doch so. Zwar leugnet sie nicht ganz, daß es eine Liebe giebt, die auch sie beherrscht; aber diesem Amor hat sie Pfeil und Bogen genommen, und einen Rost daraus gemacht, auf dem sie ihn täglich an langsamen Feuer martert. Bei ihr ist der Amor nur ein Engelskopf ohne Körper, in ein Nonnenkleid gewickelt, mit einem Thränenkruge auf der einen, und einem Dolche auf der andern Seite, wie man, glaube ich, eine Heilige mahlt. Ich wette aber, daß unter dem Nonnenkleide doch ein Körperchen steckt; und das will sie nicht zugeben.

Elise, sagte die Mutter, vertheidige dich doch gegen seine böse Zunge! Sonst war es dir ja leicht, ihn zum Schweigen zu bringen.

Ich habe den Witz verloren, liebe Tante, erwiederte Elise ruhig.

Um die schweigende Geduld am Grabmahle zu spielen, die ihren Kummer anlächelt.

Zu spielen, sagst du, Bruder? Mich dünkt, du thust ihr Unrecht. Denn gewiß, sie wird es so nicht lange aushalten. Elise, du mußt dich erheitern.

Elise bückte sich tiefer, um, wie der Capitain glaubte, eine Thräne zu verbergen. Eduard fuhr fort über die geistige Liebe zu spotten; seine Schwester vertheidigte sie und Elisen. Die Mutter suchte diese mit in das Gespräch zu ziehen; doch vergebens. Elise antwortete wenig, und nur ihrer Tante und ihrer Cousine, dem Geheimen Legationsrath gar nicht. Amelie schien Elisen zu vertheidigen; sie sprach aber doch so viel und so bedeutend von Heuchelei, daß selbst der treuherzige Barneck bemerkte, wem es gelten sollte.

Elise ging hinaus, um etwas zu besorgen; und jetzt sagte der Capitain: „die Gräfin scheint mir ein Engel, bis auf den Zug des Leidens in ihrem Gesichte, der sie freilich nur noch schöner macht."

Amelie sah ihn bei diesen Worten lauernd an, und lächelte dann listig, als ließe sich

viel dazu sagen. Der Capitain bemerkte das, und nahm sich vor, Elisen nur selten wieder in diesem Hause, doch desto öfter bei ihrer Freundin, dem Fräulein Holsten, zu sehen. Ihr Bild drückte sich immer tiefer in sein Herz, und er sprach fast von nichts mehr, als von ihr. Amelie und ihre Familie bemerkten bald, wie sehr die Gräfin ihn interessirte; nun wurde diese durch so grausamen Spott gemißhandelt, daß es ihr oft sehr große Anstrengung kostete, ihre Thränen zu verbergen.

Barnecks Geduld war bald erschöpft; und er nahm nun Elisen unbedenklich in Schutz. Guter Barneck, sagte Amelie, ihm mit einem Finger drohend: Elise braucht Ihren Schutz nicht. Sie hat mehr Verstand, Witz und Besonnenheit, als man ihr bei dieser anspruchslosen Stille zutrauen sollte. Bösartig, wofür meine Mutter sie hält, ist sie gewiß nicht; sie fühlt nur ihr Uebergewicht, und wir armen Mädchen haben ja so selten Gelegenheit unsern Geist zu zeigen. Eitel ist sie freilich wohl, so sehr sie das

auch zu verbergen sucht. Aber welches Mädchen würde nicht eitel seyn, wenn es auch nur halb so viel Geist hätte! Wir sind ja oft eitel, ohne zu wissen, warum; Elise aber muß das wohl wissen. Sie hat einen festen, unerschütterlichen Charakter, den sie unter dem Anschein einer sanften, geduldigen Lenksamkeit verbirgt. Nun, hieraus folgt das ganz natürlich, was an ihr auffällt und was meine Mutter für Bösartigkeit erklärt. Sie fühlt sich größer, besser, als die Menschen, unter denen sie lebt. Das Verhältniß, worin wir Mädchen alle stehen, die Abhängigkeit, in die ich und meines Gleichen uns finden, muß ihr drückend seyn. So läßt es sich begreifen, daß sie sich mit ihrer Mutter nicht vertragen kann. Daher ist sie denn meistens in unserm Hause. Sie wissen ja, wie leicht man bei uns lebt, wie frei wir Alle uns in unsern Verhältnissen bewegen dürfen; denn meine Mutter ist unsre Freundin, und mein Vater sieht uns nicht viel, weil er fast den ganzen Tag am Hofe zubringt. Doch glücklich fühlt sich Elise bei

uns nicht; sie hat bei uns für den Reichthum ihres Geistes nicht genug zu thun, und die kleinen weiblichen Geschäfte sind ihr widrig. Daß sie nun, wenn sie eine Gelegenheit hat, eine bedeutende Rolle zu spielen, diese Gelegenheit bisweilen ein wenig zu hastig und unbesonnen – zu unweiblich, möchte ich fast sagen — ergreift, ist sehr natürlich; und so geräth sie denn wohl einmal in den Verdacht, als wäre sie intriguánt. Dazu kommt, daß sie verschlossen ist, weil sie nur von wenigen Menschen geliebt wird. Sie hat mehrere Heirathsvorschläge gehabt, und sie immer mit einer Kälte zurück gewiesen, die man übermüthig finden wollte. Freilich, lieber Barneck, muß sie wohl fühlen, daß es wenige Männer giebt, die ihrer werth sind; sie sollte das nur die Männer nicht merken lassen Unter andern stand sie einmal, wie man glaubt, mit dem Lieutenant Saldorf in Verbindung; wahrscheinlich hatte sein excentrisches Wesen mehr ihren Kopf angezogen, als ihr Herz. Sie ist arm, und auch Saldorf war nicht reich:

daher billigte ihre Mutter diese Verbindung nicht; doch sie bestand auf ihren Kopf. Man wollte sie mit Strenge behandeln. Mein Bruder, der sie kannte, schlug ein anderes Mittel vor: ihre Liebe durch ihren Stolz zu zerstören. Man beklagte sie, daß sie ein Raub ihrer Leidenschaft geworden wäre, daß sie nicht Kraft genug hätte, Herr darüber zu werden; und — nun gab sie ihre Liebe auf, mit einem Anstande, mit einer Ostentation, mit einer Kraft, die wir bewundern mußten. Denn sollte ihre Liebe auch nicht die höchste Leidenschaft gewesen seyn, wie ich fast glaube, so gehört doch immer Stärke dazu, einen Geliebten so ganz kalt aufzugeben.

„Aufzugeben?" unterbrach der Capitain diese lange Rede. „Fräulein, sie hätte Saldorfen aufgegeben? Das ist nicht möglich!"

In der That, sie konnte es. O, Sie glauben nicht, wie frei sie sich auch in den drückendsten Lagen bewegt. Ich kann Ihnen noch mehr sagen. Die Familie verlangte zum Beweise, daß die Verbindung abgebrochen

wäre, Saldorf sollte mit nach Amerika gehen, wozu er keine Lust hatte. Sie sagte kalt: das soll er; und er ging wirklich.

„Fräulein, ich bin auf der Folter. Wie! das that Elise? Können Sie das beweisen?"

Warum nicht? Ich habe, glaub' ich, den Zettel noch, den Saldorf mir schrieb. Sie suchte, und gab ihm folgenden Zettel von Saldorfs Hand: „Sagen Sie Ihren Verwandten, mein gnädiges Fräulein, daß ich nach Amerika gehe, weil die Gräfin Elise es will. Doch nur unter der Bedingung, daß ich den Abschied habe, so bald ich den Boden der Freiheit betrete. Mein Glück kann ich menschlichen Anmaßungen aufopfern; aber nicht meinen Charakter. Saldorf." Ich, fuhr Amelie fort, kann kaum die Größe fassen, die dazu gehört, einen Geliebten so kalt weg zu werfen.

„Weggeworfen wurde er nicht; Saldorf war nicht der Mann, der sich wegwerfen ließ. Er konnte sich aufopfern für die Gräfin Elise, wie auch ich es von diesem Augenblick an könnte; weggeworfen wurde er nicht."

Freilich foderten die Natur und das Herz ihre Rechte von Elisen bald wieder. Sie war nach Saldorfs Abreise nicht einen Augenblick glücklich. Die Nachricht von seinem Tode kam indeß erst nach mehreren Jahren, und that also weniger Wirkung. Es war, glaube ich, ihr erster Gedanke, unverheirathet zu bleiben; indeß ist ihr Herz nun wieder geheilt. Ihre Verachtung des männlichen Geschlechts aber hat zugenommen. Ich glaube, daß jeder Keim der Liebe in ihrem Herzen erstickt ist; heirathen wird sie indeß wohl, da sie sich zu abhängig fühlt. Doch sie wird nur einen sehr vornehmen oder sehr reichen Mann nehmen, der ihr Gelegenheit geben kann, sich so bedeutend zu machen, als sie zu seyn Muth und Talent hat.

Barneck war in ein tiefes Nachdenken gefallen, und Amelie hatte gar nicht Lust ihn daraus zu wecken, weil sie glaubte, daß so ihr Gift in seiner arglosen Seele am besten wirken müßte. Besonders war sie mit dem Schluß ihrer Lobrede auf Elisen zufrieden; denn für den Capitain, bei seinem fei-

nen Ehrgefühl, mußte der Gedanke, nur um seines Reichthums willen die Hand eines Mädchens zu bekommen, die lebhafteste Wirkung thun. Sie glaubte des glücklichen Erfolges schon so gewiß zu seyn, daß sie, sobald der Capitain, noch immer in tiefem Nachdenken, sie verlassen hatte, zu ihrem Bruder ging, und ihm triumphirend sagte: nun mag die Holsten nach Belieben die Unterhändlerin machen; es gelingt ihr doch nicht!

Hat Barneck sich gegen dich erklärt? fragte Eduard.

Nein. Es ist auch noch die Frage, ob es je dazu kommen wird. Aber — die Heuchlerin soll gewiß nicht erschleichen, was ich nicht erringen kann! —

Barneck sann, sobald er zu Hause war, über alles nach, was Amelie ihm gesagt hatte. Es fiel ihm ein, daß er schon vorher gehört hatte, sie habe seinen Alexander geliebt; und so ließ sich ihr Haß gegen Elisen leicht erklären. Er hatte Saldorfs Billet eingesteckt, und las es sehr bedächtig

noch

noch mehrere Male. „Ich gehe nach Amerika, weil die Gräfin Elise es will.“ Will? Vielleicht wollen mußte; vielleicht sogar, weil Elisens Glück es foderte. Denn wer hätte Alexandern befehlen mögen! und wem würde er gehorcht haben! Beide wollten: das war es. Wegwerfen? Hm! hätte die Gräfin nur an so etwas denken können, so wäre sie, troz dem, daß sie ein Engel ist, eine Närrin. Sie konnte nicht anders, und auch er nicht. Nun, Licht muß ich darüber haben. Weggeworfen? Er vermachte ihr die Schenk, und sie unterstützte die Unglückliche. Nein, Beide waren eins, und liebten einander. Sie war seit seiner Abreise nicht einen Augenblick glücklich? Da haben wir's. Sie liebt ihn noch! Aufgegeben? . . . Aber wenn es dennoch wahr wäre; wenn sie ihn nach Amerika, in den Tod gejagt hätte? Wenn sie eitel genug gewesen wäre . . . Sprach er nicht, als ich ihn das lezte Mal sah, von einem gefährlichen Geheimnisse?“

Er kam eilig in das Wohnzimmer, riß einen Schrank auf, und zog aus dem ge-

heimsten Winkel ein versiegeltes Papier her- vor. Dies besah er einige Minuten mit fun- kelnden Augen, und sagte dann: „Fraser, ich breche es auf, und wenn die sieben Siegel der Offenbarung darauf ständen!“ — Doch er ließ die schon aufgehobene Hand wieder sinken.

An wen ist es denn? fragte Fraser.

„Ja, wenn ich das wüßte, so stände ich hier nicht so unentschlossen. Saldorfs Ver- wandten haben es mir übergeben; das hatte er vor seiner Abreise nach Amerika bestellt. Aber es ist ohne Aufschrift.“

Nun, warum kommen Sie denn **jetzt** darauf, das Papier zu erbrechen?

„Ehe ich es thue, will ich doch erst noch einen Gang machen.“

Er ging zu dem Fräulein Holsten. „Sa- gen Sie mir, Fräulein, wenn es möglich ist: liebte die Gräfin meinen Freund? liebt sie ihn noch? Saldorf ging nach Amerika, nach Afrika, in den Tod, weil die Gräfin es verlangte. Hat sie ihn aufgegeben? War sie treulos?“

Von allen diesen Fragen, Herr Capi-

tain, kann ich Ihnen keine beantworten. Ich habe kein Recht über die Geheimnisse meiner Freundin.

Er erzählte sehr finster Ameliens Unterredung mit ihm. Das Fräulein wurde immer unwilliger, und endlich fragte sie: das können Sie von der Freundin Ihres Saldorf glauben?

„Nicht ein Wort glaube ich davon. Aber ich habe die Gräfin lieb, und kann nicht leiden, daß auch nur der kleinste Verdacht auf sie fällt. Ihr selbst wird es ja wohl nicht gleichgültig seyn, ob man von ihr sagt, sie habe den besten der Menschen weggeworfen!"

Sie hat ihn nicht weggeworfen, Herr von Barneck. Er blieb ihr immer, was er ihr gewesen war.

„So ist die Gräfin unter bösen Menschen! Oder — hat Amelie sich vielleicht nur geirrt?"

Verschonen Sie mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann.

„Nun, so erbreche ich das Siegel!" Er

erzählte ihr von dem versiegelten Papiere, und sie war der Meinung, daß er es allerdings lesen müßte. —

Er fand ein Blatt mit wenigen Zeilen, las es einige Male, gerieth in ein tiefes Nachsinnen, und sagte dann freundlich: „das hätte ich schon früher lesen sollen! Es ist das Testament meines Alexander."

Das Blatt enthielt folgende Worte: „Wenn ich nicht mehr bin, lieber Karl, dann wird dir dies zugestellt. Ich verlasse Europa, und glaubte, du würdest hier bleiben; aber du willst dich nicht von mir trennen. Was auch mein Schicksal seyn mag: ich bin glücklich gewesen; denn ich habe geliebt. Die Gräfin Elise Forsting ist es, welche die Sehnsucht meines Herzens stillte, mich mit dem Leben versöhnte, und mir die Unendlichkeit in ihrer unendlichen Liebe schenkte. Sie ist mein, Karl, obgleich verächtliche Menschen unsre Hände trennten; denn unsre Herzen sind ewig verbunden. Ich mußte versprechen, auf fünf Jahre Europa zu verlassen. Wer weiß, ob ich es wieder betrete. Wenn

ich todt bin, dann ersetze dir Elisens Freundschaft die meinige. Sie lebt unter bösen Menschen. Sey ihr Schutz. Ich hinterlasse dir in ihr mein Herz, meine Seele. Lebe für sie, wie du für mich lebtest; stirb für sie, wenn es seyn muß. Sie versprach mir, wenn die ewige Liebe mich früher aus dem dunkeln Leben riefe, meinen letzten Wunsch zu erfüllen. Dies ist er: Elise soll dir ungemessen trauen. Lebt wohl, Ihr Beiden, die ich unendlich liebte. Lebt wohl! Ich ahne, daß ich sie nicht wieder sehen werde: sie, der ich, und die mir alles war.

Alexander."

Der Capitain war freundlich, habe ich gesagt; doch es war eine so stille wehmüthige Freundlichkeit, daß man sie auch für das Lächeln eines Sterbenden hätte halten können. Fraser, der in das Zimmer kam, drang mit neugierigen Fragen in ihn. Der Capitain sagte aber nur ganz ruhig: „ich bin Alexanders Erbe. Nun habe ich eine Anweisung und ein Ziel für mein Leben." Als er wieder mit mir allein war, sagte er

vor sich: „ach, sie wird immer fühlen, daß ich nicht Alexander bin! Sein Herz habe ich wohl, doch nicht die Engelflügel, mit denen er über die Erde empor schwebte. Seine Worte waren sanft; die meinigen werden rauh seyn. Aber seinen Wunsch will ich erfüllen. Ich möchte für sie sterben, jetzt auf der Stelle; denn wie kann ich sie glücklich machen! . . . In rauhen Tönen und harten Worten werde ich ihr sagen, daß sie mein ist. Er sagte es nicht: in seinen freundlichen Augen konnte sie es lesen; in den meinigen wird sie nur sehen, daß ich nicht Alexander bin. Wie soll ich alles sagen, daß sie mich nicht mißversteht! Wenn sie mir nur traute! Keine rauhe Luft sollte sie berühren; ich wollte wohl von ihr zart seyn lernen, wie Alexander es war."

Er stand freundlich auf, um mit mir hinaus zu gehen. „Nicht wahr," sagte er, „ich bin oft rauh, hitzig und auffahrend gegen euch Alle gewesen? Erinnere mich, mein Sohn, wenn ich es gegen Fraser oder sonst Jemand wieder bin. Ich will es künftig nicht mehr seyn."

Er ging zu dem Fräulein Holsten, und bat sie, ihm, wenn es möglich wäre, noch heute eine Unterredung mit Elisen zu verschaffen. „Sie sehen mich verwundert an, mein Fräulein. Ja, meine Zudringlichkeit, und mein leidiges Auffahren mag mich Ihnen wohl nicht sehr empfohlen haben. Aber Sie . . .“

Ja, ich sehe Sie an, Herr von Barneck, antwortete das Fräulein lächelnd. Es ist etwas so Schwärmerisches in Ihrem Blicke. Darf ich vorher wissen, was Sie der Gräfin zu sagen haben? Es muß etwas Wichtiges seyn.

„Ich habe einen Auftrag von Saldorf. Das versiegelte Papier, von dem ich Ihnen gesagt habe, enthält den letzten Wunsch meines Freundes.“

Und dieser letzte Wunsch ist . . .? Bedenken Sie, Herr von Barneck, daß ich Elisens Herz kenne! Es ist so vielfach gedrückt, daß es nicht noch eine neue Last auf sich nehmen kann. Darf ich nicht vorher wissen, was . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es ist nichts, was Sie beunruhigen könnte, oder was die liebe Gräfin fürchten dürfte.“

Wohl denn! Sie wird bald hier seyn.

Er stellte sich in ein Fenster, und nach einigen Minuten war er in tiefe Träumereien versunken. Das Fräulein beobachtete ihn, ohne ihn zu stören. Endlich hörte sie Elisen kommen, und ging ihr entgegen. Beide blieben eine Weile draußen. — Als sie herein kamen, verbeugte sich der Capitain sehr tief. — Fräulein Holsten, hob Elise an, hat mir gesagt, Herr von Barneck, daß Sie für mich etwas von unserm Freunde haben. — Er faßte ihre Hand, und sagte in großer Bewegung: „Gräfin, hier gebe ich Ihnen Alexanders Testament. Es ist mir heilig, wie ein Befehl des Himmels.“

Elise erblaßte, und zitterte, so wie sie nur Saldorfs Handschrift erblickte. Sie las erst schnell, dann langsamer, und zu wiederholten Malen. Barneck war unterdessen durch die Gartenthür in den Garten gegangen, damit Elise Zeit hätte, zu überlegen

und sich zu entschließen. Nicht lange, so kam Auguste in den Garten. Sie sagten mir: es würde Elisen nicht beunruhigen?

„Was ist denn darin, das sie beunruhigen könnte?“ fragte er ängstlich. „Sie haben ja selbst gelesen . . .“ —

Nein; und Elise hat mir auch nicht ein Wort gesagt. Sie läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen, und will mit Ihnen allein seyn.

Der Capitain fand Elisen auf dem Sofa sitzen. Sie reichte ihm die Hand, gab ihm das Papier zurück, und sagte: nein! ein Mann, an den Saldorf mein Herz wies, kann mein Verderben nicht wollen. Nehmen Sie von mir die Versicherung meiner Freundschaft, meines Vertrauens. Ich muß, ich will; denn es war sein letzter Wunsch. O, das dachte er wohl nicht, Ihr und mein Alexander, daß unsre Feindin, eben die Amelie, durch welche wir unglücklich wurden, Ihre Braut werden sollte!

„Meine Braut?“ rief der Capitain erschreckend. „Wer sagt das! Aber wenn sie

es auch wäre, ja, wenn ich schon mit ihr am Altare stände, und Sie sagten mir: die hat uns unglücklich gemacht; ich würde noch zurücktreten. Ich habe nicht daran gedacht, nicht mit einem Gedanken mehr, seitdem —" ich Sie kenne, wollte er hinzu setzen; doch er schwieg.

Nicht? fragte Elise; Amelie wird nicht Ihre Frau? O Gott sey Dank! Ja, mag sie glücklich werden, mag sie alle ihre Wünsche erreichen; nur diesen Mann, dessen Freund sie unglücklich machte, in ihren Armen, an ihrem leeren Herzen zu sehen: das war für meine Kräfte zu viel.

„Aber, Gräfin, wer hat Ihnen das gesagt? Ich begreife nicht . . .; aus meinem Munde ist nicht ein Wort gekommen." — Nun erzählte er ihr die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Amelien. Was er dabei zur Absicht hatte, gelang ihm glücklich: er zerstreuete Elisen; denn sie sollte ruhig mit ihm überlegen, was zu thun sey. „Gräfin," sagte er zuletzt mit seinem milden Lächeln: „es ist mir schwer geworden, von

dieser Nichtswürdigkeit zu reden Doch, jetzt sind Sie ruhig; und so lassen Sie uns zu dem kommen, was mir, so lange ich lebe, das Wichtigste seyn wird, zu Ihrem Glücke."

Elise klingelte, und das Fräulein Holsten kam wieder in das Zimmer. O Auguste! sagte Elise: Alexanders Freund hat nicht daran gedacht, Amelien zu heirathen; und hier! lies dies Billet von Saldorf.

Der Capitain bat Elisen, ihm zu sagen, wie er sie aus den Händen ihrer Verwandten befreien könnte. Sie sagte mit einem Seufzer: aus ihrer Gewalt wird mich nichts befreien. Meine Feinde sind — meine Mutter und meine Tante. O, lassen Sie mich nicht klagen, wo Hülfe unmöglich ist!

Man mißhandelt Elisen nicht, setzte Auguste hinzu. Was sie jetzt zu tragen hat, ist wenig, sind nur Dornen, die nicht mehr schmerzen, weil sie daran gewöhnt ist. Aber vielleicht, Herr von Barneck, bedarf meine Freundin Ihres Schutzes gegen Ameliens Bruder, gegen diesen boshaften kalten Teufel, den Niemand bändigen konnte, als Saldorf.

Des Capitains Augen funkelten. „Ich bändige ihn auch!"

Nein, nur Saldorfs unbeschreibliche Ruhe konnte diesen Menschen aus seiner Fassung bringen. Ihre Hitze . . . —

„Schon wieder, Gräfin? schon wieder? Nun, Sie sollen mich mit einem Blicke lenken können. O, Elise! — so muß ich Sie von heute an nennen — Schwester Elise! ich weiß ja noch von gar nichts. Lassen Sie mich hören. Wehe diesem Eduard, wenn ich . . .!"

Schon wieder, Herr Hauptmann! . . . Diese Hitze fürchtete Alexander; darum verschwieg er Ihnen, daß er sich um Ihretwillen den Haß dieser Menschen zuzog.

„Um meinetwillen? O, das ahnete ich! . . . Sagen Sie mir, wie mein Alexander so glücklich, und dann so unglücklich wurde."

Elise und Auguste erzählten abwechselnd; und hin und wieder ergänzte Barneck Manches, was ihnen nicht bekannt seyn konnte.

6.

Die Verführung.

Barneck liebte das Fräulein von Schenk, ein schönes unschuldiges Mädchen von sechzehn Jahren, mit allem Feuer eines jugendlichen, reinen Herzens. Da er ihr aber seine Hand noch nicht geben konnte, so hielt er es auch für Pflicht, ihr seine Liebe zu verschweigen. Sie ahnete nicht, daß der ernste junge Officier, der ihren Vater oft besuchte, Absichten auf ihr Herz habe, und liebte ihn nur als den Wohlthäter ihres Vaters. Er wurde von den übrigen Officieren wegen seiner Besuche bei dem alten Schenk geneckt; und nach seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er die Tochter in der Folge heirathen wolle. Saldorf kannte das Mädchen. Sie war zwar nicht das Ideal, das er suchte; er fand aber die Genügsamkeit seines Freundes, wie immer, menschlicher und besser, als die unerreichbaren Wünsche seines Herzens. Die Officier blieben mit ihren Nek-

kereien in den Gränzen des Anstandes, weil sie den Muth der beiden Freunde kannten; doch Eduard von Zabern persifflirte den Herrn von Barneck auf seine Weise. Barneck merkte das nicht, wohl aber Saldorf, der selbst an dem Uebel des Satirisirens krank war. Es verdroß ihn, daß der junge Zabern seinen Freund für einen einfältigen Tropf hielt, und er machte sich nun mit dem ganzen Uebergewichte seines Witzes an ihn. Zabern, der sich in dem kleinlichen Triumphe, der witzigste Kopf in der Residenz und am Hofe zu heißen, glücklich fühlte, sah sich diesen Triumph entrissen; denn Saldorf verfolgte ihn unaufhörlich, in allen Gesellschaften, wo er ihn antraf, so daß er kaum noch irgend eine Bosheit sagen konnte, ohne daß sich das Lachen sogleich gegen ihn wendete.

Dies war der Ursprung des Hasses, den Zabern gegen Saldorf und Barneck faßte. Er wollte Rache, gleichviel welche, und der Zufall gab ihm Gelegenheit, beiden Freunden weh zu thun. Eines Tages traf er in

einem öffentlichen Garten nahe am Thore den alten Schenk und seine Tochter. Das schöne Mädchen gefiel ihm, und er dachte sogleich auf Mittel, sie zu verführen. Er betrachtete sie starr, so oft er ihr in einem Gange begegnete, belauerte sie, und zwar so, daß sie es bemerken mußte, aus einer Laube, und legte sehr schöne Blumen auf den Tisch, von dem sie einige Minuten weggegangen war. Dem unschuldigen Mädchen gefiel die Aufmerksamkeit, die ein junger wohlgekleideter Mann für sie hatte. Sie erröthete, wenn sie ihm nun wieder begegnete; es freuete sie, daß er, als sie nach Hause ging, ihr auf dem Fuße nachfolgte, und vor ihrer Wohnung sah sie noch einmal nach ihm zurück.

Ein solches Abenteuer mußte ein Mensch von dem Charakter des Herrn von Zabern nothwendig verfolgen. Er erkundigte sich nach dem Nahmen der jungen Schönen, und erfuhr zu seinem Vergnügen, daß sie ein Fräulein von Schenk, die Geliebte des Herrn von Barneck, wäre. Jetzt hatte er

einen doppelten Sporn, sein Abenteuer zu verfolgen: Wollust und Rachbegierde. Das Mädchen konnte nun keinen Schritt thun, ohne ihren Verehrer irgendwo anzutreffen. Sie freuete sich über die tausend kleinen Kunstgriffe, die der wunderbare Mann anwendete, sie zu sehen und ihr Blumen oder sonst eine Kleinigkeit zum Putz in die Hände zu spielen. Er wagte es sogar, in mancherlei Verkleidungen in ihre Wohnung zu kommen; und sie glaubte, seine Klugheit bewundern zu müssen. Endlich begegnete er ihr einmal, als sie nach der Kirche ging, in einer entfernten menschenleeren Gasse, und redete sie an. Sie war blöde, schüchtern, und wußte sich nicht zu benehmen. Zwar bat sie ihn, sie nicht aufzuhalten; doch der Ton und die Miene, womit sie das sagte, waren nicht abschreckend. — Was ist denn Böses dabei, dachte sie in ihrer Unschuld, wenn ich auch ein Paar Worte mit ihm plaudre! Er verlangt ja weiter nichts, als mich zu sehen; und wer weiß ....? Reich scheint er zu seyn! — Sie ließ es geschehen,

hen, daß er sie die Straße hinunter beglei-
tete. Zu ihrem Vergnügen war er zärtlich,
und doch so bescheiden, so ehrerbietig; auch
sprach er von ehrlichen und lautern Absich-
ten. Das arme ungewarnte Mädchen ge-
rieth in das Netz des Bösewichts. Ohne ihn
zu lieben, fand sie doch Wohlgefallen an
ihm; und dies nahm zu, da er ihr beinahe
täglich, erst kleine, und dann größere, Ge-
schenke machte. Nach einigen Wochen ließ
sie sich schon von ihm bereden, anstatt in
die Kirche, mit ihm spazieren zu gehen.
Sie kam, weil er sie dringend darum gebe-
ten hatte, des Abends spät vor die Thür.
Er erinnerte sie, wie leicht die Nachbaren sie
bemerken könnten, und nun ging sie mit ihm
entweder spazieren oder auf ihr kleines Zim-
mer. Sie saßen im Dunkeln, ohne reden zu
dürfen, weil sonst der Vater, der schon im
Bette lag, erwachen konnte. Zabern verlor an
keinem Abend sein Ziel aus den Augen, ob er
gleich, um sein Opfer nicht scheu zu machen,
noch immer sehr bescheiden blieb. Endlich
schlug er ihr vor, mit ihm eine Maskerade zu

besuchen. Das schien ihr gefährlich: doch die Magd, die durch ein reichliches Geschenk bestochen war, redete ihr zu, dem schönen jungen Herrn die Freude zu machen; und da er ihr nun am folgenden Abend ein sehr prächtiges Ballkleid mitbrachte, so that die Eitelkeit bei ihr die gewöhnliche Wirkung. Sie kleidete sich an, warf einen Mantel um, und ging mit klopfendem Herzen an seinem Arm zu dem Wagen, welcher dreißig Schritt von ihrer Wohnung schon bereit stand. Er hoffte, das schöne Mädchen sollte sich von Musik, Tanz und Wein berauschen lassen und noch heute sein Opfer werden; doch sie widerstand der Versuchung, und zeigte ihm den entschiedensten Unwillen, sobald er sich einige Dreistigkeiten erlauben wollte. Als er sie wieder nach Hause gebracht hatte, warf er sich vor ihr nieder, entschuldigte sich mit der Heftigkeit seiner Liebe, und bat sie flehend um Verzeihung. Zum Beweise, daß sie mit ihm versöhnt sey, verlangte er, daß sie noch einmal mit ihm eine Maskerade besuchen sollte. Sie versprach es

ihm endlich, nach langem Weigern. Auch dies Mal verfehlte er den Sieg, ob er gleich sehr nahe dabei gewesen war. Heute entschuldigte er seine Kühnheit mit dem Weine, den sie Beide getrunken hatten; und sie verzieh ihm, weil sie sich selbst Vorwürfe darüber machte, daß sie einige Gläser Champagner getrunken hatte. Nun verzweifelte er fast an einem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen. Noch Ein Mittel versuchte er: ihre Phantasie zu vergiften; das empörte sie aber, und sie drohete, alles ihrem Vater zu entdecken.

Endlich gab dem Verführer die reine, herzliche Liebe des Mädchens, was alle seine Künste ihm nicht hatten verschaffen können. Sie war böse darüber, daß er einmal sein Versprechen, sie den Abend zu besuchen, nicht erfüllt hatte. Als er wiederkam, war sie schon zu Bett; und eben so ging es am folgenden Tage. Sie nahm sogar ein Billet nicht an, das er ihr durch die Magd zuschicken wollte. Doch endlich ließ sie sich erbitten, ihn wiederzusehen; und nun be-

theuerte er ihr seine Unschuld, beklagte sich über ihre Grausamkeit, und schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben, wie unaussprechlich er während der drei Tage, da er sie nicht gesehen, gelitten habe. Mit Thränen des Mitleidens in den schönen Augen fiel das unschuldige Mädchen ihm um den Hals, und glaubte, das Unrecht, das sie ihm gethan, durch verdoppelte Zärtlichkeit wieder gut machen zu müssen. Bei dem allen zweifelte er aber noch immer an ihrer Liebe, und ließ sich durch nichts davon überzeugen, bis endlich, unter den Küssen der Versöhnung, die Unschuld der Armen vernichtet war. Von dieser Stunde an behandelte er sie als seine Sklavin, achtete nicht auf ihre Angst, ihre Verzweiflung, und drohete ihr, sie zu verlassen, wenn sie sich seinen Begierden versagte. Endlich entdeckte er ihr, daß Er sie unmöglich heirathen könne, daß aber der Herr von Barneck sie liebe, und schon so gut wie ihr Bräutigam sey. Sie möchte, setzte er hinzu, diesen Liebhaber ja an sich ziehen, und ihm so bald als möglich

Gelegenheit zu einer Schäferstunde geben; denn — höchst wahrscheinlich würde sie nach einem halben Jahre oder etwas später Mutter seyn. Barneck weigere sich dann gewiß nicht, ihr Kind auf seine Rechnung zu nehmen. — Sie jammerte in der höchsten Verzweiflung; doch endlich, nach dem schwersten Kampfe, brachte er sie wirklich zu dem Entschlusse, ihren und ihres Vaters Wohlthäter zu betriegen.

Aber Barnecks Schutzgeist war schon erwacht. Einige Tage vor diesem Auftritt kam Saldorf bei Mondschein von einem Spaziergange zurück, und sein Weg führte ihn vor Schenks Hause vorüber. Er sah in der Ferne ein junges Mädchen Abschied von einem jungen Manne nehmen. Dem Mädchen begegnete er dann, und es war das Fräulein Schenk. Er drückte den Hut tief in's Gesicht, eilte dem jungen Manne nach, der ihm ein Andrer als Barneck zu seyn schien, und erstaunte, als er im Vorübergehen den Herrn von Zabern erkannte.

Die ganze Sache war ihm bald klar,

und nun machte er es sich zur Pflicht, seinen Freund — nicht zu warnen, aber zu retten. Schon am dritten Abend mußte ein Bedienter den Herrn von Zabern auf seinem Gange nach Schenks Wohnung beobachten, und zwar so merklich, daß dieser es nicht wagte sogleich hinein zu gehen, sondern einige Nebenstraßen einschlug. Als der Bediente ihm auch hier auf den Fersen blieb, nahm er seinen Mantel dicht vor das Gesicht, und fragte: was will Er von mir, mein Freund? — Er bekam zur Antwort: Unterthäniger Diener, Herr geheimer Legationsrath. Von Ihnen gar nichts. Ich habe hier Geschäfte.

Zabern ging nun, vor sich fluchend, nach Hause. Der Bediente folgte ihm von fern, und postirte sich dann, wie ihm befohlen war, in die Nähe von Schenks Wohnung. Saldorf war unterdessen, in einen Mantel gehüllt, in das Haus geschlüpft, und wurde von der Magd, die ihn für den Herrn von Zabern hielt, sogleich zu dem Fräulein geführt. Sie empfing ihn mit Vorwürfen,

doch zugleich mit den zärtlichsten Umarmungen.

„Seyn Sie ruhig, Fräulein," sagte er leise; „ich bin nicht Herr von Zabern, sondern Saldorf." (Sie war im Begriff aufzuschreien; er legte ihr aber die Hand auf den Mund.) „Ich bin hier, um Ihnen zu rathen, wie Sie aus Ihrer gefährlichen Lage kommen können. Ihr Verführer, Zabern, ist ein Bösewicht!"

Sie rang die Hände, und wußte nicht, ob sie antworten oder schweigen sollte. Saldorf bat sie, Vertrauen zu ihm zu fassen, und versprach ihr, daß alsdann ihre Geschichte sich noch glücklich endigen sollte. Sie mußte Mantel und Schleier nehmen, und ihn auf die einsamste Promenade im fürstlichen Garten begleiten. Hier sagte er ihr sehr bestimmt: er wisse alles; und wenn er schweigen solle, so fodere er von ihr ein offenherziges Geständniß. Durch viele Fragen brachte er den ganzen Zusammenhang heraus, sogar daß sie aus Verzweiflung eingewilligt hatte, Barneck zu betriegen.

Die Angst der Unglücklichen rührte ihn, und er sann auf einen Plan, ihr zu helfen, ohne daß sein Freund von ihr betrogen würde. Aber – was konnte er thun? Er mußte des Mädchens Vater schonen, seinen Freund nichts von der ganzen Sache erfahren lassen, und außer dem Spiele zu bleiben scheinen; doch wollte er zu gehöriger Zeit den Herrn von Zabern bestrafen.

Endlich wurde er mit sich eins. Er ging mit dem Fräulein nach Hause, und ließ sich alle Billets von ihr geben, die Zabern an sie geschrieben hatte. Nun mußte sie ihrem Vater schreiben: „Liebe zu einem braven Manne habe sie verleitet, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, und mit ihm davon zu gehen, weil sie wisse, daß sie dem Herrn von Barneck versprochen sey, den sie nicht liebe. Sie wäre glücklich. Zwar hätte sie nur ein mäßiges Auskommen, dafür aber einen Mann, den sie liebte. In Kurzem würde sie ihm wieder schreiben.“

Saldorf redete noch alles Uebrige mit ihr ab, ehe er sie verließ, und sie versicherte

dabei mit heißen Thränen, daß sie alles, was er verlange, pünktlich thun wolle. Am nächsten Morgen bat er um Urlaub auf acht Tage zu einer Jagdpartie im Gebirge, und reiste sogleich ab. Diesen Abend besuchte Zabern die Unglückliche, und sie sagte ihm mit etwas mehr Fassung: sein Plan würde sich wohl ausführen lassen. Unter dem Vorwande, daß ihr Vater jetzt unruhig schlafe, entfernte sie ihn bald. Am dritten Abend kam Saldorf mit einer Post-Chaise, und ließ sie am Ende der Straße halten. Die Unglückliche legte ihren Brief auf den Tisch, setzte sich mit Saldorf ein, und war am Morgen schon sechs Meilen weit von der Residenz. Gegen Abend kamen sie zu einem alten Förster, der ehemals bei Alexanders Vater in Diensten gestanden hatte. „Hier bleiben Sie fürs erste, mein liebes Fräulein. Sie sind eine Verwandte des Försters, die junge Witwe eines Jägers, der auf der Jagd gestürzt und gestorben ist. Bald sollen Sie Nachricht von mir und Ihrem Vater bekommen.“ Sie hing an seinem Hal-

se, als er sie verlassen wollte. — Ich merke wohl, lieber junger gnädiger Herr, sagte der alte Förster Wolf, wie es hier steht. — „Nun, guter Wolf, desto besser wirst du das Mädchen halten." —

Nach acht Tagen war Saldorf wieder in der Residenz, und fand seinen Freund in der heftigsten Betrübniß über das Verschwinden seiner Geliebten. Es gelang ihm, Barneck nach und nach zu beruhigen, und als er diesen zum ersten Male wieder lächeln sah, dachte er: jetzt ist es Zeit zur Rache!

Er ging früh Morgens zu Herrn von Zabern, fand ihn allein, und sagte mit kalter Ruhe: „mein werther Herr von Zabern, ich muß Sie ersuchen, sich mit mir zu schlagen."

Zabern lächelte mit seinem lauernden, nichts verrathenden Blicke: Was beliebt Ihnen?

„Mich mit Ihnen zu schlagen, Herr von Zabern."

Dieser klingelte. — Man schlägt sich um viele Kleinigkeiten, Herr von Saldorf.

Es ist kein übler Einfall, daß Sie Sich mit mir einmal um gar nichts schlagen wollen. (Zu dem Bedienten.) Frühstück! — Oder haben Sie etwas gegen mich? Ich weiß nichts.

„Eine Kleinigkeit, eine wahre Kinderposse, Herr von Zabern; eine Nichtswürdigkeit, deren Sie vielleicht schon hundert begangen haben.“

Nichtswürdigkeit, Herr Lieutenant? Sie erhitzen Sich ohne Noth.

„Ich habe heute sehr kaltes Blut, und bin Willens, Sie um Ihr warmes zu bringen.“

Das wäre! Ist es Ihnen denn aber nicht gefällig, mir zu sagen, wodurch Sie Sich von mir beleidigt finden?

„Durch eine Nichtswürdigkeit, die Handlung eines verächtlichen Schurken.“

Sie werden hitzig, Herr von Saldorf! Läßt sich denn eine Ehrensache nicht mit Anstand abthun?

„Also mit Anstand, wünschen Sie? Wohl! die Manier ist mir einerlei, obgleich,

da einer von uns Beiden dem Grabe so nahe ist, der geradeste Ton der beste wäre."

Sie werden ordentlich tragisch! Darf ich fragen, was Sie so aus Ihrem Charakter gebracht hat?

„Sie haben das Fräulein Schenk verführt."

Zabern war betroffen. Hm! darf ich um nähere Erklärung bitten?

„Sie hoffen, mein Herr, ich soll weiter nichts wissen, als was sich am Ende leugnen läßt. Aber ich weiß alles, und habe Ihre Billets in Händen. Das Fräulein selbst hat mir die Betriegerei des verächtlichen Menschen, der hier vor mir steht, ganz umständlich erzählt. Ich kam zu spät, das Unglück des armen Mädchens zu verhindern; doch hier bin ich, es zu rächen."

Wie oft haben Sie Sich schon geschlagen, Herr von Saldorf? Wenn Sie für jedes Mädchen, dessen Herz schwach . . .

„Ich mache den Don Quixotte, meinen Sie. Nach Ihrem Belieben."

Allerdings könnte ich wohl fragen: was

geht es Sie an, wenn ich mir eine Schäferstunde erwerbe? — Doch, erst lassen Sie uns frühstücken.

Man sprach während des Frühstückens von gleichgültigen Gegenständen, und Saldorf blieb völlig in seiner Ruhe. Doch es kam ein Besuch. Nun brachte Zabern das Gespräch auf Schießen, und führte seine Gäste in den Garten. Er steckte ein kleines Stück Geld auf einen Blumenstock, und schoß es fast jedes Mal herunter. Saldorf sah dem Spiele lächelnd zu, und alle Drei gingen wieder auf das Zimmer. Als der Besuch weggegangen war, sagte Zabern mit kalter Freundlichkeit: jetzt können wir von unserm Zwiste weiter reden. Wie Sie wollen, Herr Lieutenant; ich stehe Ihnen auf Pistolen zu Diensten.

„Auf Geld schießen Sie sehr gut, Herr von Zabern. Was wetten Sie aber, ich schieße auf Menschen besser? Ihr Kunststück hat Ihnen wahrscheinlich von mancher Schlägerei geholfen. Ich aber — denken Sie nur! — bin neugierig, wie ein Schur-

ke, der zum Spaß so sicher schießt, in Ernste schießen wird."

Die Kälte, womit Saldorf dies sagte, erregte bei seinem Gegner einige Unruhe. Sein Blick wurde unsicher, und seine lächelnde Miene verwandelte sich in ein ängstliches Grinsen. Zwar wollte er seine Rolle nicht fallen lassen; doch die ersten Worte, die er sprach, vermochte er nur mit bebender Stimme hervorzubringen. Glauben Sie mir, Herr von Saldorf, fing er nach einer Pause wieder an, ich habe noch nie einen Mann gescheuet, Sie ausgenommen. Wir wissen Beide sehr wohl, was wir von der barbarischen Sitte des Duellirens zu halten haben, und finden das Vorurtheil lächerlich; trotz dem allen bringt uns aber ein Zufall dahin, Würfel über unser Leben zu spielen.

„Ich spiele nur hohes Spiel; das interessirt!" antwortete Saldorf ruhig und kalt.

Ihnen, freilich Ihnen allein, könnte ich vielleicht antworten: ich will mich nicht schlagen. Sie würden deshalb nicht schlechter von mir denken.

„Schlechter nicht; denn ich habe Sie immer für einen feigen Bösewicht gehalten."

Sie wollen mich aufbringen, so wie das, die Wahrheit zu gestehen, auch meine Absicht war. Es gelingt uns Beiden nicht. — Trotz dem allen, was Sie sagen, fühlen Sie doch, daß ich kein gewöhnlicher Mensch bin. Sie nennen mich einen Bösewicht. Ich würde Sie, wenn ich nicht toleranter wäre, einen Thoren nennen. Wir Beide sehen die Welt von einer ungewöhnlichen Seite an, und gehören, denk' ich, nicht zu den Alltagsgeschöpfen, die da stehen bleiben und sterben, wohin der Zufall sie gestellt hat. Ich habe Ihnen die Achtung nie versagt, die jeder Virtuose dem andern schuldig ist; ich habe mich sogar an Sie gedrängt, und um Ihre Freundschaft — möchte ich sagen — gebettelt.

„Und betteln jetzt um Ihr Leben, Herr von Zabern! — Wenn Sie so von mir dachten: wie konnten Sie es Sich einfallen lassen, mich zu beleidigen? — Doch, unser Spiel muß zu Ende."

Ich Sie beleidigt? Ich? — Wahrhaftig, Sie thun Ihrem Freunde keinen Dienst damit, daß Sie Sich für ihn schlagen, als wäre er ein Mädchen.

„Das Geheimniß wird verschwiegen bleiben. Ich werde es nicht verrathen, und Sie sollen es mit in's Grab nehmen."

Zaberns Miene wurde immer nachdenkender. — Aber welche Genugthuung bekommt das Fräulein, wenn Sie mich erschießen, oder ich Sie? Es gäbe wohl eine bessere Genugthuung, als dieses verächtliche Spiel um Menschenleben.

„Das ist wahr; aber ein Bube fühlt das nicht: nur die Angst preßt ihm eine solche Aeußerung ab. Doch wohl! Ihre Feigheit entzieht Sie meiner Rache. An diesen Ausweg habe ich nicht gedacht. Elender Mensch! Jetzt, da Sie mir entschlüpfen, wallt mein Blut. Ich sollte Sie niederschießen, und wenn ich das Mädchen heirathen müßte. Doch, lassen Sie hören!"

Nennen Sie selbst eine billige Entschädigung

gung für das Fräulein, das mir wahrhaftig den Sieg nicht schwer gemacht hat.

„Elender! . . . Es ist nur Eine Entschädigung möglich: die Heirath."

Ich ersuche Sie, Herr von Saldorf, um Ruhe, damit Sie billig urtheilen können. Zu einer Heirath brauche ich die Einwilligung meines Vaters; und die kann ich nicht versprechen. Was mir möglich ist, will ich thun; aber nur, was mir möglich ist.

„Und was ist Ihnen denn möglich?"

Ein sehr bündiges Heirathsversprechen, und bis dahin, daß ich es erfüllen kann, standesmäßiger Unterhalt.

Saldorf schwankte hin und her; denn — konnte das Fräulein als die Gattin dieses Elenden glücklich werden? Doch endlich diktirte er, und Zabern schrieb, daß er Fräulein von Schenk, sobald es von ihm abhange, heirathen, ihr Kind als das seinige anerkennen, und ihr jährlich eine Summe zu standesmäßigem Unterhalt aussetzen wolle.

Saldorf nahm das Papier, warf noch

einen verachtenden Blick auf den Elenden, und ging.

Zabern fluchte, so bald Saldorf weit genug weg war. Doch endlich beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß bei der Unterredung niemand zugegen gewesen sey. Er hoffte halb und halb, daß Saldorf schweigen würde; und um fürs erste nicht wieder mit diesem fürchterlichen Feinde zusammen zu treffen, reiste er schon am folgenden Tage nach Pyrmont.

Ohne Zeugen war die Unterredung nicht gewesen; Amelie hatte sie im Nebenzimmer fast vom Anfange bis zum Ende gehört. Sie wollte ihren Bruder sprechen, und ging durch sein Schlafzimmer. Eben als sie im Begriff stand die Thür zu öffnen, hörte sie die Stimme eines Fremden, und horchte. Es entging ihr fast kein Wort von der ganzen Unterredung, da Saldorf laut genug sprach, und da ihres Bruders Stimme ihr so bekannt war, daß sie auch das undeutlich Gesprochene verstehen konnte. Zwar wollte sie das Duell durch Vermittelung ihres Va-

ers hindern; doch den Ausgang mußte sie abwarten. Saldorf gewann ihre Achtung; sie fand es sogar sehr edel, daß er sich eines betrogenen Mädchens annahm. Bisher hatte sie ihren Bruder immer herrschen gesehen; und vor diesem Manne stand er, wie vernichtet.

7.
Der Umgang.

Es war Amelien lieb, daß ihr Bruder verreiste; denn sie hatte Lust, mit Saldorf bekannt zu werden, woran jener sie leicht hindern konnte. Schon nach einigen Tagen sprach sie ihn in einer Gesellschaft, und zeigte ihm den lebhaften Geist, woran es ihr in der That nicht fehlte. Er fand sie äußerst interessant, blieb aber in einer gewissen Entfernung von ihr, weil sie die Schwester eines Menschen war, den er haßte. Doch, da sie ihn mit der auszeichnendsten Artigkeit behandelte, und mit dem frohesten Sinne, der originellsten Laune Einen Einfall über

den andern sagte: so fühlte er sich, selbst gegen seinen Willen, in ihren Kreis gezogen.

Amelie und Saldorf hatten keine weitere Absichten; Beide suchten einander von jetzt an nur, wie gute Köpfe das überall thun. Sie wollte sich seine Achtung erwerben, weil sie schon wußte, daß er von ihrem Geschlechte eben nicht am besten dachte; und er freuete sich, einmal ein Mädchen gefunden zu haben, das an etwas Andrem, als dem schönsten Kleide, Geschmack fand, dem der feinste Spott nicht entging, und das jeden seiner Einfälle mit einem ähnlichen bezahlen konnte. So führten Witz, jovialische Laune, und Spott über Andre sie zusammen.

Saldorf war muthwillig, und nahm aus Laune wohl Thorheiten in Schutz. Amelie konnte nun nicht begreifen, wie dieser leichtsinnige junge Mann mit so freien Grundsätzen es so strenge mit ihrem Bruder hatte nehmen können. Er ist ein Heuchler, dachte sie, der meines Bruders Feigheit kannte und darum den Don Quixotte machte. Aber

doch wurde sie wieder an ihm irre, da sie gar keine leichtsinnige Handlung von ihm sah oder erfuhr, da die übrigen jungen Leute ihn einen Cato nannten, und da sie ihn zuweilen für Tugend und Recht in die lebhafteste Begeisterung gerathen sah, die unmöglich erkünstelt seyn konnte. Sie erstaunte, wenn ihn die Sehnsucht nach dem Unendlichen überfiel, wie er dann mitten unter den lautesten Vergnügungen ohne alle Theilnahme dastand, und ihr, der Freundin, seine Brust voll überirdischen Feuers, seine Seele voll des ewig Wahren zeigte. Als sie endlich sah, daß nicht lange Weile, nicht Uebersättigung im Vergnügen ihn für eine andre Welt begeisterte: da ließ sie sich von ihm auf den Flügeln seiner Phantasie mit forttragen. Sie mußte freilich über sich selbst lachen, daß eine kindische Sentimentalität sie so hinreißen konnte; trotz dem allen fand sie Saldorfen aber nie angenehmer, als in solchen Stunden einer Schwärmerei ohne Gegenstand. Sie gewann nach und nach sogar eine Art von Achtung für seine reinen

Sitten, für seine gänzliche Uneigennützigkeit, für sein Uebersehen aller zufälligen Vorzüge des Standes und des Reichthums. Wahrhaftig, dachte sie, er ist ein Thor, der nie in der Welt zu Hause seyn wird; doch ehrwürdig, groß und fest, wie eine Ruine aus der Vorzeit. Und darin hat er Recht, daß die Erde ein Himmel seyn müßte, wenn alle Menschen wären, wie er. Seltsam, daß ich einen solchen Schwärmer achten muß! Aber warum soll ein Mensch seiner Art im wirklichen Leben nicht denselben Eindruck machen, wie auf der Schaubühne? Das einzige Sonderbare dabei ist, daß wirklich ein solcher Mensch existirt, den ich sonst immer nur für den Traum einer angebrannten Phantasie gehalten habe. — So dachte Amelie von ihm, bald schlimmer, bald besser.

Ihr Bruder kam endlich zurück, und sie zitterte jetzt vor ihm; denn sie wußte, daß sein Haß gegen Saldorf unversöhnlich war, und daß er sie ohne Bedenken unglücklich machen würde, wenn er sich an diesem rächen könnte. Ihm die Verbindung, worin sie mit

Saldorf stand, zu verbergen, gelang ihr nicht; schon nach einigen Tagen sagte er ihr auf den Kopf zu, sie sey auf dem Wege den Herrn von Saldorf zu lieben. Er verbarg aber seinen Haß gegen diesen so meisterhaft, und sprach so kalt, so ruhig über die Liebe seiner Schwester, daß er sie wirklich getäuscht haben würde, wenn sie nicht Zeuge seiner Unterredung mit Saldorf gewesen wäre. Bei diesen Umständen konnte sie ihm natürlicher Weise nicht trauen, und suchte sich, so viel als möglich, vor ihm zu verstecken. So entstand eine Art von Wettstreit unter beiden Geschwistern, einander zu überlisten; denn der Bruder hatte nur die Absicht, seine Schwester auszuhorchen.

Saldorf blieb sich gleich: er behandelte den Herrn von Zabern, wenn er ihn einmal in Gesellschaft fand, als wäre er gar nicht da. Amelie wollte eine Versöhnung einleiten; und sagte eines Tages: Saldorf, Sie hassen meinen Bruder. Ich weiß, er ist nicht für Ihr offnes Herz, so wenig wie Sie für ihn. Aber Sie können nun einmal

nicht umhin, ihn bisweilen zu sehen; und so bitte ich Sie, Ihren Widerwillen wenigstens mehr zu verbergen. Sie reitzen meinen Bruder; und . . .

„Ich hasse und ich reitze ihn nicht, mein Fräulein. Was ich für ihn empfinde, kann ich nicht verbergen."

Sie hassen ihn, Saldorf!

„Frei heraus: ich achte ihn nicht; das ist alles."

Mich scheinen Sie zu achten, und ich schmeichle mir, daß Sie wohl gar mein Freund sind. Um der Schwester willen, dächte ich, könnten Sie . . .

„Das Böse steht oft dem Guten nahe: soll man deshalb das Böse lieben?"

Nicht lieben; aber sich so stellen, die Miene annehmen — könnten Sie das um meinetwillen nicht?

„Mich stellen, als liebte ich das Böse? Mein Fräulein, was könnte Ihnen dann meine Freundschaft für Sie verbürgen?"

O, ich würde immer sehen, ob Sie wirklich mein Freund wären, oder sich nur so stellten.

„Gerade darum ist es der Mühe nicht werth, sich zu verstellen. Auch Ihr Bruder würde das sehen." —

Amelie konnte von dieser Seite nichts ausrichten, und jetzt fand sie es am rathsamsten, ihrem Bruder den Krieg ganz offen zu erklären. Sie sagte ihm bei der nächsten Veranlassung: du hassest Saldorf, und ich weiß sehr wohl, warum. Dein Geheimniß ist in meiner Hand; es wird auf dich ankommen, ob es ein Geheimniß bleiben soll, oder nicht.

Eduard lächelte. „Ja, Amelie, ich hasse ihn; doch du weißt ja, daß meine Empfindungen immer der Nothwendigkeit weichen. Ich wollte, daß wir offen gegen einander seyn könnten. Einer von uns Beiden muß unsrer Freundschaft etwas aufopfern: entweder du deine Liebe, oder ich meinen Haß. Aber — welches Geheimniß weißt du denn?"

Ein Geheimniß, das deine Ehre in meine Hände giebt. Ich rathe dir, dich nicht in mein Spiel zu mischen.

„Begreifst du nicht, Amelie, daß unser

Vater nie eine Verbindung zwischen dir und Saldorf zugeben wird, der ein so unbedeutender Mensch ist? Ich bedaure dich."

Ich schenke dir dein Bedauern, guter Freund, und fodre weiter nichts, als daß du aus meinem Spiele bleibst.

„Spiel? Du spielst mit ihm? Das dürfte ich ihn nur wissen lassen, so wäre das Spiel vorbei. Und mehr als Spiel kann doch die ganze Sache nicht seyn."

Spiel oder nicht! Genug, für deine Schritte steht mir dein Geheimniß. Das ist mein letztes Wort.

Eduard lächelte und reichte seiner Schwester freundlich die Hand; heimlich knirschte er aber mit den Zähnen, weil er glaubte, daß Saldorf ihr das Geheimniß verrathen habe.

Amelie fühlte, sobald sie allein war und nachdachte, daß sie durch diese Unterredung nichts gewonnen, und ihren Bruder nur vorsichtiger gemacht hatte.

8.
Elise.

Eben um diese Zeit kam die Gräfin Elise Forsting nach der Residenz und in das Haus des Oberhofmeisters. Ihre Stiefmutter, die Schwester der Frau von Zabern, war in Denkart und Charakter dieser ähnlich, oder übertraf sie vielmehr noch in ihren Fehlern. Sie suchte nichts als Vergnügungen, nichts als Gelegenheit zu glänzen; Politur galt ihr anstatt aller Tugenden, von denen sie auch nicht Eine kannte. Kein Wunder also, daß sie ihre Stieftochter unerträglich fand.

Elise war nach dem Tode ihrer Mutter von einem würdigen Geistlichen auf dem Gute ihres Vaters in der ruhigsten Stille erzogen worden, und liebte die Einsamkeit, die Natur. Sie schien kalt, verschlossen zu seyn; doch in ihrem Innern flammte die zärtlichste Liebe. Ihr Herz öffnete sich nur den edelsten Menschen, dann aber ganz. Ein kleines Fest im Dorfe, das Spiel froher Kinder, das Hervorbrechen der ersten

Blume, konnten sie bis zu lauter Freude erheitern. Dagegen blieb sie bei den Festen ihrer Mutter kalt, und hatte bei Bällen, oder am Spieltische lange Weile. Ihre Mutter, welche dies für Pedanterei oder für Ungezogenheit hielt, gab sich Mühe, sie zu bilden, sah aber zu ihrem großen Verdrusse, daß Elise höchst ungelehrig war, und daß sich gar nichts aus ihr machen ließ. O, mein Gott! sagte sie fast an jedem Tage: welch ein gefühlloses, linkisches, einfältiges Geschöpf bist du! Ein so läppisches, kindisches Wesen an einem Mädchen von funfzehn Jahren! In deinem Alter kannte ich die Welt und die Menschen schon. Die glänzendste Cour machte mich nicht mehr verlegen. Und du? Wirst du denn nie aufhören, deine Wiesen und deine Hügel zu bewundern? Ich bitte dich, was geht dich denn die untergehende Sonne an? Was hast du an den Wolken, daß du so oft hinein siehst?

Das half nichts: Elise blieb die stille Freundin der Natur, und liebte ihre Wiesen, ihre Hügel mehr, als die Säle ihrer Mut-

ter. Diese entschloß sich endlich, das einfältige Mädchen in die Residenz zu schicken, um zu versuchen, ob vielleicht durch den Hof noch etwas aus ihr gemacht werden könnte. „Mich jammert," schrieb sie an ihre Schwester, „nur Elisens schönes Gesicht. Das einfältige Mädchen hat es, ohne es zu wissen. Es hilft ihr zu gar nichts; denn sie kann nicht lächeln, nicht sauer aussehen. Auch ihre Figur ist schön, und ihr Gang nicht zu verachten; sie wickelte sich aber lieber in ein ganzes Dutzend Halstücher. Und selbst so eingewickelt wie eine Mumie, wird sie doch auf der Stelle roth, wenn ihr ein Mann nur scharf in die Augen sieht."

Man erwartete in Zaberns Hause das einfältige Mädchen, und versprach sich tausend Späße von ihren gaucheries; es kam aber eine sehr edle Figur, mit einem Gesichte, das keinesweges so blöde, so furchtsam aussah, als man es sich gedacht hatte. Elise begrüßte ihre Tante mit Anstand, ein wenig feierlich, doch gar nicht so, daß man darüber lachen konnte. Eduard verwandte

kein Auge von ihr, und flisterte seiner Schwester zu: schöner ist auf Erden und im Himmel nichts! Er sagte das so laut, daß Elise es hören konnte; sie wurde aber nicht roth, nicht verlegen, und es schien, als hätte sie das von jeher sagen hören. Sie war in ihrem Betragen besonnen. Antheil nahm sie nicht an den Festen, die in dem Hause ihrer Tante gegeben wurden; doch war sie immer dabei gegenwärtig. Man fand nun die Schilderung der Mutter gänzlich falsch, besonders Eduard. Ein wenig steif, sagte Amelie, ist sie freilich: ein wenig hervorragend, möchte ich sagen; doch nur aus Unbeholfenheit, nicht aus Stolz. Das kann man ihr aber verzeihen.

„Ein Solitair, mein Kind," erwiederte Eduard, „ragt immer hervor, eben weil er ein Solitair ist." — Er behandelte seine Cousine nicht so nachlässig, wie die übrigen Damen, sondern mit Bescheidenheit, Achtung und Ehrerbietung, so daß sie mit ihm besser zufrieden war, als mit allen Andern im Hause. Und auch diese waren mit ihm

jetzt mehr zufrieden, als sonst; denn er spottete jetzt entweder gar nicht, oder doch feiner, artiger, weil Elisens Gegenwart ihn humaner machte.

Endlich sollte Elise bei Hofe vorgestellt werden. Eduard gab sich den Tag vorher sehr viele Mühe, sie auf diesen wichtigen Schritt vorzubereiten. „Sie müssen," sagte er, „den Auftritt als ein Schauspiel betrachten; und mehr ist es am Ende auch nicht: denn jede Figur bewegt sich und spricht, so wie es ihr vorgeschrieben ist." — Elise lächelte. — „Ja, zu lachen ist da nichts, Cousinchen; denn nehmen Sie den Auftritt anders, so hat er allerdings etwas Imposantes. Denken Sie nur! So viele Menschen, die sich alle nach einander mit Kopf, Herz und Seele vor Einem beugen, und wieder beugen! Wie groß, wie mächtig sich dieser Eine fühlen muß! Nur eine Stunde möchte ich einmal an seiner Stelle seyn!"

Ich nicht einen Augenblick. Gebückte Menschen sehe ich nicht gern. . . . Ich glaube, daß ich mich morgen ein wenig schämen werde.

„Das müssen Sie ja nicht, Cousine; es würde Ihnen ein übles Air geben. Schämen? wovor denn? Sie werden Sich hinein finden, sobald Sie nur wollen."

Elise lächelte. Sie verstehen mich nicht. Ich werde mich der gebückten Menschen schämen, wenn es so ist, wie Sie sagen.

Sie sind sehr stolz, Elise! sagte Amelie mit gerümpfter Nase. Wo mein Vater sich beugt, und so viele große Staatsmänner, da dürfen Sie Sich wohl nicht schämen...

„Ihr Bruder sprach von gebückten Seelen, Cousine. — Ich werde es an Beweisen der Achtung nicht fehlen lassen, die ich dem Fürsten schuldig bin, und habe mich noch nie geschämt meine Pflicht zu erfüllen. Doch zittern kann ich vor dem morgenden Tage nicht: dazu bin ich allerdings zu stolz."

Amelie lächelte spöttisch. Ich zweifle, ob Sie so unbefangen seyn werden, als Sie es seyn zu können hoffen. Man merkt Ihnen das Landleben immer noch ein wenig an, Elise. Es fehlt Ihnen an der Leichtigkeit, die gar nicht bemerkt seyn will. —

Elise war am folgenden Tage, wie immer. Die Prinzessin Emilie, des Fürsten Schwester, die schon von ihr gehört hatte, kam auf sie zu, redete sie mit einnehmender Freundlichkeit an, und fragte nach ihrer Jugendgeschichte. Elise erzählte von ihrem einsamen Leben auf dem Lande, von ihrem Wäldchen, ihren Hügeln und Wiesen, mit der Innigkeit eines warmen Herzens. Die Prinzessin heftete ihre ganze Aufmerksamkeit auf die einfache Erzählung, und sagte, wenn Elise schwieg: fahren Sie fort, liebe Gräfin! Sie schildern ein Glück, das auch ich einmal hatte. Ich lebte mit meiner Mutter — o, wenn Sie die edle Frau gekannt hätten, Sie würden sie geliebt haben, wie ich! — ich lebte mit ihr zwölf Jahre, bis an ihren Tod, fast immer auf dem Lande, in der Einsamkeit. Gewiß, Sie verstehen mich, wenn ich sage: o, die Natur! Die Andren hier sehen mich bei diesem Worte immer verwundert an. Kommen Sie mit mir in mein Cabinet. — Und hier, wo Beide allein waren, öffneten sich ihre schönen

Herzen gegen einander in den reinsten Ergüssen.

Die Prinzessin, gerade in Elisens Alter, war von einer vortrefflichen Mutter beinahe eben so erzogen worden, wie Elise von ihrem Prediger. Der Fürst liebte sie zärtlich, und hatte sie, so viel als möglich, von der strengen Hofsitte befreiet. Sie durfte ein Lustschloß nahe bei der Residenz alle Woche ein Paarmal besuchen, und den Garten ganz nach ihrer Phantasie einrichten lassen. Dorthin fuhr sie auch am Tage nach der Cour, und zwar in Elisens Gesellschaft; und dort, in der ländlichen Einsamkeit, hatten Beide noch mehr Vertrauen zu einander, das sich bald in die reinste, zärtlichste Liebe verwandelte.

Der Oberhofmeister fand die Freundschaft der Prinzessin für seine Nichte sehr ehrenvoll, und ging schon damit um, sie als ein Werkzeug der Hofkabale zu brauchen; Elise wollte sich aber auf so etwas nicht einlassen, und vergaß, wenn sie bei ihrer Freundin war, den Hof und sein ganzes Getreibe.

Eduard, der seine Cousine schon vorher liebte, so viel ein Mensch wie er lieben konnte, fand jetzt auf einmal, daß sie, ob sie gleich nur ein geringes Vermögen zu erwarten hatte, eine nicht üble Partie wäre; denn die Prinzessin, ihre Freundin, hatte großen Einfluß auf das Herz ihres Bruders. Er suchte sich Elisens Wohlwollen auf alle nur mögliche Art zu erwerben; und in der That hatte sie schon einiges für ihn, da sein Schutz ihr manche Unannehmlichkeit in der Familie ersparte. Mit der ihm eignen geschmeidigen Heuchelei nahm er jetzt die Außenseite von ihren Tugenden an, bildete sich in gewissen Augenblicken sogar ein, daß er ein besserer Mensch sey als vorher, vertheidigte die Tugenden, über die er sonst gespottet hatte, und hinterging damit sogar seine Eltern, doch nicht seine Schwester, die ihn besser kannte. Seine Liebe wurde eine brennende Leidenschaft, und es stand ihm nichts mehr im Wege, sie zu befriedigen, wenn nur Elise ihn wiederliebte; denn sein Vater sprach jetzt zuweilen von einer Verbindung zwischen

ihm und Elisen, weil die Liebe der Prinzessin zu seiner Nichte ihm Aussichten für die Zukunft öffnete. Eduard wußte, daß Elisens Herz noch frei war, und konnte sich also Hoffnung machen, glücklich zu werden. Aber — er dachte an Saldorf und das ihm abgezwungene Eheversprechen. Jetzt fluchte er über seine damalige Feigherzigkeit, und bereuete es tausendmal, das Papier geschrieben zu haben. Freilich sah er wohl ein Mittel, sich von seinem Versprechen los zu machen; dann mußte er aber seine Nachbegierde aufgeben, die er doch um jeden Preis befriedigen wollte. Indeß er war nun einmal gezwungen, sie seiner Liebe, wenigstens für einige Zeit, zum Opfer zu bringen, so viel ihm das auch kostete.

Er beobachtete Amelien, und sah ganz deutlich, daß sie wirklich liebte. Ihre Neigung zu Saldorf war durch öfteren Umgang immer stärker geworden, ob es ihr gleich eben so unangenehm als unbegreiflich war, daß dieser Mensch, wie durch Zauberei, sie unterjochte. Er beherrschte sie in der That;

denn er war der einzige Mann, der ihr um so weniger schmeichelte, je größer seine Neigung zu ihr wurde, der einzige von allen ihren Bekannten, der wirklich ein Mann war. Sie wagte es nicht, ihre vielen Launen auch gegen ihn auszulassen; denn schon ein Paar bloße Versuche hatten ihn zu Erläuterungen veranlaßt, die ihr deutlich zeigten, daß der einzige Faden, an dem sie ihn festhalten konnte, Achtung war. Er sagte ihr nach einer solchen Scene lächelnd, doch nachdrücklich: „ich trage nicht einmal die Launen des Schicksals geduldig; und die Launen eines Menschen werde ich nimmermehr ertragen lernen. Ich achte Sie, Fräulein, und nur was ich achte, kann mir werth seyn."

Amelie war nun vorsichtiger, und Saldorfs Stolz, der ihr an jedem andern jungen Manne unerträglich gewesen wäre, vermehrte ihre Achtung und ihre Neigung für ihn. Sie begriff die Wunder in ihrem eigenen Herzen nicht; doch — sie fühlte sich jetzt glücklicher, und auch unglücklicher, als sie jemals werden zu können geglaubt hatte.

Sie dachte im Anfange ihrer Neigung zu Saldorf lachend an die Zukunft; denn die Liebe war ihr nur ein Spiel für einige Monate, höchstens für einige Jahre. Daß sie nicht darauf hoffen durfte, diesem Manne jemals ihre Hand zu geben, machte einen Liebeshandel mit ihm nur um so pikanter. Jetzt aber war ihr die Liebe mehr geworden, als ein Spiel: sie wünschte, Saldorfs Gattin zu werden, damit er ewig der Ihrige bliebe; sie sah mit Sehnsucht nach Mitteln, diesen Wunsch zu befriedigen, und wollte verzweifeln, daß sie keins finden konnte. Zuletzt hätte sie alles aufgeopfert, um Saldorfs Gattin zu werden, und würde mit ihm entflohen seyn, wenn er es gewollt hätte. Die, sonst von ihr verspottete Liebe rächte sich endlich durch die schmerzlichsten Leiden.

Dazu kam eine andre ängstliche Besorgniß. Noch nie hatte Saldorf mit ihr ein Wort von Liebe gesprochen. Sie hoffte, daß er sie liebe, da er jede Gelegenheit, sie zu sehen, benutzte, da er in Gesellschaften

meistens kein Auge von ihr verwendete, und da, wenn sie ihm einmal die Hand drückte, die Freude in seinen Augen funkelte; ja, bisweilen war sie überzeugt, daß er sie liebe. Doch in manchen Stunden, wenn er weniger zärtlich zu seyn schien und mit einem andern Frauenzimmer sprach, quälten sie wieder die peinlichsten Zweifel. Halb lächelnd, halb betrübt, schüttelte sie oft den schönen Kopf, und sagte: da bin ich nun auch ein weinerliches Geschöpf geworden, das sich gern unter eine Trauerweide setzte und sänge! Sehe ich nicht eben so in die Sterne, wie Elise? — Es war ihr unbegreiflich, daß sie Elisen jetzt lieber gewonnen hatte, und sich von Zeit zu Zeit, selbst gegen ihren Willen, zu ihr hingezogen fühlte. Sie erzählte ihr von Saldorf, und zwar so, daß Elise anfing, sich für diesen Mann, den sie noch nicht kannte, zu interessiren. Dadurch bekamen die beiden Mädchen sogar eine bessere Stimmung gegen einander. Elise lebte nun ganz erträglich in dem Hause, wo man sonst die Tugend und

alles Gefühl für Thorheiten erklärt hatte. Sie hörte jetzt einmal von der Prinzessin Saldorfs Nahmen nennen, und sah sie erwartend an. Die Prinzessin fragte: kennen Sie ihn etwa, Elise? Sie sehen mich ja an, als sollte ich weiter von ihm reden. Man hat ihn mir als einen Menschen von Kopf und Herz geschildert. Aber was ihn mir besonders interessant macht, ist seine unbeschreibliche Liebe zu einem Freunde. Diese Liebe soll ganz einzig seyn, so wenig auch die beiden Freunde darüber reden.

„Saldorf," erwiederte Elise, „muß ein ausgezeichneter Mensch seyn; denn er hat es verstanden, ein Herz von Eis in Flammen zu setzen."

Das mag wohl eben so schwer nicht seyn, Elise. Eine solche Stunde erleben ja, denk' ich, alle Mädchen, nur wir Prinzessinnen nicht.

„Ist denn," fragte Elise mit einer Umarmung, „diesem edlen Herzen meine Liebe nicht genug? — Aber ich meinte etwas Andres. Dieser Saldorf hat in einem Herzen,

das vorher, glaube ich, für alles Gute und Edle kalt war, Wärme für die Tugend zu erregen gewußt, und es weich und sanft gemacht.“

Thut das die Liebe nicht immer? — Aber er hat mehr gethan: den boshaftesten Spötter alles Guten, den jungen Zabern, zum Schweigen gebracht. Ich weiß, daß Sie Ihren Cousin in Schutz nehmen, Elise. Aber Sie kennen ihn nicht, wie ich ihn kenne. Er ist mir in der That recht fürchterlich, wenn er mit seiner lächelnden Kälte, seinem todten Auge, seinem immer freundlichen Gesichte, jetzt einen Spieltisch, und dann die Hoffnung der Ewigkeit lächerlich macht, von den Klagen des Unglücks so kalt wie von einer Flötenuhr spricht, die Thränen eines Unglücklichen . . . Doch ich will aufhören. Nun, eben der Mensch, der sich dem ganzen Hofe fürchterlich gemacht hat, zittert vor Saldorf; und darum interessirt mich dieser. Er ist gewiß ein guter Mensch; denn er liebt, wie wir, die Natur. Ich möchte ihn wohl einmal sprechen hören! Zu-

weilen soll er ganz begeistert, und dann auch unwiderstehlich seyn, so daß er die kältesten Herzen mit fortreißt. Ich weiß Anekdoten von ihm, von seinem Edelmuth, von seinem weichen, kindlichen Sinne, die mich tief gerührt haben. Er und sein Freund wohnen bei der Schwester meiner Kammerfrau; und die kann nicht aufhören von ihnen zu erzählen. —

Elise bedauerte nun Saldorfen, daß er Amelien liebte, und es war sehr natürlich, daß sie jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit auf alles hörte, was diese ihr von dem ausgezeichneten Manne erzählte. Amelie hatte noch immer keine Gewißheit, ob sie geliebt wäre und glücklich seyn würde; doch ihre Hoffnung stieg auf einmal sehr schnell. Eines Morgens kam Eduard zu ihr, und fand sie sehr schwermüthig, die Stirn in die Hand gestützt. „Sollte man nicht glauben," sagte er, „so könne nur eine Liebekranke da sitzen?" — Amelie erröthete. — „Ich habe," fuhr er fort, und in einem viel gutmüthigeren Tone, als er sonst jemals

hatte: „ich habe dir so oft Frieden angeboten! . . . Ich liebe! Nun weißt du mein Geheimniß. Und auch du liebst: das ist deins. (Amelie sah ihn von der Seite an.) Du willst mir deine Liebe verbergen, weil du einen Mann liebst, den ich gehaßt habe, und vielleicht noch jetzt hasse. Aber — es gäbe wohl ein Mittel, meinen Haß zu endigen, und deine Wünsche zu erfüllen."

Amelie warf rathende Blicke auf ihn, und sagte spöttisch: meine Wünsche?

„Ja, deine Wünsche. Ich liebe Elisen, und mit einer Leidenschaft, die ich sonst für die ärgste Thorheit gehalten habe. Amelie, es giebt ein Mittel, uns Beide glücklich zu machen. Du weißt, wodurch mein Haß gegen Saldorf entstanden ist. Verschaffe mir das Eheversprechen aus seinen Händen; dann ist uns Beiden geholfen. So lange er das Eheversprechen hat, kann Elise nicht mein werden, aber auch Saldorf nicht dein! Schwester, habe einmal Vertrauen zu mir; ich bitte dich brüderlich."

Amelie erwiederte: ja, ich liebe den Mann,

den du hassest, den edelsten aller Männer. Ich fürchte mich nicht, es dir und selbst dem Vater zu gestehen. Du wirst nicht aufhören ihn zu hassen, das weiß ich. Aber wag' es, mir hinderlich zu seyn, oder ihn durch irgend etwas zu kränken!

„Ich? Begreifst du denn nicht, Amelie? Freilich werde ich wohl nie den Mann lieben können, der mich so behandelt hat. Aber die Nothwendigkeit gebietet mir, daß ich ihn nicht gegen mich aufbringe. Meine Ehre, und mein ganzes Glück, ist in seiner Gewalt. Ich muß mich mit ihm versöhnen! . . . Schaffe mir das Eheversprechen, und er soll dein Mann werden."

Wie kannst du das durchsetzen? . . . Ich verlange Gewißheit, ehe ich dir traue.

„Elise liebt mich schon, oder ich gewinne ihr Herz doch bald, und bekomme dann ihre Hand. Sie ist die Freundin der Prinzessin; und der Fürst schlägt seiner geliebten Schwester nichts ab. Nur ein Wort von ihm, so giebt der Vater Saldorfen deine Hand. Er tritt aus dem Militair, bei dem es mit dem

Avancement so langsam geht, und macht die Hof-Carriere. Ob ich ihn hasse oder nicht: er ist dann einmal mein Schwager; und dem werde ich doch nichts in den Weg legen? — Noch einmal: schaff mir das Eheversprechen aus seinen Händen."

Aber es bleibt in den meinigen, bis du Wort hältst; — wenn ich es anders schaffen kann! — Sie sagte dies Wort in einem wehmüthigen Tone.

„Kann? eine Geliebte? Amelie, wo ist dein Geist hin? Du maulst, du weinst ein Paar Thränen, und drückst ihm die Hand. Da ist ja nicht das Mindeste zu fürchten."

Eduard, du kennst diesen Mann nicht! Noch einmal: wenn ich kann!

„Aber, er wird doch einsehen, daß man den Bruder nicht beschimpfen darf, wenn man die Schwester haben will?"

Und wer hat dir denn gesagt, daß er mich haben will? Ich liebe ihn, ich ihn; und Er? vielleicht er mich nicht!

„Er nicht? Er hätte dich also betrogen? die Tochter des ersten Hauses im Lande zu einer Närrin gemacht?"

Verächtlicher Mensch! Hätte er mir je ein Wort von Liebe gesagt, so würde ich schon längst triumphirt haben: dieser Mann ist mein!

„Aber wie stehst du denn mit ihm?" — Amelie schwieg; und nur durch die feierlichsten Versicherungen seiner Aufrichtigkeit in diesem Falle konnte er sie dahin bringen, ihn von der Art ihres Umganges zu unterrichten. — „Und es wird dir so schwer, ihm das Wort Liebe auszupressen? Mach ihn doch eifersüchtig!" (Sie schüttelte den Kopf.) „Warum nicht? Fürchtest du den Trotzkopf?"

Ja!

„Aber, ein Mädchen, wie du, schön wie die Liebesgöttin! Soll ich dir das ABC der Liebe wiederholen, das ihr Mädchen ja schon im Flügelkleide kennt? Ein Händedruck, ein zärtlicher Blick aus einem nassen, halb sterbenden Auge, ein Seufzer, der die Brust hoch empor hebt, eine zärtliche Benennung, in noch zärtlichern Tönen aus halbgeöffneten Lippen hervorgelispelt, dann ein Still-

schweigen, nur von leisen Seufzern unterbrochen, dann wieder ein Händedruck, mit zitternder Hand gegeben, noch ein flehender wehmüthiger Blick, der in Thränen der Liebe erlischt — In der That, du jammerst mich, Amelie, wenn du, mit dem Flammenmeere der Liebe in deiner Brust, nicht einmal sein Herz entzünden kannst. Wo ist dein Geist, dein Stolz? Hat die Liebe dich entwaffnet, die Liebe, die sonst jedem lebendigen Wesen Entschlossenheit, Muth und Kraft giebt?"

Und wenn es mißlänge! . . . Du weißt nicht, wie ganz er alles das ist, was er seyn muß! . . . Und — wenn du nicht Wort hieltest! Du glaubst nicht, wozu ich dann fähig wäre! —

Sie bedachte sich einen Augenblick; dann kleidete sie sich an: einfach, aber reitzend; bescheiden verhüllt, und dennoch lockend. Nun schrieb sie an Saldorf ein Billet, worin sie ihn zu einer Gesellschaft in einem nahen Lustwäldchen einlud. Sie fuhr dahin, und traf ihn allein, wie sie schon vor-

her wußte. Saldorf, sagte sie, ohne aus-zusteigen, ich bringe Ihnen nur die Nachricht, daß man in eben dem Augenblick, da ich von Hause wegfahren wollte, mir sagen ließ, die Gesellschaft werde nicht hieher kommen. Es verdrießt mich; denn der Tag ist so schön und so lieblich. Nicht zwei Tage im Jahre sind so.

Saldorf hatte sie nie so angenehm freundlich gesehen, wie heute. „Hindert Sie etwas," sagte er zögernd, „ein Viertelstündchen hier zu bleiben?"

Rasch stieg sie aus dem Wagen, und stand neben ihm. Sonst nichts als Ihre Bedenklichkeit, mit mir allein zu seyn, antwortete sie Französisch, und hängte sich sogleich in seinen Arm.

„Es ist freilich etwas peinlich . . ."

Mit mir allein zu seyn? fragte sie muthwillig lächelnd.

„Ich habe die einfältigen Gesetze der Gesellschaft nicht gemacht; doch ich ehre sie. — Arkadien träumt sich jedes fühlende Herz."

Arkadien? sagte sie lächelnd, ohne seine

finstre

finstre Miene zu bemerken. Ich träume davon Tag und Nacht, am meisten aber, wenn wir in der Gesellschaft von summenden Automaten bei einander gewesen sind: bei einander, und doch nie mehr getrennt, als eben dann. Und, Saldorf, sehen Sie um sich her! Haben wir es nicht hier, wie wir es wünschen? Die Stunde, die wir etwa hier seyn werden, wollen wir denn auch einmal in Arkadien seyn. — Sie sprang in das Wirthshaus, kam mit einem Myrtenkranz in dem schönen Haare zurück, und hatte ihr Kleid durch ein Paar Nadelstiche in ein leichtes Gewand umgeschaffen. In den Händen trug sie einen Napf mit Milch, und darüber weißes Brot und Zucker. So bald sie das weggesetzt hatte, flocht sie einen Kranz von Zweigen, den sie ihm aufsetzte. Dann holte sie Löffel, setzte sich zu ihm in das Gras, brockte Brot in die Milch, und sang dabei ein leichtes Liedchen.

Saldorfs Blick hing an ihren Lippen, an ihren so mild freundlichen Augen, an ihrem leichten Anzuge, und ihren schönen Be-

wegungen. Er fühlte, wie schwach er bei den Reitzen dieser Zauberin wurde; und um seinem Gefühle ein Gegengewicht zu geben, scherzte er mit ihr im Tone eines Schäfers. Dadurch änderte er aber nur die Art der Gefahr: sie antwortete in demselben Tone, und ließ ihn scherzend das Entzücken der Liebe fühlen; denn sie hatte die Rolle einer glücklichen Geliebten übernommen, und spielte sie mit der lieblichsten Unschuld, der herzlichsten Naivetät und der reinsten Leidenschaft. Er küßte ihr die Hände, und legte einen Arm um ihren Rücken. Die reitzende Schäferin beugte sich zu ihm hin, und ein sanfter Druck von seiner Hand zog sie auf einmal in seine Arme, an seine Brust, an seine Lippen. Er drückte sie fest an sein Herz, und preßte seine Lippen an ihren Mund. Sie trank die Gluth seiner Küsse, und erwiederte sie bald mit eben so feurigen.

Er seufzte: Amelie! und sie: Saldorf! mit andern Thränen in den Augen, als zu denen ihr Bruder ihr gerathen hatte. „O

Amelie!" sagte er, und entzog sich nach und nach der Umarmung: „warum ist es mir nicht erlaubt . . . O, warum darf ich nicht sagen: meine Amelie!"

Sie schlug das große, in Thränen schwimmende Auge zu ihm auf, lächelte dann, warf ihm einen flehenden Blick zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen, wie er sie.

Saldorf klagte aufs neue: „warum darf ich nicht sagen: meine Amelie!"

Und wenn Sie es nun dürften? fragte sie, erröthend, mit einem leisen Hauche, und ihr Gesicht an seiner Brust verbergend.

„Dann wäre ich der glücklichste Mensch auf der Erde!" — Nun denn, mein Saldorf! rief sie, und theilte das Entzücken, das in diesem Augenblick das Herz ihres Geliebten durchströmte.

Jetzt hörten sie Stimmen von unbekannten Menschen, und gingen schnell einen Fußpfad durch das Gebüsch. Bis auf Wiedersehen! sagte Amelie, und sprang in ihren Wagen, der sogleich nach der Stadt zurückfuhr.

Saldorf sah wie betäubt dem Wagen nach. Dann sagte er leise: „dahin ist die entscheidende Minute, unwiederbringlich dahin! Ich habe das Loos über mein und ihr Leben geworfen, und nun, da ich sie fassen, halten, an mein Herz drücken will, ist sie verschwunden, wie ein Traum, wie die Gestalt eines Engels, aus einer Wolke im Abendroth gebildet, die der Wind zerreißt." Er ging träumend nach der Stadt: glücklich, aber nicht so glücklich, wie er sich in seiner Phantasie nach einer solchen Scene gefühlt hatte; und wieder glücklicher, da seine Brust von Seligkeit erschöpft war.

Doch mitten aus der Wonne in seiner Brust erhob sich von Zeit zu Zeit ein Mißtrauen gegen Amelien. Sie hatte in unbesorgten Augenblicken sich ihrem Witze, ihrer Laune überlassen, und Grundsätze geäußert, oder vielmehr nur flüchtig verrathen, die ihres Bruders würdig waren. Ihm fiel das Fräulein von Holsten ein, mit der er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und die, weil sie auf Schönheit gar keinen An-

spruch machte und machen konnte, vertraulicher mit jungen Männern reden durfte, als andre Mädchen. Sie hatte bemerkt, daß Saldorfs Verbindung mit Amelien immer inniger wurde, und drohete ihm oft mit einem Finger, wenn Amelie weggegangen war, und er ihr gedankenvoll nachsah. Endlich fragte er sie bei einer guten Gelegenheit, was ihr Drohen bedeuten solle.

Ich warne Sie, Herr von Saldorf! Und das wäre viel gewagt, wenn ich nicht wüßte, daß Sie diskreter sind, als die übrigen jungen Herren.

„Wenn Sie mir Diskretion zutrauen, mein Fräulein, so ist Ihre Warnung ohne Worte zu wenig; trauen Sie mir aber keine zu, so ist sie zu viel. Rede! sagte Alexander zu der Pythia, die ihm sein Schicksal nicht enthüllen wollte, und hielt sie mit Gewalt. Auch ich heiße Alexander. Also rede, Pythia! Was ich auch hören werde — ich schweige."

Fräulein Holsten sah ihn eine Weile lächelnd an; dann sagte sie: ein wahrer

Alexander! Wohl, ich will reden. Amelie ist ein Strudel, der alles an sich reißt, alles festhält, in seinen betäubenden Zauberkreisen um sich her wirbelt, und am Ende alles zertrümmert wieder von sich stößt.

Saldorf gerieth in ein Nachdenken. „Alles?" fragte er nach einer Pause.

Stolzer Mann, der schlechterdings eine Ausnahme seyn will! —

An diese Unterredung dachte Saldorf jetzt. „Und wenn sie nun auch mich zertrümmert wieder von sich stieße! Wäre das möglich? Könnte die Verstellung so weit gehen? Nein! Sie legte ihr Herz an meine Brust, und fast in demselben Augenblicke kann in meinem Herzen der kränkendste Verdacht gegen sie entstehen?" — Er sah Amelien diesen Abend noch im Schauspiel, und las den Triumph der glücklichen Liebe in dem Funkeln ihrer Augen, in dem Lächeln, mit dem sie verstohlen nach ihm blickte. Als das Schauspiel geendigt war, ging er in dem Gedränge neben ihr. Sie drückte seine Hand, lächelte ihm zu, und flisterte: mein!

Nun war aller Verdacht bei ihm verschwunden, und er schwamm in dem seligsten Entzücken.

Er sah sie jetzt einige Tage immer nur in Gesellschaften, wo er Beobachter fürchten mußte. Ein Paar Worte im Vorübergehen, oder in einer Erzählung mit bedeutendem Tone gesprochen, und ein liebevoller Blick, auf ihn geworfen: das war alles, was er von ihr hörte und sah. Er gab ihr seine große Ungeduld zu verstehen, und nun spielte sie ihm eine Karte zu, auf welcher stand: „Diesen Abend um neun Uhr vor der Hinterthür des Gartens! A."

Er konnte kaum athmen, als er das gelesen hatte, und begriff nicht, wie Amelie in demselben Augenblicke, da sie ihm die Karte gegeben, so ruhig fortreden, so gleichgültig scherzen konnte, und dann von der Gesellschaft Abschied nahm, ohne einen andern als einen gleichgültigen Blick auf ihn zu werfen. Doch schon Abends um sieben Uhr streifte er von allen Seiten um den Garten her. Um acht Uhr kam ein Wagen

vor die Hauptthür, und Amelie, mit einem weißen Schleier vor dem Gesichte, stieg mit ihrer Kammerjungfer aus. Nun verwendete er kein Auge mehr von der Hinterthür des Gartens, und sehnte sich ungeduldig nach der bestimmten Stunde.

9.

Das Rendezvous.

Sobald Amelie wußte, daß Saldorf sie liebte, war sie augenblicklich wieder halb die Uebermüthige, die ihren Stolz darin fand, alle Männer zu ihren Füßen zu sehen. Ihre alte Furcht vor Saldorf verschwand zur Hälfte, als sie in seinen Augen las, mit welcher zärtlichen Unruhe er eine Gelegenheit suchte, sie allein zu sprechen. Und — dachte sie — vor diesem Manne, der sein Leben für einen Händedruck von mir wagte, habe ich gezittert? Wie kindisch man doch zuweilen ist! Sie ließ Saldorfen lange vergebens auf den ersehnten glücklichen Augenblick hoffen, um ihn desto mehr in ihre Ge-

walt zu bekommen. Ihr Bruder trieb sie, zu eilen; sie sagte ihm aber: wilde, gewaltige Thiere kann man nur durch Hunger zähmen.

Endlich fuhr sie hinaus. Sie lächelte, und sogar ein wenig spöttisch, als sie Saldorfen, in einen Mantel gehüllt, von weitem stehen sah, und ließ ihn absichtlich warten, bis es neun Uhr geschlagen hatte. Jetzt öffnete sie die Hinterthür, und Saldorf schlich, wie ein scheuer Verbrecher, näher, bis sie seinen Nahmen rief. Er trat zu ihr, nicht, wie sie erwartet hatte, mit dem Ungestüm der beglückten Liebe, sondern unruhig und ernst. Sie drückte ihm die Hand; doch er blieb finster. „Amelie," sagte er endlich, „Sie sind mir ein guter Geist. Gott Lob! es ist vorüber, und ich fühle wieder das stille Vertrauen der reinen Liebe."

Vorüber? was denn?

„Der Sturm, der das Blut wie Flammen durch meine Adern jagte. Jetzt bin ich wieder ruhig. Noch vor einigen Minuten kam ich mir vor, wie ein Bösewicht. Die-

ses Schleichen bei Nacht! . . . Amelie, warum soll sich unsre Liebe nicht offen zeigen?"

Das soll sie, lieber Sonderling. — Ich habe für unsre Liebe gearbeitet. Kommen Sie mit mir, dort in die offne Laube.

„Ich will mein Schicksal erfahren," sagte Saldorf nach einer Pause. „Ihr Vater, Ihr Bruder! Wie soll der feindselige Zwist enden! Sie sollen mein Schicksal entscheiden!"

Das will ich! sagte sie, und legte ihren Arm um seinen Hals. Mein Vater? Nun, den werden wir gewinnen. Sie müssen aus dem Militair weg, und an den Hof!

„Ich? ich? . . . Aus dem Militair weg, recht gern. Aber an den Hof? Nimmermehr!"

Bin ich denn keines Opfers werth, auch nicht des kleinsten?

„Nun, es sey gebracht! Aber was dann weiter?"

Sie drückte ihn an ihre Brust, und umarmte ihn zärtlich. Sie hassen meinen Bru-

der, und haben ein Eheversprechen von ihm in Händen. Geben Sie mir das; so ist mein Bruder versöhnt, und wir sind glücklich.

Er stand auf, und sagte sehr ernst: „mich kann ich opfern; doch nicht das Eheversprechen: denn es ist nicht mein Eigenthum.“— Amelie runzelte die Stirn; sie wagte es aber nicht, noch weiter in ihn zu dringen, und gab ihm, damit er ihre Aeußerung vergäße, im Allgemeinen gute Hoffnungen, spielte dann die Zärtliche, und überließ, oder vielmehr gab, sich mit der Unschuld eines sanften einfachen Herzens seinen Umarmungen. Er fühlte sich nun unaussprechlich glücklich, und dachte mit Unwillen an die Warnung des Fräuleins von Holsten.

Mitten in diesem ruhigen Genusse der unbesorgten, vertrauensvollen Liebe, da sie sein Gesicht an ihren Busen gedrückt hielt, und ihre Wange an seine Stirn lehnte, dachte sie noch einmal an die Zukunft, und nannte ihres Bruders Nahmen. Er ist es, sagte sie mit süßen Tönen, der unser Glück in seiner Gewalt hat.

„Nein," erwiederte Saldorf sanft: „Sie haben mein Glück in Ihrer Gewalt; hier ist es, an dieser Brust, in diesen Armen."

Glauben Sie wirklich, Saldorf, daß mein Bruder die Schenk heirathen kann? Und würde diese Heirath, wenn sie auch möglich wäre, das arme Mädchen glücklich machen?

„Gewiß nicht; denn jetzt weiß ich, was glücklich macht: schuldlose, treue Liebe."

Hat die arme Verführte das Eheversprechen? und will sie es benutzen?

„Sie hat es nicht; ja, sie weiß nicht ein Wort davon: aber dennoch ist es ihr Eigenthum, nicht das meinige."

Wenn sie es nun aber freiwillig abträte? Geltend machen wird sie es wohl nicht. Doch, thäte sie es, und müßte mein Bruder sie heirathen, so würde er sie fürchterlich hassen!

„Möchte er das! Ich würde ihn immer zwingen können, seine Frau zu ehren. Aber — sie wird das Eheversprechen abtreten."

Abtreten? Nun, so ist ja unser Schicksal entschieden, und wir sind glücklich!

„Aber sie muß es abtreten, nicht ich. Ich kann es nicht zu dem Preise meines Glücks machen; denn es ist nicht mein.

Sophist! Ist das nicht einerlei? — Sie brach ab, und sagte ihm nun bald Lebewohl, da sie erreicht hatte, was sie wollte. Jetzt achtete sie ihn weniger, als vorher, da er so bestimmt Nein sagte; aber dennoch fühlte sie, daß sie ihn liebte: denn ihr Herz war fast so weich geworden, wie das seinige.

Sobald sie zu Hause ihren Bruder sah, triumphirte sie: das Eheversprechen ist mein! Nun ist es an dir, zu handeln!

Am folgenden Tage wurde Amelien bei einem großen Souper in ihrem Hause der Graf Holm vorgestellt, ein unermeßlich reicher junger Mann, den der Fürst gern in sein Land und an seinen Hof ziehen wollte. Lassen Sie ihn merken, hatte der Fürst zu dem Oberhofmeister gesagt, daß ich mich für seinen Wunsch, in den Fürstenstand erhoben zu werden, interessiren will.

Dem Oberhofmeister fiel, sobald er dies hörte, seine Amelie ein, und er sagte lä-

chelnd: vielleicht weiß ich ein anderes Mittel, ihn an Ewr. Durchlaucht Residenz zu fesseln. — Er gab eine glänzende Gesellschaft, und ließ den Grafen dazu einladen. Eine Stunde vorher, ehe die Gäste sich versammelten, nahm er die Hand seiner Tochter, und sagte: du weißt, daß heute der reiche Graf Holm bei uns seyn wird. Ich habe den Auftrag, ihn hier zu fesseln; und wer könnte das leichter, als du, Amelie? (Sie erschrak.) Es ist ein sehr bedeutender Mann, mein Kind. Bleibt er hier, so bekommt er den Fürstentitel; und ich denke, der wäre auch wohl für meine schöne Amelie nicht zu viel.

Der Fürstentitel reitzte Ameliens Eitelkeit, und sie hing in tiefen Gedanken an dieser Vorstellung; doch ihre Liebe zu Saldorf drängte sich aus allen ihren Träumen immer wieder hervor.

Holm wurde ihr vorgestellt. Sie verglich ihn mit Saldorf, und mußte lächeln, da dieser ein Gott gegen ihn war. Aber dennoch gebot ihr die Eitelkeit, den Mann

an sich zu locken, und ihn am Spieltische mit den Künsten der reitzendsten Buhlerei zu umstricken. Der Graf Holm äußerte ihr schon heute seine Bewunderung ganz unverhohlen, und dieser Triumph schmeichelte ihr um so mehr, je weniger er ihr gekostet hatte.

Nicht übel, Amelie! sagte ihr Vater, als sie nach Mitternacht auf ihr Zimmer gehen wollte. Du hast dich in der That recht gut in der Mitte gehalten! — Dieses Lob war Amelien fast noch schmeichelhafter, als die Bewunderung des Grafen; doch bald flog ihr Herz auf den Flügeln der Phantasie wieder zu dem geliebten Saldorf, und nun war Holm, so wie das Lob ihres Vaters, vergessen. Diese beiden vergaßen aber sie nicht. Ihr Vater ließ bei dem Fürsten ein Wort von seiner Tochter fallen, und seine Idee erhielt den gnädigsten und schmeichelhaftesten Beifall. Das wäre nicht übel, sagte der Fürst; dann würde die Standeserhöhung auch ein Lohn für Ihre Verdienste um mich und mein Haus.

Holm traf schon am folgenden Tage Anstalten zu einem glänzenden Feste, dessen Königin Amelie seyn sollte. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen, und Amelie war in einer so heitern Laune, daß sie den Grafen heute noch stärker bezauberte. Er ließ jetzt Fest auf Fest folgen, und verrieth seine Neigung zu ihr so deutlich, daß bald die ganze Stadt wußte, er liebe sie. Nur Amelie selbst wußte es noch nicht; denn so oft er glaubte, jetzt sey die rechte Zeit, ihr seine Liebe zu gestehen, entschlüpfte sie ihm wieder durch Scherze, Wortspiele, falschen und wahren Witz. So kam es denn nie zu einer bestimmten Erklärung, weil ihr damit nicht gedient war. — Sie ist eine Zauberin, sagte Holm, die mich noch zur Verzweiflung bringen wird. Welche Mittel kann ich wählen, ihr zu sagen, daß ich sie liebe!

Saldorf hörte, daß Holm Amelien die glänzendsten Feste gäbe und sie zu seiner Gemahlin machen würde. Er lächelte darüber; denn Amelie sprach ihn jede Woche einmal ein Stündchen in ihrem Garten. Sie er-

wartete immer Vorwürfe der Eifersucht von ihm, und hatte sich auf Antworten vorbereitet; er nannte aber nie den Nahmen Holm. Daß er sich nicht verstellte, sah sie deutlich; denn auch nur die kleinste Spur von Mißtrauen oder Zweifel würde ihr bei ihrer gespannten Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn. Weiß er nichts? dachte sie jedes Mal auf dem Rückwege; oder ist er meiner Liebe so sicher? — Sie fing endlich selbst an von Holm zu reden; und Saldorf blieb in seiner vorigen Stimmung. Man glaubt, sagte sie lächelnd, er sey mein Liebhaber, und zuweilen scheint es mir selbst so.

„Er soll ein eitler Thor seyn," erwiederte Saldorf gleichgültig, „und auch nicht der Klügste, höre ich."

Nun, ein Mann von hohem Geiste wohl eben nicht, aber doch gar nicht einfältig, vielmehr recht angenehm.

„So? Ich habe ihn nie gesprochen, ja noch nicht einmal gesehen. Vielleicht beneidet man ihn um seinen Reichthum."

Amelie begriff diese Ruhe eines ganz ver-

trauenden Herzens nicht, und hatte beinahe Lust sie zu stören, damit sie den Triumph hätte, ihn eifersüchtig zu sehen.

Ihr Vater pries sie glücklich, daß Holm sie liebte; ihre Mutter konnte nicht aufhören, ihr die glänzendste Zukunft zu schildern. Der Graf fuhr fort das erste Haus in der Stadt zu machen; er wetteiferte mit dem Fürsten selbst in Glanz und Pracht, und man wußte, daß die Angelegenheit wegen des Fürstentitels schon eingeleitet war.

Wenn Amelie die beiden Männer mit einander verglich, so fand sie den Grafen, troß allem seinem Reichthum, verächtlich; dachte sie sich aber den armen Sekondelieutenant neben dem reichen Fürsten, so wurde sie doch zuweilen sehr ernsthaft. Ihr Vater mußte den Unterschied noch auffallender finden. Bei den jetzigen Umständen konnte er nimmermehr erlauben, daß Saldorf sie heirathete. Und daß der Fürst ihren Geliebten hervorziehen würde, durfte sie auch nicht mehr hoffen, wenn sie seinen Plan, durch sie den reichen Holm im Lande zu behalten, vereitelte.

Ihr Bruder, gegen den sie in einem Anfalle von Unbedachtsamkeit zu offen gewesen war, und den sie hatte merken lassen, daß er von dem Eheversprechen nicht viel zu fürchten habe, lächelte zweideutig. So lange das Eheversprechen noch nicht in seiner Hand war, bedurfte er seiner Schwester; dann aber wollte er die Maske fallen lassen, und sich an Saldorf rächen.

Amelie überlegte, und sann mit allem Ueberlegen nichts heraus. Ihr Vater verlangte, sie solle der Sache ein Ende machen; der Fürst scherzte mit ihr darüber, doch so, daß sie leicht sehen konnte, er meine es mit seinem Scherze sehr ernstlich; der Graf Holm drang immer stärker in sie, und ihre Verlegenheit stieg mit jedem Tage. Nur ihren Bruder hätte sie zu Rathe ziehen können, weil er wußte, was sie drückte; dem traute sie aber nicht, da er sie oft mit einem spöttischen Lächeln ansah.

Du lächelst so boshaft, sagte sie einmal sehr unwillig. Ich weiß wohl, was du denkst.

„Nun, so denke ich die Wahrheit; denn sonst wüßtest du nicht, was ich denke."

Und doch irrst du dich. Ich bin in einer Stimmung, die nahe an Verzweiflung gränzt. Du weißt nicht, wozu die Liebe fähig macht!

„Hm, ein Fürstenhut ist nicht so leicht weggeworfen, wie ein Blumenkranz. Ich weiß, was du thun wirst, Amelie."

Das weißt du nicht! Wie wolltest du mit deinem engen Herzen das wissen!

Er lächelte hämisch; und nun brach ihr Unmuth darüber, daß er sie errieth, so lebhaft hervor, daß sie ihm zuschwor: sie würde lieber mit Saldorf entfliehen, als dem Grafen Holm ihre Hand geben. Ich werde dann keine Fürstin seyn, setzte sie hinzu; aber ein glückliches Weib. Ihr wißt nicht, was ich fühle, und wie ich fühle!

Sie sagte das alles so heftig, daß ihr Bruder wirklich zweifelhaft wurde, ob es nicht ihr Ernst sey. Er faßte ihre Hand, die sie vor die weinenden Augen gelegt hatte, und sagte im Tone des Bedauerns: „in

der That, das wäre ein Schritt der Verzweiflung. Aber freilich, Amelie, etwas Andres bleibt dir fast nicht übrig, als mit deinem Anbeter bei Nacht und Nebel davon zu gehen, dich irgendwo in einem sehr geheimen Winkel der Erde zu verbergen, und da von der Arbeit deiner schönen, weißen Hände zu leben, wie eine gute Bürgersfrau. Ich möchte wohl sehen, wie du dich auf einem Strohstuhle, hinter einem Spinnrade, ausnehmen würdest! . . . Aber — fällt dir denn gar kein andres Mittel ein? Es giebt eins, und das einfachste von der Welt. (Amelie horchte auf.) Man will den Grafen hier behalten: das ist Politik. Du sollst ihn hier fesseln, und heirathen: wieder Politik. Deine Belohnung ist der Titel und der Reichthum einer Fürstin. Liebe? die fodert ja kein Mensch von dir, weder der Fürst noch der Vater. Die Rede ist ja nur von deiner Hand. Wohl! die giebst du dem Grafen. Er verlangt mehr; er will auch Liebe. Hm! du sagst: ich werde ja sehen, ob ich Sie lieben kann."

Nie! nie!

„Das solltest du nicht so bestimmt sagen; denn du kannst nicht wissen, was noch geschehen wird! . . . Also du giebst dem Grafen deine Hand, und versuchst, ob es nicht möglich ist, deiner Liebe Herr zu werden, oder sie ganz zu vergessen."

Nie! Erst mit dem letzten Schlage meines Herzens wird meine Liebe zu dem edlen Manne erlöschen.

„Auch das solltest du nicht so gewiß versichern; ich wenigstens habe noch nie eine ewige Liebe gesehen. Nun, du versuchst es wenigstens, ob du diese Liebe nicht vergessen kannst, und giebst dir Mühe, deinen Mann zu lieben. Gelingt das: desto besser! so ist alles in Ordnung. Gesetzt aber, deine Liebe wäre von so seltsamer eisenfester Natur, daß nicht Entschluß, nicht Zeit, nicht Abwesenheit sie zerstören könnte: nun, so hast du deine Pflicht gethan; und etwas Unmögliches kann Niemand von dir verlangen. Der Graf hat dann deine Hand, Saldorf dein Herz. Seyd Ihr vorsichtig, so ist alles wieder in guter Ordnung."

O Bösewicht! sagte Amelie mit großer Heftigkeit.

Ihr Bruder stand auf, und sagte lachend: „Ich muß nur meine Augen in Sicherheit bringen; Ihr seyd niemals fähiger für die Tugend zu kämpfen, als wenn ihr schon Lust habt ihr untreu zu werden. Aber, in Ernst, Amelie: es bleibt dir nichts Anderes übrig, als zu thun, was ich gesagt habe. Das möchtest du auch wohl, nur soll es Niemand wissen. Genug, ich weiß, was du thun wirst; und so leb wohl!"

Elender Bösewicht! rief sie ihm nach; und sie wiederholte das in Gedanken so oft und so nachdrücklich, daß sie sich über ihre geheimsten Empfindungen täuschte. Als sie ihre Lage wieder überdachte, sah sie freilich, daß ihr, wenn sie wirklich Saldorfs Gattin werden wollte, kein andres Mittel übrig blieb, als mit ihm zu entfliehen; und an diesen Schritt konnte sie doch nicht ohne den stärksten Widerwillen denken, zumal da sie dadurch einem Fürstenhute entfliehen sollte.

Sie gab endlich alles Ueberlegen auf,

und beschloß, sich von den Umständen treiben zu lassen. Doch Eins mußte sie noch thun: sie sagte Saldorfen bei der nächsten Unterredung — und zwar so, als ob sie es erst eben jetzt erfahren hätte —: ihr Vater wolle den Grafen Holm durch ihre Hand hier festhalten, weil der Fürst es wünsche.

„Also ist es doch mehr als Gerücht?" fragte Saldorf ernst. „Also liebt er dich, Amelie? — Und du?"

Ich liebe nur dich, mein Saldorf! antwortete sie, und fiel ihm um den Hals.

Saldorf umfaßte sie, doch weniger innig als sonst. „Und welche Hoffnungen hat meine Amelie?"

Keine. Ich habe nur den festen Entschluß, die Hand des Grafen auszuschlagen.

„Und was bedarfst du mehr, Amelie!" rief er, und drückte sie nun mit Innigkeit an sein Herz. „Dieser Entschluß ist ja so gut wie Gewißheit. . . . Amelie! das Gerücht sagt noch mehr: du werdest dem Grafen deine Hand geben. Auch sollen das deine Verwandten und deine Eltern sagen. Ich

höre das lächelnd. So vergelte ich dir deine Treue!"

Was kann ich thun? Ich muß den Grafen wenigstens höflich behandeln, weil meine Eltern es wollen.

„Habe ich gezweifelt, daß du dich vertheidigst?" fragte Saldorf finster. — Sie hängte sich an seinen Hals; er blieb aber diesen Abend ernst und nachsinnend.

Amelie sah, daß Saldorfen auf keine Art beizukommen war, und fuhr endlich, mit dem quälenden Bewußtseyn ihrer Falschheit im Herzen, nach Hause. Sie fühlte jetzt mehr, als je, daß sie ihn liebte, und dennoch konnte sie nicht zu einem festen Entschlusse kommen: die Liebe gab ihr nicht Muth, sie war nur ihre Strafe. Aber die Sache mußte bald entschieden werden. Der Graf Holm hatte sich gegen ihren Vater erklärt. Dieser drang nun in sie, nicht länger zu zögern, und wiederholte das in Kurzem mit dem gebieterischen Wesen eines Vaters, der keines Widerspruches gewohnt ist. Mein Vater, sagte sie mit aller Ruhe, de-

ren sie in dieser entscheidenden Stunde fä- hig war: ich liebe den Grafen nicht, und Sie werden Sich darüber nicht wundern, da Sie selbst gestehen, daß er wenig Geist hat. Sie fodern ein Opfer von mir. Ich will es bringen; erlauben Sie mir aber, daß ich es mit Anstand und Klugheit bringen darf. Der Graf wird Fürst, und ich muß ihm einen höheren Rang verdanken; so verdanke er mir dagegen meine Hand und mein Herz. Verweisen Sie ihn an mich, mein Vater! Wenn Sie ihm meine Hand bewilligen, so kann er glauben, nur Klugheit habe diese Verbindung geschlossen. Erhält er aber meine Hand von mir, von meiner Liebe, so wird er mich achten, und ich werde glücklicher seyn. Der Fürstentitel giebt doch nicht alles Glück, auf das Ihre Tochter Anspruch machen kann!

Der Oberhofmeister lächelte. „Hm! das ist wahr! Man muß sich so viel als mög- lich sichern. Aber halt ihn nur nicht zu lange auf!"

Amelie übersann ihre Lage noch einmal,

und sah ein, daß es ihr unmöglich war, zu entkommen. Jetzt dachte sie nur auf ein Mittel, wie sie dem Grafen ihre Hand geben könnte, ohne in Saldorfs Augen etwas Andres als ein unglückliches Opfer der väterlichen Gewalt zu scheinen. Sie wollte Fürstin werden, doch Saldorfs Geliebte bleiben. Dem Gedanken an die Folgen dieses Verhältnisses wich sie aus, da sie schon vor dem Spotte ihres Bruders zitterte. Nun schrieb sie an Saldorf: sie habe ihrem Vater erklärt, daß sie dem Grafen nie ihre Hand geben werde; seitdem behandle er sie mit der größten Härte, und drohe ihr, sie mit Gewalt zu dem Jawort zu zwingen. Wie es scheine, beobachte oder bewache man sie; aber dennoch werde sie Mittel finden, ihn bald ein Paar Minuten im Garten zu sehen.

Saldorf tobte, als er das las; doch bald war er wieder ruhig und entschlossen. Er ging zu Barneck, und sagte: „gieb mir Geld, so viel du hast." — Barneck gab ihm, was er hatte. — „Das ist nicht genug; ich brauche mehr."

Lieber Alexander, dein Auge glühet. Was giebt es? Wozu brauchst du das Geld? Ich bitte dich, rede!

„Frag nicht, lieber Karl. Ich kann, ich darf nicht reden."

Nun, so behalt dein Geheimniß. Ich will auf mein Gütchen borgen. Sag nur, ob achttausend Thaler genug sind.

„Eintausend, Karl. Brauche ich mehr, so komme ich wieder." —

Barneck schaffte das Geld, und Saldorf kaufte eine leichte Chaise, um auf jeden Fall vorbereitet zu seyn. Du willst fort, lieber Alexander, sagte Barneck wehmüthig. Versprich mir, nicht so in der Stille davon zu gehen, sondern mir Lebewohl zu sagen. —

Amelie schrieb aufs neue an Saldorf. Sie klagte ihm mit heißen Thränen, wie grausam man sie behandle. Man halte sie eingesperrt, man drohe ihr fürchterlich, und ihr Vater sey im Stande, Wort zu halten. Auf den Schutz des Fürsten dürfe sie nicht hoffen; denn der sey ganz auf der Seite ihres Vaters. Sie beschwöre ihren Geliebten,

ja nicht etwa einen raschen Schritt zu thun, da der sie nur unglücklich machen würde. Diesen Abend wolle sie ihn im Garten sehen; ihre Familie sey nicht zu Hause, und sie habe ein Paar Domestiken gewonnen.

Saldorf packte, sobald er das Billet gelesen hatte, einen Koffer, ließ gegen Abend anspannen, und ging dann hinauf zu Barneck. „Leb wohl, Karl!"

Darf ich etwas sagen? — (Alexander schwieg.) Du gehst vielleicht Gefahren entgegen, und ich soll dich nicht begleiten! Ist das recht, Alexander?

„Keinen Gefahren; dem höchsten Glücke! ... Leb wohl, auf lange Zeit. Ich schreibe dir, wo ich bin."

Dann nicht auf lange Zeit! ... Ich wollte, du nähmest mich mit! ... Wie lange hast du Urlaub, Alexander?

„Drei Monate."

Sie gingen schweigend aus einander. Barneck sah dem Wagen in der Dämmerung nach, und sagte wehmüthig: nun hat uns das Schicksal dennoch aus einander ge-

rissen; und ich fürchte, auf ewig! So war er nie, so still, so verschlossen. Ihn quälte etwas; doch gewiß nicht eine Uebelthat. — Er blieb sinnend im Fenster liegen. Kaum war eine halbe Stunde vorbei, so hielt unten ein Wagen, und Alexander sprang heraus. „Es ist nichts!" sagte dieser, so wie er in Barnecks Zimmer trat; „gar nichts. Karl, nur wir Beiden . . . Alle Andren sind . . . Ich bleibe bei dir!" Mit diesen Worten ging er hinaus, und Barneck befahl, daß man abpacken sollte. —

Saldorf ließ den Wagen hundert Schritte von der Landstraße, die an Zaberns Garten weg führte, im Gebüsche halten, und wartete nun, daß Amelie kommen sollte. Sie war blaß, und der Kummer sprach aus jedem ihrer Züge. „Amelie," sagte er; „dein Vater hat seine Rechte über dich verloren: denn er will dich zwingen, dein Herz zu opfern. Du bist ein Wesen, wie er; dein Geist ist unsterblich, wie der seinige. Himmel und Erde! Warum solltest du nicht frei seyn, wie er? Und ist nicht jenseits der Erde

die Ewigkeit? Soll ein Mensch sich zwingen lassen, wenn er sterben kann? Lebte ich ewig dieses Leben, so wäre ich ein Sklav des Gewaltigen. Jetzt aber? — Komm, ich habe Geld, ich habe Muth, ich habe alles, was wir brauchen. Mein Wagen steht bereit. Du bist mein! Komm, folge mir!"

Das sprach er in Begeisterung, wie entzückt, und umfaßte die Geliebte mit kräftigen Armen. Sie erschrak, suchte sich von ihm los zu machen, und sagte: um des Himmels willen! Entfliehen? Saldorf, höre mich erst, höre! — Noch ahnete er nichts, und drückte die heißen Lippen auf ihre Wangen, ihr hochschlagendes Herz an das seinige. — Jetzt flog ein Gedanke durch ihren Kopf, der ihr sehr glücklich schien. Einen Mann, der sie so innig liebte, durfte sie nicht verlieren, und vielleicht war er durch Wollust auf immer an sie zu fesseln. Sie zeigte ihm deutlich, daß sie bereit sey, sich ihm hin zu geben; doch der tugendhafte Saldorf hatte keinen andern Gedanken, als den, sie aus der Gewalt ihres Vaters zu

retten. So mußte sie ihm denn endlich erklären: entfliehen könne sie nicht. Sie wolle erst überlegen; noch sey nicht alle Hoffnung verloren. Ich darf ja nur, setzte sie hinzu, dem Grafen Holm selbst sagen, daß ich nicht ihn, sondern einen Andern liebe. Wenn er ein Mann ist — nicht wahr, mein Alexander? . . .

„Wenn er ein Mensch ist, so bist du gerettet. Aber auch dann — was bleibt uns übrig?"

Hoffnung! Entfliehen kann ich nicht. Darf ich meine Familie, und mich selbst, die künftige Gattin des edlen Saldorf, beschimpfen? Ich brauche auch nicht zu fliehen. Was können Sie mir denn am Ende thun, wenn ich entschlossen Nein sage, und fest dabei bleibe?

Saldorf schwieg; denn er konnte sie nach seiner Denkart nicht zu einem Schritte bereden, den sie für unrecht hielt. Er beruhigte sich bei ihrem Entschlusse, dem Grafen alles zu entdecken; und fuhr nun sogleich nach der Stadt zurück.

Amelien wurde bange vor diesem ungestümen Menschen. Was mußte sie von ihm erwarten, wenn sie den Grafen heirathete, und er dann erfuhr, daß man sie gar nicht gezwungen hatte! Das Spiel, das ihr so leicht vorgekommen war, schien ihr jetzt sehr gefährlich. Besonnene Rache hatte sie von Saldorf nicht zu fürchten, wohl aber sein Aufwallen in dem ersten Augenblicke. Sie mußte also diesen Trotzkopf nothwendig schon vorher gezähmt haben. Zeit war nicht mehr zu verlieren; denn sie hatte dem Grafen schon förmlich ihr Jawort gegeben, und ihm dabei die zärtlichste Liebe geheuchelt. Wollte sie nun den geliebten Saldorf nicht in Kurzem auf immer verlieren, so mußte sie noch Einen Versuch wagen, ihn durch Sinnlichkeit an sich zu fesseln.

Sie schrieb an Saldorf: es fehle ihr an Muth, dem Grafen die Wahrheit zu gestehen. Aber, wenn sie das auch nicht thue, so sey ja noch nicht alle Hoffnung verloren. Er möchte übermorgen um elf Uhr Abends in dem Garten seyn. Sie schicke ihm hierbei

den Schlüssel zu dem Pavillon, wo er sie finden werde. Und nun folgten noch Aeußerungen der glühendsten Liebe.

Saldorf fand, daß Amelie ihr Billet in großer Unruhe, in großer Vergessenheit ihrer selbst, geschrieben haben müßte; denn es waren Wendungen und Aeußerungen darin, die ein Mädchen bei völliger Besonnenheit nicht ohne Erröthen nur denken gekonnt hätte. Aber dennoch erreichte sie ihren Zweck, seine Phantasie zu entflammen. Mit jeder Stunde lockte der Taumelkelch der Wollust, der ihm geboten wurde, ihn stärker.

Der Tag, den Amelie zu der Zusammenkunft mit ihm bestimmt hatte, kam endlich. So wie heute, hatte Karl seinen Alexander nie gesehen: so finster, so brütend, so mit gerunzelter Stirn. Mit wehmüthigem Tone sagte er: wann werden wir wieder Tage erleben, wie die in unserer Jugend, voll Freude und Unschuld!

„Du hast sie, Karl; ich verdiene sie, und das muß mir genug seyn."

Ich denke, Alexander, das Alter wird sie

uns noch einmal wiederbringen, wenn erst der Brand in deiner Seele gelöscht ist. — Er setzte sich an das Klavier, und sang mit seiner kräftigen Stimme in freudiger Rührung:

Dreimal Heil uns, wenn wir erst am Ziele
Selig ruhen in der Palmen Kühle,
Und zurück seh'n auf die rauhe Bahn! —
Mögen dann die strengen Eumeniden
Nimmer stören unsern goldnen Frieden!
Mög' uns rächend keine Reue nahn!

Alexander sprang auf. „Nein, Karl; die Eumeniden sollen uns nicht stören! ... Du bist mein Schutzengel! ... So trete immer ein himmlischer Gesang zwischen mich und ein Verbrechen!" —

Er ging auf sein Zimmer, und las Ameliens Billet noch einmal mit Ruhe. Bei der Aeußerung, daß es ihr an Muth fehle, dem Grafen die Wahrheit zu gestehen, dachte er: nun, so will ich es selbst thun; ich bin auch mehr dazu verpflichtet, als sie.

Er ging zu Holm, und traf ihn allein. „Herr Graf," hob er an; „ich muß mir

bei einer Erklärung, die ich Ihnen zu machen habe, völlige Ruhe von Ihnen erbitten. (Der Graf verbeugte sich.) „Sie lieben das Fräulein von Zabern. Die Eltern haben Ihnen die Hand der Tochter bewilligt, der Fürst wünscht die Verbindung, und . . ."

Und? und? Herr von Saldorf, ich bin in gespannter Erwartung.

„Ich lernte das Fräulein eher kennen, als Sie, Herr Graf, und liebte sie auch eher. Sie gab mir ihre Gegenliebe, wahrscheinlich nur, weil sie mich früher kannte."

Der Graf stand da, wie versteinert. Wie! Wann war das?

„War? Es ist, Herr Graf; es ist jetzt. Das Fräulein liebt mich. Die Härte ihrer Eltern und der Schutz des Fürsten geben Ihnen eine Gewalt, die Sie aber nicht mißbrauchen werden, wenn Sie ein edler Mann sind. Des Fräuleins Herz gehört mir, Herr Graf, und ich sehe an Ihrer Miene —"

Gar nichts, als Erstaunen über Ihr Vorgeben. Das Fräulein liebt Sie? und noch jetzt? Herr von Saldorf, einer von uns

Beiden ist in einem seltsamen Irrthume. (Er warf mitleidige Blicke auf Saldorf.) Wollen wir nicht von etwas Andrem reden?

„Nein, Herr Graf, von nichts Andrem. Ich lese in Ihren Augen, ich weiß selbst nicht, was. Doch, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt."

Sie scherzen also in der That nicht?

„Wäre dies ein Gegenstand zum Scherzen? Aber können Sie es sich denn gar nicht als möglich denken, daß Fräulein Amelie einen Andern liebt?"

O, sehr wohl! Doch, mein Herr, die Umstände, die Sie angeben, sind nicht richtig. Es ist wahr, ich liebe das Fräulein von Zabern, und habe um ihre Hand gebeten, aber nicht den Vater, nicht die Mutter, sondern sie selbst; und sie hat freiwillig Ja gesagt.

„Von ihren Eltern gezwungen, die ihr gedrohet haben. Genug, sie liebt mich, Herr Graf."

Sie reden zusammenhängend; sonst hätte ich große Lust, Ihnen ein Mitleid von be-

sonderer Art zu bezeugen! . . . Es ist nicht an Zwang, an Drohungen gedacht worden. Auf mein Ehrenwort, Herr von Saldorf: meine Braut war mit mir ganz allein, als ich sie um ihre Liebe bat. Sie sank in meine Arme, erröthend, wie es einem Mädchen ziemt.

„Erlauben Sie, Herr Graf; troß Ihrem Ehrenworte muß ich dennoch zweifeln."

Der Graf war nahe daran, in Hitze zu gerathen; doch er faßte sich wieder. Ich bedaure Sie, daß Sie einen Irrthum so fest halten, durch den Sie in einen sonderbaren Verdacht gerathen können. Sie sollten doch glauben, daß ich hier nicht so ruhig bleiben würde, wenn ich nicht die vollkommenste Gewißheit hätte, daß Fräulein von Zabern mich liebt.

„Wenn es wirklich so wäre, so müßte ich Ihnen allerdings danken, Herr Graf, daß Sie mich so menschlich behandelten. Ich begreife aber nicht, wie Sie Bedenken tragen können, einer so bestimmten Versicherung, wie die meinige, zu glauben."

Das ist ein Streit ohne Ende. Sie scheinen Ihrer Sache so gewiß zu seyn, wie ich der meinigen. Nun, ich bin im Vortheil des Besitzes; also ist es an Ihnen, zu beweisen.

„Das will ich, Herr Graf; und damit gebe ich Ihnen zugleich einen Beweis meines Zutrauens zu Ihrer Ehre."

Er zeigte dem Grafen ein kleines Billet von Amelien; und der Graf las mit funkelnden Augen, mit wechselnder Farbe. Einer von uns, sagte er nun heftiger, ist betrogen. Aber wer? Oder sind wir es vielleicht Beide? — Er klingelte, und befahl einem Bedienten, jeden Besuch abzuweisen. — Herr von Saldorf, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; nun mnß ich Sie aber bitten, es mir ganz zu schenken, und verspreche Ihnen dagegen, daß von dieser Unterredung niemand etwas erfahren soll. — Wie wurden Sie mit dem Fräulein bekannt?

Saldorf erzählte. Als er darauf kam, daß Amelie von ihrem Vater hart behandelt worden wäre, unterbrach ihn der Graf: das

ist sie nicht; niemand hat sie gezwungen. Und jetzt, da ich dies Billet gelesen habe, könnte ich allenfalls wohl sagen, sie sey mir entgegen gekommen. Sie weigerte sich nicht mehr und nicht länger, als jedes Mädchen in einem ähnlichen Falle. Aber — Sie hatten da noch mehr Billets. Darf ich Sie bitten, mir noch eins mitzutheilen? — Saldorf lehnte das mit einer Verbeugung ab. — Nun denn, ein Billet gegen das andre! Die edle Dame darf uns nichts übel nehmen. Er gab Saldorfen ein Billet von Amelien, das er erst heute bekommen hatte, und das Versicherungen der zärtlichsten Liebe enthielt.

Saldorf las es, und sagte kalt: „man hat sie gezwungen, das zu schreiben."

Zwang! und immer Zwang! — Der Graf erzählte die ganze Geschichte seiner Bekanntschaft mit Amelien, und schloß zuletzt: glauben Sie nun, was Sie wollen. Ich sehe, daß Fräulein von Zabern Sie liebt, Herr von Saldorf; Sie sollten doch aber auch sehen, daß sie mich gern heirathen möch-

te. Fangen Sie denn nicht an zu merken, daß sie einen Mann haben, und den Liebhaber nicht verlieren will? Hier ist meine ganze Correspondenz mit ihr. Dies Billet hat sie mir aus ihrem Garten zugeschickt, wohin sie Abends einmal fuhr. Nun, ist auch das gezwungen geschrieben? Doch wir können uns ja den sichersten Beweis verschaffen. Sie ist heute mit ihrer Kammerjungfer in dem Garten, und will die Nacht dort bleiben. Ihr Vater begleitet den Fürsten auf einer kleinen Reise, und auch ihre Mutter ist über Land gefahren. Ich werde an sie schreiben. Er bat sie in einem Billet, zu erlauben, daß seine Verlobung mit ihr einen Tag früher seyn möchte, weil er an dem bestimmten Tage ein nothwendiges Geschäft haben würde. Dies Billet ließ er Saldorf lesen, und schickte dann einen Bedienten damit weg. In einer halben Stunde war die Antwort da, und Saldorf las mit Erstaunen: „Ich kann nicht zu früh den Triumph haben, meine Verbindung mit einem Manne, den ich so zärtlich liebe, und dessen Liebe mir

so ehrenvoll ist, bekannt werden zu sehen. Bis in den Tod Ihre Amelie."

Fangen Sie endlich an zu begreifen? (Saldorf schüttelte noch immer den Kopf.) Nun, so fragen Sie die Dame selbst, unter welchen Umständen sie die Briefe geschrieben hat. Die Paar Zeilen an Sie haben mir die Augen geöffnet. Sie aber, glaub' ich, Sie könnten mich mit der Dame trauen sehen, und blieben wohl noch immer dabei: es ist Zwang. Ein solcher Zweifler ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!

„Soll ich nicht zweifeln, wo es die Ruhe, das Glück meines ganzen Lebens gilt? Nein, es ist nicht möglich, daß sie mich betrogen hat! Sie liebt mich, und keinen Andren. Ich bin nicht betrogen!"

Nun, so bin ich es, sagte der Graf, und klingelte. Laßt vorfahren! Wollen Sie mich begleiten? Ihren eigenen Augen und Ohren werden Sie doch glauben.

„Ja! Und hat sie mich wirklich betrogen, dann . . ."

Keine tragische Scene, Herr von Sal-

dorf! Betrogen sind wir Beide; nun, so wollen wir der Dame Lebewohl sagen. —

Der Graf trat allein in Ameliens Zimmer, und ließ die Thür offen. Sie warf sich in seine Arme, und sagte zärtlich: „mein geliebter Holm, welch ein Genius bringt Sie hieher?"

Ich glaube beinahe, der Genius meines Glückes, sagte der Graf, ein wenig spöttisch lachend, und sah sich nach Saldorf um, der in der offnen Thüre stand. Amelie erblickte diesen, erschrak, und konnte sich nicht fassen. Denken Sie nur, mein Fräulein, hob der Graf wieder an: der Herr da bildet sich ein, daß Sie ihn lieben.

„Bildet sich ein . . .?"

Ja, er kommt zu mir, und . . .

„Zu Ihnen? Der Mensch ist ein Narr, ein Wahnsinniger."

Saldorf sah ihr starr in's Gesicht, und trat zurück.

„Der Mensch ist ein Narr," sagte Amelie jetzt ruhiger. „Er verfolgt mich überall."

Das ist ja ein hoher Grad von Wahnsinn!

„Weil ich ihm vielleicht einmal zugelächelt habe, bildet er sich ein, daß ich ihn liebe."

Da sehe einer nur den tollen Menschen! Aber wenn Sie wieder so lächeln, mein schönes Fräulein, so gebe ich Ihnen doch den Rath, Feder und Tinte aus dem Spiele zu lassen. Ein ehrlicher Mann, wie ich, könnte sonst auf seltsame Gedanken kommen. — (Er gab ihr das Billet, das er von Salsdorf bekommen, und das dieser zurück zu fodern vergessen hatte.) Der junge Mann hat mir Dinge erzählt, worüber alle Welt lächeln würde. Nun, mein schönes Fräulein, daß Sie dem hübschen Manne zugelächelt haben, und so weiter, finde ich gar nicht unnatürlich. Und Sie? Sie werden es wohl auch nicht unnatürlich finden, daß ich mich Ihnen auf immer empfehle. — Er verbeugte sich mit einem bittern Lächeln, und ging.

Amelie stand da, wie fest in den Boden gewurzelt. Endlich zerriß sie das Billet, das der Graf ihr gegeben hatte, warf die Stücke

auf den Boden, und weinte vor Grimm die bittersten Thränen. Sie hörte schon das Hohnlachen der ganzen Stadt, und den hämischen Spott des Hofes; denn daß der Graf nicht schweigen würde, mußte sie nothwendig erwarten. Es fiel ihr ein, an ihn zu schreiben; sie konnte aber keine Wendung finden, die ihr nur einigermaßen den Schein der Unschuld gegeben hätte.

Irgend etwas mußte sie thun; sie ließ daher ihren Bruder bitten, noch diesen Nachmittag zu ihr zu kommen, so viel ihr auch die Demüthigung kostete, daß sie ihm das Mißlingen ihres Planes gestehen sollte. —

Der Graf warf sich nach dem Abschiede von Amelien in seinen Wagen, und holte Saldorfen, der in tiefen Gedanken vor sich hin ging, bald ein. Er ließ halten, bat ihn einzusteigen, und sagte dann heftig: nun Rache an der Betriegerin! Sie soll das Märchen, der Spott des Hofes und der ganzen Stadt werden!

„Ich liebte sie, und muß Sie bitten, Herr Graf, nicht ein Wort von der ganzen Sache zu reden."

Aber, seltsamer Mann! Sie sind ja wahrhaftig von ihr betrogen! Oder zweifeln Sie auch jetzt noch?

„Betrogen oder nicht. Genug, ich liebte sie, und kann nicht zugeben, daß sie gekränkt wird." — Er faßte in tiefer Rührung des Grafen Hand, und bat ihn dringend, sich nicht an der Unglücklichen zu rächen. Der Graf versprach das endlich, und setzte hinzu: damit ich Ihnen Wort halten kann, will ich noch heute abreisen. . . . Zum Teufel! wenn ich bedenke, wozu dieses Geschöpf mich hat machen wollen, so kocht mein Blut. Und wenn ich bedenke, daß auch Sie . . .

„Ich, Herr Graf? Wenn sie Ihre Gemahlin wurde, was sie, wie ich jetzt nicht mehr zweifeln kann, werden wollte, so . . . Oder hielt sie mich für fähig, die Ehre eines Mannes zu kränken und ein Verbrechen zu begehen?" —

Der Graf reiste wirklich diesen Abend ab. Vorher schrieb er noch an Amelien: sie müsse es dem Herrn von Saldorf verdanken, daß Sie nicht das Gelächter der Stadt

und des Hofes werde; denn dem habe er auf sein dringendes Bitten versprochen, zu schweigen.

Als Amelien dies Billet gebracht wurde, war so eben ihr Bruder gekommen, und sie hatte noch keine Wendung finden können, ihm das Vorgefallene zu erzählen. Sie las das Billet, während daß ihr Bruder erwartend da stand. Auf einmal bekam ihr bleiches Gesicht wieder Farbe, und sie sagte höhnisch: „er ist fort!"

Wer denn?

„Der Graf Holm. Er war vor einigen Stunden hier, und verlor ein Billet. Da liegen die Stückchen noch. Ich las es. Der Treulose! Es war von einem Mädchen, das er unterhält. Wir geriethen an einander. Er wurde unverschämt; da sagte ich ihm einige Härten, und nun ist er abgereist. In diesem Billet nimmt er auf immer von mir Abschied."

Eduard lächelte hämisch. Laß es mich doch lesen! (Amelie zerriß es in kleine Stücke.) — Und was soll ich hier?

„Ich wollte dich bitten, die Sache wieder auszugleichen. Doch jetzt ist alles gut. Ich bin froh, daß ich von dem einfältigen Menschen erlös't bin."

Hm! Erst so bleich, so gedemüthigt; und nun auf einmal wieder blühende Farbe, und triumphirende Augen? — Er ging hinaus, kam nach einigen Minuten wieder, und sagte: ich höre ja, daß Saldorf mit dem Grafen zugleich hier gewesen ist, und nur einige Minuten. Wie kommen denn die Beiden in denselben Wagen? Hat einer von ihnen geplaudert? Oder — war dein Plan etwa gar zu fein? — Habe ich richtig gerathen?

„Nein, gar nicht," antwortete Amelie in augenscheinlicher Verwirrung. Fast in demselben Augenblick brachte ein Bedienter einen Brief, und sie erbrach ihn, um sich den beobachtenden Blicken ihres Bruders zu entziehen. Es fiel ein Papier auf die Erde, und Eduard, der sich danach bückte, erkannte seine eigne Handschrift. Es war sein Eheversprechen. Hm! sagte er; ist das der

Preis von des Grafen Abschiede, so muß ich gestehen, daß du sehr großmüthig bist. Oder ...? Laß doch sehen: was schreibt denn Saldorf?

Sie gab ihm nach einigem Zögern Saldorfs Billet, das weiter nichts enthielt, als die Worte: „Fräulein von Schenk hat alle Ansprüche an die Hand Ihres Herrn Bruders aufgegeben. Ich übersende Ihnen daher sein Eheversprechen. Sie werden wohl so gütig seyn, es ihm einzuhändigen.

Saldorf."

Unbegreiflich! sagte Eduard, indem er das Eheversprechen zerriß. Ein so großes Opfer, und ein so kalter Zettel? Der Graf abgereist, und Saldorf kurz vorher in seiner Gesellschaft hier? Und, Amelie, — (er nahm einige Stückchen Papier vom Boden auf) das ist ja deine Hand!

Amelie wollte ihm die Stückchen entreißen; er hielt sie aber fest, und las: „geliebter Saldorf ... der unerträgliche Holm ... ich erwarte Sie um zehn Uhr Abends." — Ja, wenn dir Holm dies Billet ge-

geben hat, so begreife ich seine Abreise. Amelie, du hattest mich in deiner Gewalt; jetzt habe ich dich in der meinigen. Darf ich dich bitten, zu reden?

„Ich weiß, was du willst," sagte sie, laut weinend.

Sonst nichts als Rache an diesem Salsdorf. Und ich glaube, Amelie, auch du hast dich an ihm zu rächen; denn die Kälte in seinem Billet, diese wegwerfende Kälte — Nicht wahr, es ist mit ihm vorbei, wie mit dem Grafen?

Amelie brach in einen Strom von Thränen aus. „Ich bin sehr unglücklich!"

Freilich, einen Fürstenhut und einen Liebhaber in demselben Augenblicke zu verlieren: das ist arg! Doch der letztere ist zu ersetzen.

„Elender Mensch!" sagte Amelie, und ging in das Nebenzimmer. Doch sie kam bald wieder; denn sie bedurfte Eduards bei ihrem Vater. Ohnedies hatte er ja das Meiste schon errathen; so konnte sie ihm das Uebrige auch wohl gestehen.

Hm! sagte Eduard; dem Vater erzähle ich deine Fabel mit dem verlornen Billet. Er wird toben; doch das giebt sich. Und das Geträtsch in der Stadt? Ei nun, du spielst die Tugendhafte; und in einigen Wochen ist die Sache vergessen. Aber — Amelie! — wie steht es mit Saldorf?

„Ich fürchte, daß ich ihn heute zum letzten Mal gesehen habe."

Und nun?

„Ich werde ihn ja endlich vergessen." —

Der Oberhofmeister tobte, und gab sich endlich zufrieden. Bei Hof und in der Stadt war Fräulein von Zabern einige Tage das allgemeine Gespräch; doch Niemand kannte den Zusammenhang ihrer Geschichte, und so mußte man glauben, was sie selbst davon zu verbreiten für gut fand, bis endlich die ganze Sache vergessen wurde.

Amelie erfuhr in Kurzem, daß Saldorf wie ein Einsiedler, bloß in der Gesellschaft seines Freundes, lebe und sehr schwermüthig zu seyn scheine. Sie nahm sich vor, ihn aufs neue zu erobern, was ihr noch immer

möglich schien. Er ging, wie sie wußte, zuweilen in das Lusthölzchen, wo sie ihm zuerst ihre Liebe gestanden hatte, und eben dahin fuhr sie eines Tages mit einer kleinen Gesellschaft, sämmtlich genauen Bekannten von Saldorf. Als dieser Amelien erblickte, wechselte er die Farbe, und sie freuete sich schon über diesen Beweis, daß sie ihm noch nicht gleichgültig war. Doch er stand sogleich wieder ruhig da, und verließ nach einigen Minuten die Gesellschaft. Sie stellte sich, als ob sie ihn nicht bemerkte, ging ihm aber auf einem Umwege nach, und fand ihn auf eben dem Rasen sitzen, wo sie einmal mit ihm gesessen hatte. Sie scheinen dies Plätzchen zu lieben, Herr von Saldorf, hob sie mit sanfter Stimme an.

„Mehr als einen Thron," antwortete er ruhig.

Sie erröthete, weil sie an den Fürstentitel dachte. Und was macht Ihnen das Plätzchen so werth?

„Ein lieblicher Traum, den ich hier träumte. Mein Herz, gnädiges Fräulein,

meine Liebe, macht mir diese Stelle heilig."

Sie näherte sich noch einen Schritt, und sagte mit bewegter Stimme: Ihre Liebe?

„Ja! Doch nur meine Liebe, mein Herz. Ich bin hier mit mir allein, ganz allein."

Saldorf, können Sie nicht verzeihen, was die Nothwendigkeit unwiderstehlich gebot? Ich war nicht so schuldig, als Sie glaubten.

„Freilich nicht. Konnten Sie dafür, daß ich einen Traum aus einer andern Welt träumte? Ich träume ihn noch."

Und wenn nun mein Herz fähig wäre, diesen schönen Traum mit Ihnen zu theilen? —

Er fing ein andres Gespräch an, bot ihr seinen Arm, sie wieder zu der Gesellschaft zu führen, und ging dann bald nach Hause.

Amelie gab ihre Hoffnung nicht auf, und suchte ihn öfters in dem Wäldchen; doch nun ließ er sich nicht wieder darin se-

hen. Sie schrieb ihm endlich, bekam aber ihren Brief zurück, und in dem Umschlage standen bloß die Worte: „ich achte Ihr Geschlecht zu sehr, als daß ich diesen Brief erbrechen könnte.“ Jetzt verwandelte sich ihre Liebe in Haß, und sie schwieg finster, wenn ihr Bruder einmal den Nahmen Saldorf nannte. Nun wußte Eduard, daß sie ihn seiner Rache überließe.

10.

Die Beschützerin.

Auf einmal hörte der Fürst bei allen Unordnungen, die in der Residenz vorgegangen waren, den Nahmen Saldorf nennen. Hatte man irgendwo ein tolles Bacchanal gefeiert, war eine Schlägerei gewesen, oder hatte sich ein Officier im Spiele zu Grunde gerichtet, so sagte man mit Achselzucken: Saldorf! Dies kam so oft, und von so verschiedenen Seiten, daß der Fürst dem Kommandeur des Regiments mit Unwillen befahl, den Lieutenant Saldorf in Ordnung zu halten.

Saldorf bekam von seinem Chef einen sehr nachdrücklichen Verweis, und bei dem nächsten Avancement wurde er übersprungen. Was ist das! sagte Barneck, als er von der Parole zu Hause kam. Du übersprungen? Warum? Und du siehst dazu aus, als hättest du einen Sprung gemacht? — Lieber Alexander, der Fürst soll bitter und böse auf dich seyn.

„Leicht möglich, Karl; aber es ist nicht meine Schuld. Und das Ueberspringen? Nun, du weißt ja, daß ich des Dienstes schon lange überdrüßig bin."

Barneck wollte durchaus zu dem Fürsten gehen, und es kostete Saldorfen Mühe, ihn zurückzuhalten. Nun, Alexander, sagte er endlich; so mußt du dich selbst bei dem Fürsten vertheidigen.

„Das kann ich nicht. Was man ihm von mir gesagt hat, sieht aus wie Wahrheit. Bin ich irgendwo, so entstehen Händel, die nicht viel zu sagen haben, die aber entstehen sollen, weil ich da bin. Sitze ich im Arrest, so ist der Teufel auf der Hauptwache

los; man spielt, man trinkt, weil ich da bin. Laß das gut seyn, Karl. Es ist das Wenigste, was man mir gethan hat. Mögen sie es so forttreiben, bis ich oder sie des Dinges müde werden." —

„Seltsam," sagte die Prinzessin Emilie zu ihrem Bruder, als sie in seinem Cabinet die schriftliche Anzeige fand, daß der Lieutenant Saldorf durch das Kriegsrecht zu Arrest verurtheilt wäre. „Nach allem, was ich von diesem Saldorf höre, ist er ein sehr edler Mensch."

Das läßt sich begreifen, liebe Schwester. Er ist ein hübscher Mann; und dir erzählen von ihm deine Damen, oder deine Kammerfrauen.

„Die Mädchen sind eben nicht seine Freundinnen. Er hat überhaupt nur wenige Freunde, aber echte."

Und zu denen gehört, wie es scheint, auch meine gute Schwester.

„Ich habe ihn noch nie gesehen, und kenne ihn nur durch Andre. Aber daß er ein Paar eben so echte Feinde hat, und

daß die es weit bringen können, das weiß ich."

Feinde? Wen könnte ein Sekonde-Lieutenant zu einer Kabale veranlassen?

„Lieber Bruder, ein Sekonde-Lieutenant kann ein sehr wichtiger Mann werden: für dich nun freilich nicht; doch ja, auch für dich. Nimm nur den Fall an, daß ich ihn liebte. Aber sey unbesorgt! — Denke dir die Sache etwa so. Ein schlechter Mensch, der indeß von Bedeutung ist, wird von diesem Saldorf auf einem Bubenstück ertappt, und dafür gezüchtigt. Oder — er ist ein schöner Mann, sagst du. Nun, vielleicht eine angetragene und abgewiesene Liebe. Und wenn die Dame rachsüchtig ist, und bedeutende Freunde oder Verwandten hat: was lassen sich dann nicht für Intriguen machen!"

Du scheinst ja sehr genau unterrichtet zu seyn! Und sonst niemand als du wäre es?

„Nun, der Mensch, den er züchtigte, schweigt, und die abgewiesene Geliebte sagt auch nichts. Das ist ja sehr natürlich."

Und Er? warum schweigt Er denn, wenn

er sich mit ein Paar Worten rechtfertigen und seine Feinde entlarven könnte?

„Weil Schweigen edel ist. — Du lächelst spottend; ich versichre dir aber, es ist so.“

Also wärest du die Dritte in dem Geheimnisse? . . . Da müßte ich dir zu Gefallen etwas glauben, das mir sehr unwahrscheinlich vorkommt, eben weil es den Anstrich des Romantischen, des Großen hat.

„Es thut mir wehe, lieber Bruder, daß dir etwas Edles so unglaublich vorkommt. Das eben ist das Leiden unseres Standes, daß wir die Menschen verachten lernen. Ein so edler Mensch wie du, und ein so edler Fürst, glaubt schon nicht mehr an die Tugend eines Andern!“

Gute Schwester, sagte der Fürst gerührt, glaube ich denn nicht an deine Tugend?

„Nun, so glaube mir denn mehr, als deinen Höflingen. Saldorf ist ein guter, edler Mensch: das weiß ich gewiß.“

Ich will ihn selbst sprechen, und du magst hier bleiben, Emilie. Gewiß, ich möchte gern an Edelmuth glauben!

Der Fürst befahl, daß Saldorf sogleich gerufen werden sollte, und sah ihn, als er kam, mit einem durchbohrenden Blicke an. Saldorf stand ruhig da. Herr Lieutenant, sagte der Fürst, ich höre seit einiger Zeit viel Böses von Ihnen. Doch ich erinnere mich gern des Augenblicks, da Sie mir als ein Jüngling von den besten Hoffnungen vorgestellt wurden. Sind diese Hoffnungen ganz vernichtet? Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung sagen? Aber — ich liebe Offenheit.

„Ew. Durchlaucht, ich fühle mit Stolz, daß ich Ihre Ungnade nicht verdiene.“

Waren Sie nicht bei dem rasenden Exceß im Adler? Waren Sie nicht bei der letzten Schlägerei, die einem braven Manne das Leben kosten konnte? Sind Sie nicht überall, wo es Händel oder Unruhen giebt?

„Zugegen war ich, doch weiter auch nichts. Ich bin bestraft; aber unschuldig.“

Warum vertheidigten Sie Sich nicht gegen das Urtheil, sondern trotzten dem Gerichte?

„Ich trotzte nicht, Ew. Durchlaucht; ich schwieg, weil man mich entweder nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, und weil ein braver Mann mir zutraute, daß ich schweigen würde. Meine Unschuld war auf einem andern Wege zu finden. Ich gab ihn an; doch man wählte ihn nicht. Nun sagte ich dem Gerichte: es sey verpflichtet, die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten auf jedem Wege zu suchen. Das war gewiß nicht Trotz."

So reden Sie hier! Wie hing die Sache zusammen? Ich höre von Feinden, die Sie haben. Fürchten Sie nichts.

Saldorf verbeugte sich. „Ich habe nie über Jemand geklagt, Ew. Durchlaucht, und werde das auch nie thun. Das Kriegsrecht hat mir weiter nichts Schuld gegeben, als meine Gegenwart. Wer Ewr. Durchlaucht nun mehr Böses von mir gesagt hat, weiß ich nicht."

Saldorf, sagte der Fürst mit einem flammenden Blicke: ich werde genau untersuchen lassen, ob Ihnen Unrecht geschehen ist oder

nicht. Dann aber . . . Ich versichere Ihnen im Voraus meine Gnade, wenn Sie offen gestehen. Noch einmal: waren Sie schuldig oder nicht?

„Ich war unschuldig bei allen den Händeln, die zur Untersuchung gekommen sind. Finden Ew. Durchlaucht nur die mindeste Schuld an mir, so bin ich ein Elender, der Ihre Ungnade, und die Verachtung jedes rechtschaffenen Mannes verdient."

Warten Sie im Vorzimmer. — (Saldorf ging hinaus.) Beinahe glaube ich, daß du Recht hast, sagte der Fürst zu seiner Schwester. Er lief die Akten durch, die er sich hatte bringen lassen, und sagte: freilich, erwiesen ist nichts. Aber der Trotz, mit dem er dem Gerichte vorschreibt, wie es verfahren soll. Ja, die Wendung läßt sich denken. Hier scheint es, als schwiege er, um dem Kapitain Sarnen nicht weh zu thun. Richtig! es ist mit Händen zu greifen. Und Sarnen ist in der That ein sehr braver Mann. Emilie, du kannst doch wohl Recht haben.

„Wenn du wüßtest, was ich weiß, welche Künste man anwendet, ihm zu schaden: du würdest ihm gewiß die Genugthuung geben, die er verdient.“

Der Fürst lächelte. Das geht nicht. Geschrieben ist geschrieben. Aber was ich kann, will ich thun. — Saldorf wurde herein gerufen. — Wenn ich nun auf Ihre Versicherung glaube, daß Sie unschuldig sind: was dann?

Saldorf trat einen Schritt näher, und sagte mit einer schönen Rührung: „dann habe ich eine der glücklichsten Stunden meines Lebens gehabt.“

Aber Genugthuung: nicht wahr? fragte der Fürst lächelnd. Welche verlangen Sie?

„Daß Ew. Durchlaucht meiner Versicherung glaubten, ist mir genug; und nun gehe ich mit Stolz wieder in den Arrest.“

Sie sind bei dem Avancement übersprungen. Das werde ich wieder gut zu machen suchen.

„Darf ich es wagen, Ew. Durchlaucht anstatt dessen um meinen Abschied zu bitten?“

Der Fürst sah ihn befremdet an. Gerade jetzt, da ich Ihnen verspreche, das Unrecht wieder gut zu machen?

„Ew. Durchlaucht, ich möchte dieser schönen Stunde noch etwas Andres verdanken: die Befreiung von einem Stande, dessen Ruhe mir zu einfach ist."

Ist das Trotz, junger Mann?

„So lange mir Unrecht geschah, wollte ich nicht um den Abschied bitten; jetzt aber, da ich Ewr. Durchlaucht Gnade habe, wage ich es, diesen Wunsch zu äußern."

Man wird dann glauben, Sie haben Ihren Abschied ungefodert bekommen. Wollen Sie Ihren Feinden diesen Triumph gönnen? Man wird nicht wissen, daß Sie meine Gnade haben, und das soll man erfahren.

„Ich weiß es, Ew. Durchlaucht, und das ist mir genug."

Aber mir nicht. Eher als nach einem Jahre dürfen Sie nicht an den Abschied denken; und auch dann kaum. Und nun, Lieutenant Saldorf, empfehlen Sie sich der

Prinzessin Emilie. Sie haben Feinde, aber, was Sie wohl nicht wissen, auch eine Beschützerin.

Saldorf näherte sich der Prinzessin, die sich bis jetzt, wie es schien, mit Lesen beschäftigt hatte.

Herr von Saldorf, sagte die Prinzessin, es ist mir lieb, Ihnen das bestätigen zu können, was Sie so eben von meinem Bruder gehört haben. Ich weiß, was Ihnen Feinde gemacht hat, und freue mich, daß ich meinen Bruder veranlaßt habe, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seyn Sie meiner Achtung versichert.

Sie gehen nun ruhig nach Hause, sagte der Fürst. Oder — melden Sie Ihrem Chef, daß Sie frei sind.

Saldorf erfüllte diesen Befehl, und ging dann nach Hause zu Barneck. Alexander! sagte dieser: du hier? Eben wollte ich dich besuchen. Wer hat dich frei gemacht?

„Ein Engel!“ antwortete Saldorf, und erzählte nun von dem Wohlwollen der Prinzessin, das ihm ganz unbegreiflich war. Er

konnte

konnte nicht aufhören, von der edlen Emilie zu reden. „O,“ sagte er; „wie ganz anders sprach sie, als der Fürst! Sie behielt die Würde ihres Standes, wie ihr Bruder; doch die wenigen Worte, die sie sagte, kamen aus einem fühlenden Herzen. Er war gnädig; sie gut.“ —

Von jetzt an verehrte Barneck die Prinzessin wie eine Gottheit, und nannte sie nie anders, als: unsre edle, erhabne Prinzessin. Für Saldorf aber war sie das lieblichste, holdeste Mädchen auf der Erde. Er dachte sie sich immer ohne den Fürstenrang, und huldigte ihr dann mit einem liebenden Herzen. Es blieb ihm bald nicht mehr zweifelhaft, daß er sie liebte, doch rein und lauter, wie einen Engel.

Die Prinzessin wußte Saldorfs Geschichte so ziemlich genau, und zwar fast aus den ersten Quellen. Amelie hatte eine Vertraute an ihrer Kammerjungfer, einem hübschen und klugen, oder vielmehr listigen Mädchen, das sie noch anders brauchen konnte, als am Putztische. Eben dieses Mädchen war von

Zeit zu Zeit Eduards Geliebte, und, wenn er sie zu irgend einem Plane nöthig hatte, seine Vertraute, die ihm, weil er sie gut bezahlte, alles verrieth, was im Hause vorging. Amelie hatte ihr gesagt, daß ihr Bruder die Gräfin Elise zu heirathen wünschte; dieser Plan war aber Hannchen — so hieß die Kammerjungfer — sehr unangenehm, weil sie fürchtete, daß sie dann ihren freigebigen Liebhaber verlieren würde. Sie machte sich nun an Elisen, und gewann durch verstellte Theilnahme bald ihre Dankbarkeit, obgleich nicht ihr Vertrauen. Hannchen sprach bescheiden von Eduards Fehlern, und Elise, die schon einiges Wohlwollen für ihn hatte, wurde aufmerksam. Nach einiger Zeit entfielen Hannchen ein Paar Worte über die Ausschweifungen der Männer. Endlich erzählte sie Elisen Eduards Geschichte mit dem Fräulein von Schenk, und Saldorfs Benehmen dabei, welches Veranlassung zu der Freundschaft zwischen ihm und dem Fräulein Amelie gegeben habe.

Hannchen erreichte ihren Zweck; denn

von nun an verabscheute Elise ihren Vetter Eduard, so wie sie im Gegentheil die größte Achtung für Saldorf hatte. Um diesen Abscheu noch zu vergrößern, erzählte ihr Hannchen von Zeit zu Zeit, welche Mittel Eduard anwendete, Saldorfen in Händel zu verwickeln und in den übelsten Ruf zu bringen. Aus spöttischen Anspielungen, die Eduard zuweilen machte, konnte Elise leicht errathen, was Ameliens Freundschaft mit Saldorf zerstört hatte, und warum sie den edlen Mann jetzt mit großer Erbitterung haßte. Länger konnte sie nicht schweigen. Sie erzählte ihrer Freundin Emilie, wie Saldorf gehandelt hätte, und was man nun thäte, um sich an ihm zu rächen. Die Prinzessin wollte Gewißheit haben, ehe sie ihrem Bruder etwas sagte; und sie bekam in Kurzem die überzeugendsten Beweise.

Nach einem Monate wurde Saldorf als Premierlieutenant zu einem andern Regimente versetzt. Er dankte dem Fürsten bei der Parole persönlich, und dieser sagte: ich glaube, meine Schwester wird es von Ihnen

selbst am liebsten hören, daß ich Ihnen Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Saldorf ließ sich bei der Prinzessin melden, und die Nachricht, die er ihr gab, überraschte sie. Sie wurde fröhlich wie ein Kind, und äußerte ihre Freude wie ein Kind; denn jetzt war sie nicht unter den Augen ihres Bruders, den sie zwar herzlich liebte, doch auch als ihren Fürsten verehrte. „Sie schweigen von Ihrem Freunde; ich aber finde Vergnügen daran, meine Freunde zu loben. Sie sollten meine Forsting kennen! Ein so schönes und gutes und edles Mädchen haben Sie gewiß noch nicht gesehen. Ich bin so glücklich gewesen, sie zu finden. Sie wurde meine Freundin, und darum glaube ich, daß auch ich wohl nicht ganz schlecht seyn muß. O, ich liebe meine Elise auch, wie meinen Augapfel. Wie komme ich doch auf diese Vergleichung! Als wenn ich sie nicht mehr liebte! Sie ist mein andres Ich, die Seele meiner Seele, das Glück meines Lebens. . . . Wenn sie doch hier wäre, daß ich sie in meine Arme nehmen, und Ihnen

sagen könnte: dies ist meine Elise! Sie haben das edle Mädchen noch gar nicht gesehen? Daß Sie es nur wissen, sie ist Ihre Freundin. Von ihr habe ich zuerst erfahren, wie unwürdig man Sie behandelt. Sie müssen mit ihr bekannt werden. Aber daß Sie dann nur ja nicht karg sind mit Ihrem Lobe! Ich würde sonst glauben, Sie wären neidisch darüber, daß meine Freundin eben so gut, eben so edel ist, wie Ihr Freund!"

Saldorf hing mit Entzücken an diesem lieblichen Geschöpfe, dessen schöne Seele sich in jedem Worte so rein entfaltete. — Ich werde dann das Höchste von ihr sagen, was ich von einem Menschen sagen kann: die Gräfin ist fast so gut, wie ihre Freundin.

„Fast? nur fast? O, da höre ich, daß Sie meine Elise nicht kennen! Fast? Beinahe sollte ich das übel nehmen. Sie wollen mir schmeicheln; aber das verstehen meine Leute besser. Auf mich schmälen sie wohl; doch meine Elise loben sie, wenn sie etwas von mir wollen. Und nun gar Sie! Ich

habe Ihnen ja schon gesagt, daß Sie an ihr eine Freundin haben! Nun, ich werde Ihnen sagen lassen, wenn sie bei mir ist. Leben Sie wohl, Herr von Saldorf. Ich muß jetzt noch einen Brief schreiben."

Er verbeugte sich mit zärtlicher Ehrfurcht, und ging nun, von der Lieblichkeit der holden Prinzessin bezaubert, mehrere Tage träumend umher. „Die Seele meiner Seele!" wiederholte er oft, und erschrak dann, so wie er es sagte. Er hoffte jeden Tag, sie werde ihn rufen lassen; doch auf einmal hörte er, sie sey schon seit einigen Tagen krank, und ihre Krankheit sey gefährlich. —

Emilie sagte Elisen bald nach ihrer Unterredung mit Saldorf: „du mußt den Mann kennen lernen." Mit dem lieblichsten Lächeln setzte sie hinzu: „Ja, kennen lernen. Aber ich meine damit mehr, viel mehr! Erröthe nicht, liebe Elise, und versprich mir, wenn . . . O wie roth du wieder wirst! — Ach, ich bin ja eine Fürstentochter, und darf nicht lieben! Aber ich will in dir, in deiner Liebe glücklich seyn. Dir wehrt doch

nichts, Gefühl zu haben, und es einer Freundin zu gestehen." — Beide umarmten einander in tiefer Rührung, und Elise wünschte nun, den Mann, den ihre Freundin so lobte, kennen zu lernen.

Schon am folgenden Tage wurde die Prinzessin von einer Krankheit befallen. Elise kam nicht von ihrem Lager weg, da die Aerzte bald nur wenig Hoffnung gaben. Die Kranke sah an der verdoppelten Zärtlichkeit ihres Bruders, an seinem und an Elisens stummen Schmerze, daß sie in dringender Gefahr seyn mußte. Sie verlangte von dem Leibarzt, er solle ihr sagen, wie lange sie noch leben könne. Er antwortete: höchstens drei Tage. Elise war zugegen, und verging fast in ihrem Schmerze. Die Prinzessin verlangte nun, mit ihrer Freundin allein zu seyn. „Liebst du mich, Elise?" fragte sie sanft lächelnd. (Elise konnte nicht antworten.) „Ich fühle, daß sich mein Tod mit schnellen Schritten nähert. Schon jetzt kann ich einem Schlummer, der mich überfallen will, kaum widerstehen. Morgen lebe ich

vielleicht nicht mehr, und die letzten Stunden gehören dem Tode. Laß uns jetzt, da ich noch fühle und denke, Abschied von einander nehmen. Ich wünschte, du sähest mich nicht sterben. Dein Klagen könnte meine letzten Augenblicke stören, und ich würde die Welt weniger gern verlassen, wenn ich dich, meine einzig Geliebte, an meinem Lager sähe. Nenne mich noch einmal deine Emilie, und versprich mir, daß du mich nie vergessen willst. Weine nicht so schmerzlich, meine Elise! Du wirst ja deine Freundin wiedersehen!"

Elise warf sich neben dem Lager der Kranken auf die Knie, und wollte sie nicht verlassen; doch endlich konnte sie den Bitten der Sterbenden nicht länger widerstehen. Beide drückten nun die kalten, bebenden Lippen fest auf einander, und sagten Lebewohl: die Sterbende mit sanfter Ruhe; ihre Freundin mit schmerzlichem Jammer. — Elise knieete noch einmal an dem Bette nieder; dann stand sie auf, und sagte: Emilie leb wohl! Wir sehen uns wieder. „Dort!"

erwiederte die Sterbende, und zeigte lächelnd gen Himmel. —

Der Fürst begegnete Elisen, als sie durch das Vorzimmer schwankte, und fragte sie: Gräfin, was macht meine Schwester? —

„Ach," rief Elise; „warum mußte sie mich so lieben!" Sie sank zu Boden, und wurde ohnmächtig weggetragen.

Es waren schreckliche Stunden, bis am folgenden Tage der Oberhofmeister ihr ein Etui zustellte, und dabei sagte: dies schickt Ihnen der Fürst von der hochseligen Prinzessin Emilie. Sie hat das Etui noch diesen Morgen mit ihrem Nahmen bezeichnet, und dann versiegeln lassen. — Elise erhob ihr mattes Auge gen Himmel, und verbarg dann ihr Gesicht. Endlich nahm sie das Etui, und küßte die Aufschrift, welche ihre Freundin mit bebender Hand geschrieben hatte: „Für meine geliebte Elise!" In dem Etui fand sie das Bild der Prinzessin, und eine Locke von ihrem schönen Haare; sie küßte beides in stummer Wehmuth. — —

Saldorf war in den tiefsten Schmerz ver-

sunken. Er hatte sein Zimmer verdunkelt, und sah niemanden, als seinen Barneck. Armer Karl! sagte dieser, als er von der Parole nach Hause kam: der Engel ist wieder zu Gott gegangen! — (Saldorf starrte ihn an.) Barneck wollte ihn erschüttern, um seinen stummen Schmerz in Thränen aufzulösen. Er sagte lauter: sie ist todt, Alexander! Und man möchte des Teufels werden vor Aerger über das Lumpenvolk! Sie sehen dir alle so ruhig aus, als wäre gar nichts vorgefallen. (Saldorf änderte keine Miene.) Ich glaube, sie freuen sich schon auf das Paradebett und das Leichenbegängniß! . . . Alexander, fluche doch, tobe! und sitze nicht da, wie ein Bild von Stein! Sie hat dem Tode zugelächelt, sagt mir der Leibmedikus, und ist gestorben, wie ein Engel, der nach und nach im Glanze des Himmels verschwindet.

Saldorf stand langsam auf, und wollte reden; doch er schloß die Lippen wieder, und drückte eine Hand auf sein Herz. Endlich sagte er: „sey barmherzig! Ich habe alles verloren!“

O, du Undankbarer! Also ist dir meine Liebe gar nichts? . . . Weil sie schöne Lippen hatte, und blaue Augen, und schöne, weiße Arme, und rothe Wangen: darum! Verliebt warst du in sie. Hättest du sie geliebt, wie einen Engel – und das mußte sie dir seyn –, so würdest du deinen Karl jetzt nicht so kränken! Sie hat dich freundlich angesehen; wer weiß, welche tolle Hoffnungen du darauf gebauet hast!

„Karl, du willst mich böse machen. Laß mich! Es wird ja anders werden!"

Ei, ich wollte lieber, du stießest mir den Degen durch die Brust, als daß du so mit kalten, todten Augen da stehst. Soll ich denn noch trostloser seyn, als du? über sie und über dich zugleich?

Die letzten Worte sagte Barneck mit bebender Stimme, und sie wirkten auf das erstarrte Herz seines Freundes. Saldorf drückte ihm die Hand, und sagte: „ich liebe dich, wie ich sie liebte! Aber — und wenn die ganze Welt, und wenn das Schicksal sich dagegen setzte: ich muß sie noch einmal sehen."

Das sollst du, Alexander! Und vielleicht kann ich es möglich machen, daß du sie ohne Zeugen siehst! —

11.

Das Gewölbe.

Saldorf hatte doch einen Freund, der mit ihm weinte; Elise aber sah um sich her nur Menschen mit kaltem, oder ruhigem Gesichte, die sich mit dem Ceremoniel beschäftigten, das bei dem Leichenbegängniß der Prinzessin Emilie zu beobachten wäre. Sie durfte ihren Schmerz nicht zeigen, wenn sie nicht verspottet seyn wollte; und so nagte er immer tiefer an ihrem Herzen. Der Leibarzt besuchte sie, weil die verstorbene Prinzessin ihm ausdrücklich aufgetragen hatte, für die Gesundheit ihrer geliebten Elise zu sorgen. Er fand sie ernstlich krank, und untersagte ihr, die Prinzessin noch einmal zu sehen und bei dem Leichenbegängnisse zugegen zu seyn.

„Herr Leib-Medikus!" sagte sie, heftiger als jemals in ihrem Leben: „die Prinzessin war meine Freundin. Ich muß!"

Ich verbiete es Ihnen im Nahmen Ihrer verstorbenen Freundin. Auch läßt der Fürst es Ihnen verbieten, weil er von mir weiß, daß Ihre Gesundheit angegriffen ist.

„Der Fürst hat mir in diesem Falle nichts zu verbieten." —

Die Verstorbene stand einige Tage auf dem Paradebett, und auch an Saldorf kam die Reihe, die Ehrenwache bei der Leiche zu thun. Er wurde bleich, als der Adjutant ihm die Ordre brachte. — Sie sehen, sagte Barneck, er ist krank.

„Karl," sagte Saldorf, als er mit seinem Freunde wieder allein war; „wie könnte ich Stunden lang an ihrem Sarge stehen, ohne selbst zu erstarren! Nur einen Augenblick, und allein, möchte ich dabei knieen, und dann sterben!" —

Barneck nahm Verabredung mit dem Kirchner der Schloßkirche, und es traf sich, daß er an dem Begräbnißtage die Wache an

der Kirchthür hatte. Saldorf ging in einem Ueberrocke nach der Kirche, gab im Vorübergehen seinem Freunde die Hand, und sagte: „hier finde ich dich.“ Er drängte sich durch die Menge, kam endlich hinter das hohe Chor, bis an den Eingang zu dem Gewölbe, und hatte nichts in seiner Seele, als das Bild der holden Entschlafnen.

Auf einmal schreckte ihn der Donner des Geschützes aus seinen Träumen auf; es war ihm, als sollte die Erde in Trümmer zerfallen. Nun hörte er die Trauer-Musik, bald sanft, bald in jammernden Tönen klagen. Da brachen endlich Thränen aus seinen Augen, und milderten seinen quälenden Schmerz zu verzagender Wehmuth.

Endlich wurde der Sarg langsam um die Pfeiler weg in das tiefe Gewölbe hinabgetragen. Der Kirchner fragte im Vorübergehen leise: sind Sie Herr von Saldorf? Warten Sie nur noch ein Weilchen. — Die Träger kamen aus dem Gewölbe zurück, und ihnen folgte bald der Kirchner, der sich wieder näherte, und leise sagte: nur noch eine

Viertelstunde. Die Kirche muß erst leer seyn; dann will ich die Thüren verschließen. Saldorf hörte nicht, was der Mann ihm sagte, und ging, als er noch eine Weile gewartet hatte, wie träumend in das Gewölbe hinunter. Sein Auge blickte umher, und zu seinem Erstaunen war Emiliens Sarg schon offen. Er trat zitternd näher, stand lange schweigend da, knieete endlich neben dem Sarge nieder, und sagte leise: „O, daß dieses Herz nicht länger schlägt! . . . O, könnte ich das Leben aus meiner Brust in die deinige hauchen! Wie gern wollte ich erstarrt hier liegen, wenn du nur sagtest: er starb für mich! O warum, furchtbarer Gott, warum mußte der Tod der Erde ihre Krone entreißen! warum Emilien! . . . Du Heilige, nun nenne ich dich Emilie; nun darf ich dir sagen, daß ich dich liebe; nun darf ich deine Hand fassen; nun bist du mein! . . . O, du warst zu edel, zu gut für die Liebe eines sterblichen Herzens! Ich will deine Hand nicht berühren; nur diese Blume von deinem Herzen will ich nehmen!" —

Er streckte die zitternde Hand aus, und zog sie erschreckend zurück; denn neben der Blume lag eine Scheere, und eine Locke, nicht von Emiliens Haar. Schnell nahm er die Scheere, als wollte er eine Locke von dem Haar der Todten abschneiden. „Doch nein!" sagte er; „ich will nichts, als meinen ewigen Schmerz um dich!" Er betrachtete sie wieder lange und starr, und seine Blicke wurden immer wilder. „Todt! todt!... O, da der Himmel dieses Herz zerbrach — was soll ich länger auf der öden Erde, wo nur Sterbende die Todten beweinen! Was ist denn das Leben? Ein langer Seufzer. Nun, so kürze ich' ihn ab, und werde glücklich!... Dieses spitze Eisen einen Zoll tief in meine Brust ..." —

Unglücklicher! unterbrach ihn eine sanfte Stimme, und die Scheere war seiner Hand entrissen. Saldorf sah sich um, und neben ihm stand in einem schwarzen Kleide eine weibliche Figur mit blassem Gesichte, die seine aufgeregte Phantasie im ersten Augenblick für eine Erscheinung hielt. Elise —

sie war die Gestalt — erholte sich zuerst von ihrem Schrecken, und sagte nun: auch Sie liebten die Selige? Ich war ihre Freundin.

„Freundin?“ Er kam wieder zu einiger Besinnung. „Also ihre Elise? O, Gräfin! was wollen Sie hier? mit ihr sterben?“

Ich wollte meine Emilie noch einmal sehen, antwortete Elise furchtsam. Und wer sind Sie?

„Ich heiße Saldorf. O, Gräfin! nur wir liebten sie; sonst niemand auf der Erde. Und sie, die wir beweinen, liebte ihre Elise, und nannte sie: die Seele ihrer Seele! Wie glücklich waren Sie, und wie glücklich sind Sie noch! Sie durften diese nun kalten Hände küssen, durften sie mit Ihren Thränen benetzen, durften sagen: lebe wohl, die du mich liebst!“

Das that ich; ja, das that ich! — Sie beugte sich über Emiliens Gesicht, küßte die kalten Lippen, und sagte, mit sanften Thränen: leb wohl, Emilie, die du mich liebtest!

Saldorf küßte schweigend das Gewand

der Todten. Elise nahm eine Blume aus dem Sarge, und sagte: Herr von Saldorf, ein Andenken an diese Nacht, und ein Beweis meiner Hochachtung! — Beide sahen einander wehmüthig an. Jetzt hörten sie die Stimme des Kirchners, blickten noch einmal auf die geliebte Entschlafne, verließen das Gewölbe, und gingen matt und schweigend die Treppe hinauf.

Der Kirchner warf hinter ihnen die Thür des Gewölbes zu. „Auf ewig!" sagte Saldorf. Auf ewig! wiederholte Elise mit bebender Stimme. Saldorf faßte ihre Hand. „Und sie hat ihr Versprechen erfüllt, die schöne Seele! Sie versprach mir die Bekanntschaft ihrer Freundin Elise. O, wir gehören zusammen, die wir allein sie liebten! Das Andenken an diese Stunde erlösche nie in Ihrer Seele!"

Niemals! Und wir alle finden uns wieder. — Sie drückte ihm die Hand, und ging durch eine Seitenthür, bei der ihr Wagen hielt.

Barneck erwartete seinen Freund vor der

Kirche. Nun komm, Alexander, an mein Herz! Ich will dich trösten, und mit dir weinen. —

Elise war auf eben den Gedanken gekommen, wie Saldorf, die Entschlafene im Gewölbe noch einmal zu sehen. Sie hatte eine Locke von ihrem Haar auf Emiliens Brust gelegt, und wollte eben wieder gehen, als Saldorf in das Gewölbe kam. Schnell trat sie in den dunkelsten Schatten, bis der Fremde weggegangen seyn würde, von dem sie glaubte, daß ihn nur Neugierde hergeführt hätte. Sie erschrak, als er bei dem Sarge niederknieete, und noch mehr, als sie die Verzweiflung in jedem seiner Worte hörte. Wer ist der Mann, dachte sie, der für Emilien sterben würde? Hat sie mir ein solches Geheimniß verborgen? Jetzt hörte sie die Worte: „nun darf ich dir sagen, daß ich dich liebe; nun darf ich deine Hand fassen; nun bist du mein!“ Ihre ganze Aufmerksamkeit heftete sich auf den Mann, der ihre Emilie so glühend geliebt hatte. Sie entriß ihm die Scheere, und erstaunte,

daß er ihren Nahmen wußte. So wie er seinen Nahmen nannte, dachte sie an den leise, doch wiederholt, geäußerten Wunsch ihrer Freundin, und hörte sie sagen: „ich meine mehr!"

Dieser Mann würde ihr werth gewesen seyn, und wenn sie auch noch gar nichts von ihm gewußt hätte. Er berührte ja nicht einmal die Hand der Entschlafnen: so voll Ehrfurcht, so rein war seine Liebe! Sie hätte ihn schon jetzt mit den Gefühlen einer Schwester umfassen, und ihn „mein Bruder" nennen können. Es freute sie, als er sagte, daß Emilie ihm ihre Bekanntschaft versprochen hätte. Sie drückte ihm mit dem schönen Vertrauen einer reinen Seele die Hand, und dachte heute eben so oft an ihn, als an ihre Emilie. Ihr Wunsch, sich die Achtung, die Freundschaft, das Vertrauen eines so edlen Mannes zu erwerben, und ihm Emiliens Verlust zu ersetzen, war nicht das Gefühl eines weiblichen Herzens, sondern eines rein menschlichen. Sie dachte aber mit Unmuth daran, daß es ihr schwer

seyn würde, ihn wieder zu sehen, und daß sie ihre Achtung für ihn wie ein Verbrechen würde verbergen müssen. Doch, es war ihr fester Entschluß, keine Gelegenheit, wo sie ihn sehen könnte, zu vermeiden. Seine Freundschaft war ja ein Vermächtniß ihrer geliebten Emilie. Sie konnte jetzt fast nie an ihre Freundin denken, ohne sich zugleich auch seiner zu erinnern.

Saldorf dachte viel seltner an Elisen, und immer nur mit einer gewissen unangenehmen Empfindung, weil sie in dem Hause von Menschen lebte, die ihm verächtlich waren. Desto öfter dachte er aber, und mit noch größerer Achtung, als vorher, an Emilien. Der Fürst ließ Abschriften von einigen ihrer Papiere machen, welche die Gefühle und Gedanken der reinsten und edelsten Seele enthielten. Auch Saldorf bekam von unbekannter Hand eine solche Abschrift, und war unzufrieden darüber, daß ein anderer Mensch als er, Elise, und höchstens Barneck, diese Papiere gesehen hatte. Barneck sagte, als er sie gelesen: Alexander, jetzt

weiß ich, wie dir ist. Ich begriff deine Verehrung für die Himmlische nicht; denn die Paar freundlichen Worte, die sie dir gesagt hatte, verdienten solche Anbetung doch kaum. Doch jetzt? Alexander, ich glaube, der Körper mußte von ihr abfallen, wie der Nebel von einem Hügel in der Morgensonne; denn ihr Geist hatte schon alle Bande, durch die sie an die Erde, an das Leben, an den Körper gefesselt war, zerbrochen. Sie erhob sich, und die Asche fiel ab von der entschwebenden Seele. — —

Der Fürst fand unter den Papieren seiner Schwester auch ein Päckchen Briefe von Elisen. Er las einen davon, um zu sehen, was sie enthielten; er las noch einen, um zu sehen, ob auch der eben so schön sey, wie der erste; er las sie alle, weil jeder der reinste Abdruck einer schönen Seele war und ihn auf den nächstfolgenden begierig machte. Nun erst konnte er sich Elisens tiefen Schmerz, und seiner Schwester grosse Liebe zu ihr erklären. Er schickte ihr die Papiere mit einem Geschenke von Werth, und schrieb

ihr dabei: es thue ihm leid, daß er nicht das Recht habe, mit den Papieren seiner Schwester auch diese Ergießungen der schönsten Seele bekannt zu machen. „Ich bitte Sie," sagte er weiter, „die Oberhofmeisterin meiner jüngsten Schwester (eines Mädchens von acht Jahren) zu werden. Aus Ihren Briefen, edle Gräfin, habe ich gesehen, daß mein Hof nichts hat, was ich Ihnen zur Belohnung anbieten könnte. Sie sollen daher gänzlich Ihre Freiheit behalten, in Emilienbrunn, dem Lieblingsaufenthalte Ihrer verstorbenen Freundin, wohnen, und, wenn es Ihnen so lieber ist, dort auch den Winter hindurch leben dürfen. Ich möchte meiner Schwester Auguste gern um jeden Preis das Glück verschaffen, in der Folge eine so unschätzbare Freundin zu haben." — Eben diesen Wunsch äußerte er auch gegen den Oberhofmeister mündlich; und dieser versicherte, daß seine Nichte sich glücklich schätzen würde, den Befehl Sr. Durchlaucht zu erfüllen.

Elise schwankte, ehe sie einwilligte, da

sie nur ungern mit dem Hofe in Verbindung trat; doch die Aussicht, an eben dem Orte zu leben, den Emilie durch ihre Vorliebe geheiligt hatte, war ihr allzu reitzend. Der Oberhofmeister wußte gar nicht zu begreifen, wie man sich nur einen Augenblick besinnen könne, wenn der Fürst wünsche. Ihre Stiefmutter befahl; Amelie und Eduard redeten ihr zu: jene, weil sie ein Mädchen, das sie verdunkelte, gern aus ihrer Nähe weg haben wollte; dieser, weil es ihm lieb war, daß seine künftige Gemahlin nun in die genauesten Verhältnisse mit dem Hofe kommen sollte. Sie nahm den Antrag endlich an; doch mit der Bedingung, daß sie ihre Stelle aufgeben dürfe, sobald sie Ursache habe zu glauben, daß sie für die Bildung der Prinzessin nicht mehr nützlich sey. Der Fürst bewilligte das, und Elise zog nun nach Emilienbrunn, dem schönen Landhause unweit der Residenz. Hier dachte sie endlich wieder sehr lebhaft an Saldorf, doch nicht eher, als bis sie den Plan zu einem Monumente entworfen hatte, das ihrer geliebten

Emilie, mitten in dem Lieblingsbosket derselben, errichtet werden sollte. Sie wünschte, ihn wiederzusehen, und fand sich ein wenig beleidigt, daß er sich gar nicht um sie bekümmerte. —

Saldorf wußte nicht, daß Elise Oberhofmeisterin geworden war und jetzt in Emilienbrunn lebte. Wie hätte er es auch erfahren sollen, da er seinem Barneck die Bekanntschaft mit ihr verschwiegen hatte? Es war seine feste Ueberzeugung, daß der Freund dem Freunde nicht jedes Geheimniß mitzutheilen brauche. Er warf sich, wenn ihm ein Geheimniß zu schwer wurde, wohl mit Heftigkeit an Barnecks Brust, und fand sich dadurch erleichtert. Barneck sagte dann: brütest du wieder über deiner Wunderwelt? Doch er fragte nicht weiter.

12.

Die Besuche.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Saldorf ganz früh den Weg nach Emilienbrunn, das er auch im vorigen Jahre schon zuweilen besucht hatte, und trat mit einer wehmüthigen Freude in den Wald, dessen junges, lichtes Grün im Sonnenglanze spielte. Er wollte nach dem Plätzchen, das ihm am meisten gefiel, konnte es aber nicht finden, weil er nie auf Wege achtete. Endlich folgte er ungewiß einem Schlangenpfade, der ihn aus der dichteren Waldung in den helleren Schatten blühender Gesträuche brachte. Jetzt ging er rascher; denn er hörte einen Bach rauschen, der ihn schon sonst an sein Lieblings-Bosket geführt hatte. Bald sah er den Eingang; und als er hinein trat, stand er vor Elisen, die ihn schon kommen gesehen, und ihn mit einem sanften Lächeln empfing.

Ihr Anblick überraschte ihn. Bis jetzt hatte er von Elisen das Bild einer bleichen,

kummervollen, abgezehrten Gestalt in seiner Phantasie; und nun sah er eine edle Gestalt, mit der lieblichsten Röthe auf den schönen Wangen. Doch er erkannte sie augenblicklich, so wie sie ihn, obgleich sein Gang jetzt männlich fest war, sein edles Gesicht den Charakter des Muthes hatte, und sein Auge blitzte. Willkommen! sagte sie lächelnd. Wir treffen uns immer, wo Emilie ist! Dies war der Aufenthalt ihrer Ruhe, wenn sie allein seyn wollte, ihr Lieblingsplatz. „Es ist auch der meinige," sagte er; und sie versicherte dasselbe. Nun sprachen Beide von ihrer hingeschiedenen Freundin, und bald bemerkte Saldorf, daß Elise jetzt hier in Emilienbrunn wohnen müsse. Sie sagte ihm ihr Verhältniß in einigen Worten; dann aber waren sie sogleich wieder bei der geliebten Todten. Saldorf sprach von ihr mit großer Innigkeit; doch hörte Elise in seinem Gespräch den Liebhaber nicht mehr. Sie fragte ihn, wie er mit der Prinzessin bekannt geworden wäre; und nun erst fiel ihm ein, daß Elise sie zu seiner Beschützerin

gemacht hatte. Er dankte ihr, doch ohne nach dem Zusammenhange zu fragen: eine Feinheit, die sie ihm nach Verdienst anrechnete.

Sie erkundigte sich nach seinem Freunde; und nun sprach er mit eben der Innigkeit, mit eben dem Entzücken, von Barneck, wie von Emilien. Er verglich Beide mit einander, und sagte, warum und wie er sie Beide liebte. Elise sah nun, daß sie sich in ihrer Meinung von seiner Liebe zu ihrer Freundin gänzlich geirrt hatte, und daß diese Liebe sonst nichts gewesen war, als der Enthusiasmus einer schönen Seele für das Schöne und Gute, das Gegenbild ihrer eigenen Liebe zu ihrer verstorbenen Freundin. Sie brachte das Gespräch auf ihre Cousine Amelie; und Saldorf sprach von dieser kalt, gleichgültig, ohne eine Spur von Empfindlichkeit zu verrathen. Ihre Achtung für ihn vergrößerte sich; doch in ihrem Betragen gegen ihn wurde sie etwas fremder: denn er sagte kein Wort, das sie an Emiliens Wunsch erinnern konnte, und bewarb sich um ihre

Freundschaft, als sähe er sie jetzt zum ersten Male.

Elise mußte endlich das Gespräch abbrechen, weil ihre Pflicht sie zu der Prinzessin Auguste rief. Sie sagte beim Abschiede: ich hoffe, Sie öfter hier zu sehen, hier, wo uns Emiliens Schatten gewiß umschwebt.

Saldorf blieb noch lange in dem Bosket, und genoß seines eigenen Herzens ruhiger, als je. Seine Seele erheiterte sich, und er nahm in seinem Gesichte ein Bild der lachenden Natur, die ihn hier umgeben hatte, mit nach Hause.

Barneck konnte nicht aufhören, das heitre Gesicht seines Freundes zu betrachten. Du mußt, sagte er, im Traum einen Engel gesehen haben. — „Wachend, guter Karl!" erwiederte Saldorf, und er wurde noch heiterer, weil er nun auf einmal fühlte, wem er die Ruhe seiner Seele verdankte.

Glücklicher hatte sich Barneck nie gefühlt, als jetzt; denn die Heiterkeit seines Freundes wurde immer geistiger, immer ruhiger, immer seliger. Siehst du nun wohl, Alexan-

der, wie schön das Leben seyn kann? daß es lichte Stellen auf der Erde giebt, wo dir Paradiese blühen, die kein drohender Cherub bewacht?

Alexander lächelte. „Mein Herz ist unersättlich. Verzeihe mir."

Ich weiß ja, was du suchst, Alexander. Gott gebe, daß du es findest! Ich will ja gern mit deiner Seligkeit zufrieden seyn.

Diese Worte fielen auf Saldorfs Herz. Er liebte Elisen nicht, wie er Amelien geliebt hatte; aber er wünschte, sie zu lieben, und von ihr geliebt zu werden. Als er wieder nach Emilienbrunn hinaus ging, fand er Elisen bei den Arbeitern, die das Denkmahl für ihre Freundin setzten: eine Urne von weißem Marmor, und auf dem Piedestal der Nahme: Emilie; nichts weiter. Er lächelte Elisen zu; denn der Nahme enthielt ihm alles.

„Man hat mich getadelt," sagte Elise, auf den Nahmen zeigend; „und vielleicht mit Recht. Ich dachte bei der Wahl der Inschrift nur an mich und — an Sie, Herr

von Saldorf, setzte sie ohne Affektation hinzu. Nur mein und Ihr Herz fragte ich; und da schien es mir, als müßte weiter nichts an dem Monumente stehen; ja sogar der Nahme schien mir noch zu viel. Was hätte es überhaupt eines Monuments bedurft, wenn nicht der Mensch so gern ein sinnliches Zeichen seiner tiefsten und bleibendsten Empfindungen hätte? Und warum das wohl? Fürchtet er sich, alles zu vergessen? Fürchte ich, daß ich hier sitzen könnte, ohne an Emilien zu denken, wenn der Stein, der Nahme mich nicht an sie erinnerte? Warum kann uns eine Blume, eine Haarlocke, ein Schattenriß, ein Portrait von einem geliebten Menschen mehr begeistern, als sein Andenken?" Saldorf konnte sich nicht entschließen, dieses Selbstgespräch zu unterbrechen. Als sie schwieg, ging sie mit niedergeschlagenen Augen neben ihm, als ob sie in ihrer Seele die Antwort auf ihre Fragen finden wollte; und zugleich trat ein Zug von Betrübniß, von tieferer Trauer, als ihre laut geäußerten Gedanken verursacht haben konn-

ten, in ihr Geſicht. — „Trennen!" hob ſie leiſer, und mit bewegter Stimme wieder an: „wie leicht! wie bald!" Und nun blickte ſie in die Wolken.

Saldorf glaubte, ſie dächte an Emilien, und ſagte: ja, ſchnell legt ſich die kalte Hand des Todes zwiſchen zwei liebende Herzen!

„Oder die noch kältere Hand der Menſchen."

Kann ein Menſch liebende Herzen trennen?

Eliſe antwortete nicht, und gab ihm, mit einer bedeutenden Bewegung, eine frühe Roſe, die ſie in der Hand hielt.

Saldorf glaubte ihre Bewegung zu verſtehen. Ein Andenken des heutigen Tages ſoll mir dieſe Blume ſeyn; doch nicht ein Andenken an die Gräfin Forſting.

„Des heutigen Tages! Wann iſt der morgende in unſerer Gewalt?"

Iſt es doch, als wollten Sie jetzt auf ewig von mir ſcheiden; als wäre dieſe zu früh gebrochene Blume Ihr Lebewohl, und

ein Bild unserer Bekanntschaft. Gräfin, muß ich Sie so verstehen?

„So meinte ich es nicht,“ sagte sie erröthend. „Aber es wäre doch möglich, daß ich dieses schöne Plätzchen, die Freude meines Herzens, verlassen müßte. In stiller Trauer gab ich Ihnen die Blume, als ein Andenken unsrer kurzen Bekanntschaft.“

Kurz und unvergeßlich. Es bedarf keines Steins, keines Nahmens. Mein Andenken an wenige, aber sehr glückliche Stunden, wird mich immer an den Nahmen Elise erinnern. — Sie erröthete noch stärker, und that eine ablenkende Frage. Er antwortete nach einem kurzen Zögern ruhig, und das Gespräch war abgebrochen. Nun wollte er gehen. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Herr von Saldorf,“ sagte sie traurig.

Das wollten Sie gewiß nicht, erwiederte er treuherzig. Verzeihen Sie mir nur, daß ich die zartere Empfindung des weiblichen Herzens nicht genug ehrte.

Sie verbeugte sich mit einem schönen Blicke der Dankbarkeit, und verließ ihn. In

der That hatte sie, durch ihr Herz überrascht, etwas Aehnliches von dem gedacht, was Saldorf vermuthete. Sie fürchtete die Möglichkeit, in Kurzem von dem Manne getrennt zu werden, den sie unter allen ihr bekannten am meisten ehrte, und dessen aufkeimende Liebe zu ihr sie in seinen zärtlichen Blicken bemerkte; denn ihre Verwandten drängten sie jetzt mehr als je, daß sie Eduarden ihre Hand geben sollte. Sie hatte diesen bisher verachtet; jetzt aber zitterte sie vor ihm, und fühlte bestimmt, daß es ihr ganz unmöglich wäre, mit einem so bösartigen Manne zu leben. Und doch war selbst ihr Vater, an den sie sich gewendet hatte, der Meinung, daß sie in ihrem jetzigen Verhältniß keine bessere Wahl treffen könnte, als ihren Vetter Eduard.

Die arme Elise war aber noch von einer andern Seite bedrängt. Der Fürst kam öfters nach Emilienbrunn, um seine Schwester zu sehen; und dann verbarg er den Fürsten so besonnen, betrug sich mit so ausgezeichneter Achtung, war so aufmerksam auf Eli-

sens Wünsche, und erfüllte sie mit solchem Eifer, als ob das Glück seines Landes davon abhinge. Elise sah mit großer Unruhe, daß seine Güte mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit eines feinen Mannes seyn mußte.

Ihr Betragen gegen den Fürsten, das bis jetzt freimüthig gewesen war, wurde nun ehrerbietig und ceremoniös. Er konnte ihr kein Lächeln, keinen Scherz mehr abgewinnen, und sie auch nie mehr allein treffen. Sie wußte dies so natürlich zu veranstalten, daß der Fürst nicht an Absicht dachte, sondern nur die lästigen Umstände verwünschte. So wollte sie es fortgehen lassen, bis der Fürst müde würde, sie zu verfolgen, oder Jemanden zu seinem Vertrauten machte. In diesem Falle aber wollte sie, was auch ihre Verwandten sagen möchten, seine Anträge so bekannt werden lassen als möglich, und sich zu ihrem Vater begeben, bei dem sie Sicherheit zu finden, und auch den lästigen Bewerbungen ihres Vetters Eduard zu entgehen hoffte. Freilich verlor sie dann aber auch den Umgang mit Saldorf. Hier-

an dachte sie bei den Worten: „Trennen? wie leicht! wie bald!“ —

Eduard bemerkte mit Widerwillen, daß Elise ihn viel kälter behandelte, als ehemals, und daß der Fürst öfter nach Emilienbrunn ritt oder fuhr, als gewöhnlich. Er sann vergebens umher, wodurch ihr Widerwille gegen ihn entstanden sey, da sie doch Anfangs Wohlwollen für ihn geäußert hatte. Um sich ihre Gunst aufs neue zu erwerben, besuchte er sie oft, brachte ihr Bücher und Musikalien, ließ an jedem schönen Abend in dem Wäldchen bei dem Lustschlosse von Blase-Instrumenten ihre Lieblings-Melodieen spielen, studierte stundenlang, wie er ihr auf eine recht feine Art etwas Rührendes sagen könnte, suchte sich in ihren Ton zu stimmen, unterstützte mit großem Geräusch ein Paar arme Familien, und ärgerte sich, daß Elise nicht ein Wort über diese schöne Handlung sagte, die sie doch in den öffentlichen Blättern gelesen haben mußte. Als gar nichts helfen wollte, ließ er sich ein Gedicht auf die verstorbene Prinzessin Emilie machen, das

in der That sehr schön war, und eine eben so schöne Melodie hatte. Sie bat ihn darum, und las es mit nassen Augen, mit schwellender Brust und aufs neue brechendem Herzen. „Von wem ist die schöne Elegie?" fragte sie endlich. Er wollte erst der Antwort ausweichen; doch als sie stärker in ihn drang, gestand er, sie wäre von ihm selbst. Sie glaubte das; denn wie konnte sie einem Menschen zutrauen, es sey ihm möglich, so unverschämt zu lügen! Doch schüttelte sie ein wenig den Kopf, weil sie nicht begriff, wie Eduard diese zarten Empfindungen gehabt haben konnte. Er glaubte, ihr Kopfschütteln sey Zweifel, und hob an: ich mache nur selten Verse; denn ich liebe es nicht, wenn man die Feder ganz kalt in die Hand nimmt. Aber, liebe Cousine, der Prinzessin Tod, Ihr Schmerz darüber, Ihre Thränen, Ihr geheimer Besuch im Gewölbe . . . (Ellse erschrak; erst jetzt verstand sie eine Anspielung auf diesen Besuch in dem Gedichte) . . . wovon ich Zeuge war, fuhr er zögernd fort. — „Zeuge? Sie?" — Ja, ich war

Zeuge der rührenden Scene, als Sie der Prinzessin das letzte Lebewohl sagten. Sie waren schwarz gekleidet.

Dieser letzte Zug, daß er keinen nähern Umstand angab, als ihre Kleidung, bewies ihr, daß er log, und nun war sie auch fest überzeugt, daß die Elegie nicht von ihm seyn könne. Von jetzt an gab sie sich nur noch wenig Mühe, ihm ihre Verachtung zu verbergen. Er wollte verzweifeln: denn wenn er sein Ziel nicht bald erreichte, so sah er den Fürsten schon als Sieger; und doch knirschte er mit den Zähnen, wenn er daran dachte, daß dieses schöne Mädchen die Beute eines Andern werden könnte.

Er sah, daß seine Schmeicheleien nichts halfen, und die Musik eben so wenig. Ich könnte mich für sie zu einem Bettler machen, dachte er endlich; und es hülfe doch nichts. Sie will mich nun einmal hassen. Nun, so nehme sie es mir nicht übel, wenn ich ihr das Messer ein wenig an die Kehle setze.

Er sagte seinem Vater: Elise schiene jetzt seiner Liebe geneigter zu seyn, und es wäre

vielleicht gut, wenn sie sähe, daß man Ernst machen wolle. — Nun bekamen die Domestiken eine neue, schönere Livree; der eine Flügel des Hotels wurde für den geheimen Legationsrath eingerichtet, und eine glänzende Equipage für ihn angeschafft. Schon nach einigen Tagen sagte man in der ganzen Stadt und am Hofe, der junge Zabern werde die Gräfin Forsting heirathen.

Darum also! sagte der Fürst, die Lippen auf einander pressend; darum war sie so zurückhaltend! Er klingelte. Ich will heute nicht ausfahren.

Darum also, sagte Saldorf, gab sie mir die Blume als ein Andenken! Das war also die Menschenhand, die sich zwischen Herzen legt! Ich will sie sprechen; sie muß erfahren, wer dieser Mensch ist, in dessen Hände sie ihr Schicksal geben will! . . . Aber wenn sie nun noch gar nichts wüßte, erst von mir erführe, und am Ende doch gezwungen würde? Ich hätte dann Abscheu gegen den Elenden in ihrer Brust erregt und vielleicht ihr ganzes Leben verbittert. —

Aber wenn sie noch aus den Händen dieses Teufels zu retten wäre! — Er wollte sich gern überzeugen, daß er bei dem allen nicht an sich selbst dächte; doch er mußte am Ende gestehen, daß ihn Eifersucht quälte: denn solche Erbitterung, solchen Durst nach Rache hätte er noch nie empfunden. Mitten auf dem Wege nach Emilienbrunn blieb er stehen. „Ist Verachtung nicht genug? Warum Haß, warum Erbitterung gegen einen Menschen, weil er mir in den Weg tritt! Ich spielte mit ihm lachend, wie mit einem gefesselten Tieger, als er die Unschuld verführt hatte. Und jetzt, da er weniger will, da er nur will, was ihm allein Elise wehren kann: warum möcht' ich ihn jetzt zertreten? . . . Würde ich ihn vielleicht auch dann hassen, wenn er ein guter Mensch wäre? Nein, bei Gott, nein! Dann würde ich nur Gram im Herzen haben, keine andre Empfindung. Nun, ich will thun, was recht ist, und alles Andre der gütigen Vorsehung überlassen."

Mit offnem Auge sah er muthig gen

Himmel, und ging ruhiger, zufriedener weiter. „Ich liebe sie,“ dachte er; „sie soll es aber nie, oder doch wenigstens nicht in dieser Stunde, erfahren.“ Er ließ sich bei ihr melden, und sie empfing ihn auf ihrem Zimmer. „Sie haben ein Geschäft?“ fragte sie lächelnd.

Ein sehr wichtiges! . . . Ich suche vergebens nach einer Einleitung. Also geradezu. Die Stadt sagt: Sie sind die Braut des jungen Zabern. Gräfin, ich weiß bestimmt, daß dieser Zabern ein Bösewicht ist. — Nun habe ich mein Geschäft vollendet.

Sie stand lächelnd da, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Nach einer langen Pause sagte sie endlich: „seine Braut bin ich noch nicht.“ (Saldorf schwieg.) „Es ist wahr, meine Verwandten und meine Eltern drängen mich, diese Verbindung einzugehen; und ich bin Tochter.“

Sie müssen also? fragte er, und bot alle seine Kräfte auf, ruhig zu bleiben.

„Es wäre möglich, daß mein Weigern mich nicht rettete. Man könnte die Gewalt

mißbrauchen, die meine Eltern über mich haben." — Sie wurde ein wenig blaß bei diesem Gedanken, den sie noch nie so lebhaft gedacht hatte, wie eben jetzt.

In Saldorfs Gesichte kämpften alle Leidenschaften. So weit, sagte er endlich, darf die Gewalt nicht gehen.

„O, Sie wissen nicht, wie weit sie gehen kann! Wir fühlen das mehr, als die Männer. Schon das Aufsehen, das eine bestimmte Weigerung macht, gilt an uns für ein Verbrechen. Ich fühle, Herr von Saldorf, daß wir dem häuslichen Frieden, dem einzigen Schutze unsrer Sitten, größere Opfer bringen müssen, als die Männer. Widerstand heißt bei dem Manne: Charakter; bei dem Mädchen: Mangel an Weiblichkeit. Was könnte ich thun, wenn die ungerechteste Gewalt ein schweres Opfer von mir foderte? Entfliehen? Das erlaubte die Sittsamkeit meines Geschlechtes nur dann, wenn man ein Verbrechen von mir foderte. Das fodert man aber nicht; sondern nur, daß ich unglücklich werden soll. Und darf

ich mich schlechterdings hiergegen weigern? Gewiß nicht!" — Es lief eine Thräne aus ihrem Auge.

Saldorf war schon im Begriff gewesen, ihr zu rathen, daß sie sich der Gewalt entziehen sollte; doch er fühlte, daß sie Recht hatte, und schwieg.

Sie blickte zu einem Bildnisse der Prinzessin auf, das im Zimmer hing, und sagte mit geduldigem Schmerz: „o, wenn du noch lebtest, du Schutzgeist meiner Tugenden; du würdest auch der Schutzgeist meines Glückes seyn, und mich retten!"

Warum nicht ich? dachte Saldorf mit zerrissenem Herzen; doch er schwieg, und starrte vor sich hin auf den Boden.

„Ich danke Ihnen," hob sie sanfter wieder an, „für Ihre sorgende Freundschaft; Sie sehen aber selbst . . . . Ich bin indeß nicht ohne Hoffnung. Das wird Sie freuen, da Sie so nahen Antheil an meinem Glücke nehmen." Sie verbeugte sich mit einem seelenvollen Blicke. — Saldorf stand im Begriff zu gehen. — „Aber," sagte sie schnell,

„ich bin Ihnen noch etwas schuldig." Sie nahm aus einer schönen Urne Emiliens Haarlocke. „Die schenkte mir meine geliebte Emilie, als ein theures Andenken. Ihnen gehört die Hälfte; denn Sie liebten sie, wie ich."

Saldorf erwiederte feierlich ernst: Ihnen war es ein Andenken an Emiliens Verlust; mir ist es mehr. Und — gewiß! es soll mir mehr seyn.

„Mehr? Ich verstehe Sie nicht, Herr von Saldorf."

Ich verstehe Sie. Die Hand der Menschen trennt schmerzlicher, als die Hand des Todes.

Elise dachte an ihr neuliches Gespräch mit ihm, und brach in Thränen aus. Sie wendete sich ab, um nicht antworten zu dürfen; doch schnell kehrte sie sich wieder zu ihm. „Herr von Saldorf, ja, es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, die eben so schmerzhaft, als erhaben sind. Ja, die Hand der Menschen trennt schmerzlicher, als die Hand des Todes. Leben Sie glücklich!" — Sie bot ihm die Hand, und verbeugte sich.

Heilige Vorsehung! rief er jetzt, außer sich: warum sollt' ich es nicht sagen, in diesem Augenblicke, da ich auf ewig von Ihnen scheide; warum nicht sagen, daß ich Sie unaussprechlich liebe!

„O, verlassen Sie mich!" sagte sie, schmerzlicher weinend. „Ich bitte, verlassen Sie mich!"

Warum soll ich, da ich alle Hoffnung verliere, Ihnen nicht sagen, daß Sie mir das theuerste Wesen auf der Erde sind, daß ich Sie liebe, und ewig lieben werde! . . . In freudenlosen Tagen erheitre Sie der Gedanke, daß, weit von Ihnen entfernt, ein guter Mensch nichts anders denkt als Sie, nichts wünscht als Ihr Glück, und um nichts trauert, als um Ihren Gram. — Er faßte ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen.

„O Gott!" rief Elise nun heftig: „ist es denn ein Verbrechen, einem edlen Manne zu gestehen, daß ich ihn liebe? Ja, ich liebe Sie, Saldorf!" — Sein Schmerz, seine schweigende Liebe und der Gedanke an eine ewige Trennung von ihm hatten ihr Herz überwältigt.

O, rief er jetzt mit unaussprechlichem Entzücken und Schmerz: und sollen denn diese süßen Worte die letzten seyn, die ich von Ihnen höre? Ist denn schon jede Hoffnung verloren? Reden Sie; ich bin zu allem kühn genug, und bereit. O, wenn Sie Muth hätten, edle Elise!

„Ich habe Hoffnung und Muth." — Sie hatte ihre Liebe gestanden, und war nun auf einmal nicht länger furchtsam. — „Was ich nur kann, mich von dieser verhaßten Verbindung zu retten, das werde ich thun."

O mehr! mehr! Vergessen Sie den Elenden! Ich bitte Sie um Ihr Herz, und einst um Ihre Hand, als das schönste und einzige Glück meines Lebens.

„Ich bin die Ihrige," sagte sie, hold erröthend, und mit niedergeschlagenen Augen.

Und nun wage es ein Mensch, Gewalt gegen die zu brauchen, die mein ist! —

Der schöne Augenblick, da ihre Lippen einander zum ersten Male berührten, goß seine Seligkeit in ihre Herzen. Sie waren glücklich, sahen die Zukunft jetzt nur in ro-

senfarbenem Lichte, oder hatten doch Muth genug, ihr entschlossen entgegen zu gehen; denn sie nannten einander: mein Geliebter! meine Geliebte! — Sie gingen erst spät aus einander, ohne wieder an Eduard gedacht zu haben.

Elise war ein neues Wesen geworden. Sie erklärte ihrem Vetter Eduard, sobald sie ihn wiedersah, bestimmt und kalt, daß er nie auf ihre Hand rechnen dürfe. Er wollte ihr seine Liebe durch Schmeicheleien, durch die niedrigste Unterwürfigkeit zeigen; doch dadurch wurde er ihr nur immer verächtlicher. Der Oberhofmeister sprach endlich mit ihr; sie wiederholte aber ihr Nein eben so bestimmt. Er sah sie unwillig an; denn ein so gerades Nein hatte bis jetzt noch Niemand gegen ihn gewagt. Nichte, fragte er, worauf rechnen Sie, daß Sie mir so antworten? Ich will, und werde Mittel finden, meinen Willen durchzusetzen. Von jetzt an haben Sie es mit mir zu thun.

Eduard stellte Elisen vor, welche Folgen der Zorn seines Vaters, eines so herrschsüch

tigen und rachgierigen Mannes, haben könnte. Sie antwortete ruhig: „ich fürchte ihn nicht. Glauben Sie denn wirklich, daß ich so ganz ohne allen Schutz bin? Ich will nicht; und — nun wage man es, Gewalt gegen mich zu brauchen!"

Eduard schwieg. Ihm fiel sogleich der Fürst ein; denn nur auf dessen Schutz, glaubte er, könne die furchtsame Elise so trotzen. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, wenn er an diesen furchtbaren Nebenbuhler dachte.

Als er von ihr Abschied nahm, beschwor er sie noch, einer Verbindung nicht entgegen zu seyn, die das Glück zweier Familien machen würde. Sie wendete sich unmuthig von ihm ab, und es kostete ihr Mühe, ihm nicht etwas Hartes zu sagen.

Er ging mit Gift im Herzen durch den Park. Wie konnte ein Mensch von seinem Charakter hoffen, daß ein Mädchen den Bewerbungen eines Fürsten widerstehen würde? Zum Teufel! sagte er endlich, beinahe laut: wo habe ich Augen und Ohren gehabt?

Daß

Daß der Fürst sie aus unserm Hause hieher brachte — o, der verdammte Liebeshandel war schon früher im Gange! Die Heuchlerin! da haben wir wieder eine von den Heiligen! Sie zieht hieher, — ich möchte rasend werden! — von uns überredet, halb gezwungen; und eben hier, in diesen Gebüschen, wo sie von so wenigen Menschen umgeben ist, und nur von Menschen, die sie alle selbst gewählt hat und die von ihr abhangen: hier spielt sie die doppelte Rolle einer Heiligen und einer Maitresse. Aber, bei allen Teufeln! soll ich dich nicht lieben, so will ich dich hassen, und mich rächen, wenn auch tausend Fürsten deine Beschützer wären. Wie mag sie hohnlachen! wie mit giftigem Spott über mich triumphiren! Doch ich will mit dem Fürsten theilen, oder die Heuchlerin hinter ihrem Nonnenschleier hervorziehen. Das ist die Tugend! so ertappt man sie täglich und stündlich!

Nach und nach kühlte sich sein Blut ab. Nun fand er, daß seine Voraussetzung, Elise sey des Fürsten Maitresse, so ganz un-

zweifelhaft gewiß wohl noch nicht wäre. Aber auf wessen Schutz kann sie mit dieser festen, schon im voraus triumphirenden Zuversicht rechnen? Ist sie des Fürsten Geliebte noch nicht, so muß sie es doch bald werden; denn — lebt sie in Emilienbrunn nicht wie die Fürstin? Läßt sie nicht im Park niederhauen und pflanzen, wie sie will? Geht sie nicht mit der kleinen so stolzen Prinzessin um, als wäre es ihre Untergebene? Und ihre Garderobe, ihr Schmuck, und die theuern Möbel! Ja, sie ist schon erkauft. Aber — ist sie es, hat sie mich betrogen — und von jetzt an soll kein Vogel nach Emilienbrunn, ohne daß ich es erfahre — O, die höllische Furie, die Eifersucht! So hat ein Andrer als ich an ihren Lippen geschwelgt, und ich muß lächelnd, demüthig dabei stehen! Für mich will sie die Keuschheit selbst mit dem Nimbus einer Heiligen seyn, und ihm ist sie die lüsterne Buhlerin. Was Fürst! hier ist er mir gleich! Und doch muß ich schweigen, und lächeln. Aber ich will belohnt seyn, oder die Heuchlerin soll zittern!

Er sagte seinem Vater: es würde wohl nicht rathsam seyn, gewaltsame Maßregeln gegen Elisen zu ergreifen.

„Hast du mir vorzuschreiben? Sey du nach Belieben zahm; du bist ihr Liebhaber. Ich aber bin Oheim; und sie soll!"

Darf ich Sie ersuchen, mein theurer Vater, daß Sie Sich herablassen, mir Ihre Plane mitzutheilen?

„Die sind ja leicht zu begreifen. Ihre Eltern wollen, und ich will. Ein Befehl des Fürsten, den er mir nicht abschlagen wird, und . . ."

Des Fürsten? Und wenn nun gerade der es wäre, auf dessen Schutz Elise rechnete? Wenn nun der Fürst . . .?

„Du bist ein Narr, junger Mensch! — Aber, mein Sohn — Eduard — laß doch hören. Es wäre freilich wohl möglich. Sag doch: was meinst du denn?"

Elise ist schön, und der Fürst besucht jetzt Emilienbrunn ziemlich oft ganz in der Stille, die er sonst doch gar nicht liebt.

„Du eröffnest mir da eine Aussicht, Edu-

ard . . . Freilich müßten dann die gewaltsamen Maßregeln fürs erste wegbleiben."

Und wenn es nun wäre, lieber Vater: wie würden Sie Sich in diesem Falle benehmen?

„Ein intrikater, kritischer Punkt, mein Sohn! Sie ist meine Nichte. Ich befehle dir, das Geheimniß nicht über deine Lippen kommen zu lassen. Besonders verschweig es deiner Mutter und Amelien! . . . Und was denkst du denn von Elisen?"

Sie ist ein Mädchen, Vater, und der Glanz des Thrones kann auch eine Heilige blenden. Ich hoffe indeß, es soll noch Zeit seyn, die Ehre unseres Hauses und die meinige zu retten. Elisens Eltern müßten, dächte ich, verlangen, daß sie zurückkehren sollte. Wenn sie zu Hause ankäme, fände sie mich schon da. Eine schnelle Verheirathung mit mir, die ihr Vater, bei der Gefahr, in der ihre Ehre schwebte, erzwingen könnte, und würde. Sie wäre dann meine Gemahlin, und die Ehre unseres Hauses gesichert.

„Hm! ein Fall, der seine großen Schwierigkeiten hat. Dann wäre sie deine Gemahlin, und der Fürst höchst wahrscheinlich dein Feind.“

Wenn wir gar nichts bemerken, von nichts zu wissen scheinen, und den Fürsten gänzlich aus dem Spiele lassen . . . Er beobachtet doch immer den Anstand, und bis jetzt vermuthet Niemand etwas. Wenigstens hat er keine Beleidigung der Ehrfurcht an mir zu rächen, wenn ich nicht weiß, daß er mein Nebenbuhler ist. Ich bin überzeugt, mein Vater, Sie fühlen eben so bestimmt, wie ich, daß durch ein solches Verhältniß unsre Familie entehrt seyn würde.

„O gewiß, mein Sohn, gewiß! Nur — wird Elise als deine Gemahlin der Leidenschaft des Fürsten weniger ausgesetzt seyn?“

Sie ist dann meine Frau, und kennt ihre Pflichten. Auch werde ich sie wohl zu hüten wissen.

„Freilich wohl! Du hast im Ganzen Recht. Aber würde dich das gegen die Ungnade des Fürsten sichern, wenn seine Liebe fortdauerte?“

Das wäre der schlimmste Fall, mein Vater. Doch, ist Elise meine Frau, so bin ich glücklich genug, mich um den Unwillen des Fürsten eben nicht viel zu kümmern.

„Das klingt erhaben, Eduard, doch in deinem Munde höchst seltsam. Ich sehe, es ist kein Mensch, der nicht zuweilen einen Anfall von Narrheit hätte, einer sentimentalen Romanen-Narrheit. Nach einem Jahre würdest du deiner Frau überdrüßig seyn. Du wärest vom Hofe verwiesen, und müßtest, um nur nicht vor langer Weile zu sterren, ein Fuchsjäger werden. Wie denn da?"

Sie denken sich immer das Schlimmste! Aber Sie sehen, mit welcher Leidenschaft ich Elisen liebe, da ich alles für sie wage. O, wenn die Undankbare das nur wüßte!

„Mein Sohn, das will behutsam überlegt seyn, und feiner angegriffen werden, als nach deinem Plane. Fürs erste müssen wir Gewißheit haben, ob der Fürst die Gräfin wirklich liebt; denn am Ende ist es wohl gar eine bloße Grille von dir."

Eduard wollte beweisen, daß sein Verdacht höchst wahrscheinlich wäre; sein Vater aber streichelte ihm die Wange, und sagte in jeder Pause: „eine Grille, mein guter Sohn! eine bloße Grille der Eifersucht!"

Nun denn, sagte Eduard zuletzt: lassen Sie es eine Grille seyn; dann ist ja mein Plan um so leichter auszuführen.

„Ich bin nicht gewohnt, mein Sohn, mir Plane vorschreiben zu lassen, und befehle dir, deine Grille als ein Staatsgeheimniß zu verschweigen." —

Eduard war sehr erbittert. Zwar wußte er schon zuvor, daß sein Vater die Sache mit andern Augen ansehen würde, als er; doch hatte er gehofft, durch Erinnerungen an die Ehre des Hauses auf ihn zu wirken. Und nun war er sich ganz allein überlassen! Er hatte gegen den mächtigen Fürsten und gegen Elisens Widerwillen zu kämpfen; aber dennoch, was es auch kosten möchte, wollte er siegen.

13.

Die Kabale.

Der Oberhofmeister nahm einen goldenen Zahnstocher aus seinem Etui, um nachzudenken. Er hatte mit dem Fürsten zu thun, aber auch mit seinem hitzigen Schwager, der in dem Punkte der weiblichen Ehre sehr bürgerlich dachte, und die Maitresse eines Fürsten ungescheut eine Hure nannte; ferner mit der Leidenschaft seines Sohnes, und endlich mit der Ehre seiner Familie. Mit der letzten wurde er am leichtesten fertig. In den unchristlichen Ländern, dachte er, heirathet man ja ohne Kopulation. So wenig ein Türke sich trauen zu lassen braucht, eben so wenig braucht es ein Fürst. Ueberdies — Elise ist ja nur die Stieftochter meiner Schwägerin. Und habe ich sie dem Fürsten angetragen? Es macht sich alles ganz ohne mein Zuthun. Ich ziehe ja nur Vortheil aus einer Sache, die ich nicht hindern kann. Meinen hitzigen Schwager lasse ich

fluchen, so viel er Lust hat. Was er thut, geht mich nichts an. Und ich denke, wenn die Sache erst einmal geschehen ist, wird er wohl aufhören zu fluchen. Mein Sohn ist ein Narr, und der Fürst der Fürst. . . . Es trifft sich doch ganz vortrefflich, daß ich bei der ganzen Sache unthätig bleiben kann, wie es mir beliebt! Entweder ist die Sache schon richtig, wie ich fast glauben muß, da Elise schon mit dem Fürsten drohet; oder sie geschieht noch: und dann mag mein Schwager seine Tochter immerhin zurückfodern. Der Fürst oder Elise wird mich bitten, sie hier zu behalten. Recht gern, Ew. Durchlaucht; denn es wäre Schade, wenn die Prinzessin das Beispiel und die Aufsicht meiner Nichte entbehren sollte. . . . Recht gut, liebe Nichte, daß Sie anfangen, an der Welt Geschmack zu finden; ich will sehr gern zu Ihrem Vergnügen beitragen. Meinem Herrn Schwager sage ich nachher: habe ich Ihnen nicht geschrieben, Sie möchten Elisen nach Hause nehmen? und meinem Sohne: that ich denn nicht,

was du verlangtest? So sind sie alle mit mir zufrieden.

Der Oberhofmeister sagte zu einigen Damen am Hofe im engsten Vertrauen: die Verbindung seines Sohnes mit der Gräfin Forsting stehe noch in weitem Felde; denn sie scheine wirkliche Abneigung dagegen zu haben. Sein Sohn mache sich zwar Hoffnungen; aber zwingen werde er seine Nichte keinesweges.

Der Fürst erfuhr das schon am folgenden Tage; und nun ließ er anspannen, um nach Emilienbrunn zu fahren.

Herr von Zabern schrieb seinem Schwager: bei ihrem gemeinschaftlichen Plane mit ihren Kindern würde es gut seyn, wenn Elise zu ihren Eltern zurückkehrte. Der Brief war so seltsam, so voll Widersprüche, daß Elisens Vater ihn nicht verstand; doch schrieb er seiner Tochter, sie sollte zurückkommen. Elise bat ihren Oheim, der jetzt — sie wußte selbst nicht, warum — sehr gütig gegen sie war: er möchte ihr die Erlaubniß bewirken, daß sie noch bleiben dürfte.

Denn da der Fürst so lange von ihr weggeblieben war, so glaubte sie, sich in ihm geirrt zu haben. Es ist richtig! dachte der Oheim. Er sagte seiner Nichte, sie möchte selbst an ihren Vater schreiben, und versprach ihr, die Bitte, welche sie thun wollte, zu unterstützen.

Der Fürst sagte ihm: er würde es gern sehen, wenn seine Schwester die Gräfin noch behielte. — Ewr. Durchlaucht Wünsche, erwiederte der Oberhofmeister, sind mir immer Befehle.

Alles mißlingt, sagte er zu seinem Sohne. Ich habe meinem Schwager geschrieben, so deutlich ich nur konnte, weil ich deine Vermuthung für richtig hielt. Er fodert auch Elisen zurück. Sie bittet aber um Aufschub, und erhält ihn. Uebrigens, mein Sohn, ist deine Vermuthung eine bloße Grille.

Eduard hatte seinen Vater bald errathen, und war nun auch seines Theils nicht unthätig. Er stellte einen Bedienten in unverdächtiger Kleidung an den Eingang des Parks, der nach Emilienbrunn führte, und

ließ sich Abends von ihm rapportiren. „Nun? der Fürst?" — Ich habe ihn nicht gesehen. — „Heute wieder nicht?" — Auch heute nicht. — „Ich glaube, du machst geheime Gänge, und versäumst darüber meinen Auftrag." — Ich bin nicht aus der Allee weggekommen. Sie können sich auf mich verlassen, Herr Geheimer Legationsrath.

Nach drei Tagen wurde Eduard seiner Sache ungewiß; denn der Fürst war noch immer nicht da gewesen. O, dachte er nun, wenn meine Besorgniß eine Grille wäre!

Endlich sagte der Bediente: heute fuhr der Fürst nach Emilienbrunn.

„Wen hatte er bei sich?"

Er war ganz allein im Wagen. Im Park stieg er aus. Am Hause fragte er einen Bedienten. Der wies ihn in das Bosket, und nachher sah ich ihn mit der Gräfin Forsting darin auf und nieder gehen. Aber, Herr Geheimer Legationsrath, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollten . . .

„Nun?"

Unsereiner hat auch seine Augen und

Ohren, und unter den vornehmen Herrschaften lernt man das Aufpassen wohl. Ich kann mir leicht vorstellen, warum ich Sr. Durchlaucht auflauern soll.

„Narr!"

Nun ja, so viel Sie wollen. Aber Sie wissen noch nicht, was ich sagen will. Tag für Tag, so lange ich im Park aufpasse, kommt ein junger hübscher Officier, bald durch die Allee, bald quer über das Feld und über den Graben; bald Morgens früh, bald Abends spät, bald in Uniform, bald in einem grauen Rocke. Und dieser Herr besucht die Gräfin Forsting.

„Wie? Schurke! und davon erfahre ich erst jetzt etwas? und das erzählst du mir lachend?"

Haben Sie mir denn mehr aufgetragen, als auf den Fürsten Acht zu geben? Wenn ich nicht von selbst klug gewesen wäre, der hätte da zehn Jahre aus- und eingehen können! Nun, mitten im Bosket steht eine Urne; bei der findet er die Gräfin alle Tage. Von dem Fürsten haben der Herr

Geheime Legationsrath nichts zu besorgen; wohl aber von dem Andren. Denn die Gräfin und der Herr von Saldorf . . .

„Saldorf? Wie! Saldorf? Irrst du dich auch nicht! Kennst du den Lieutenant Saldorf auch genau?"

Wie meinen Bruder, Herr Geheimer Legations-Rath. Ich werde ja den Herrn von Saldorf kennen, der sonst immer mit dem gnädigen Fräulein . . .

„Nun so rede! Was weißt du von ihm? Laß mich nicht so lange auf Antwort warten!"

Wenn dieser Herr von Saldorf und die Gräfin Elise nicht ein Liebespaar sind, so will ich ein Dummkopf seyn. Sie weiß immer die Minute, wann er kommen wird; also müssen sie wohl an einander schreiben. Ich verstehe nicht, was sie reden; denn zu nahe darf ich nicht hinan. Aber, wenn er zuweilen laut wurde, habe ich doch schon die Worte gehört: Elise! meine Geliebte!

„Geliebte? Du hörtest, daß er sie so nannte? Ist das wahr?"

Sie können es alle Tage mit Ihren eigenen Ohren hören, wenn Sie wollen. —

Am folgenden Morgen stand Eduard auf der Lauer, und was ihm der Bediente gesagt hatte, war vollkommen richtig. Aus weiter Ferne sah er durch ein Perspektiv, daß Saldorf Elisen die Hand küßte, und daß sie ihn umfaßte. Er knirschte mit den Zähnen, und hatte keinen andern Gedanken, als wie er sich rächen könnte. Am Eingange des Parks blieb er stehen, und sagte dem Bedienten: „hole mir ein Paar Pistolen! . . . Was zögert der Schurke? Er, oder ich!"

Der Bediente erwiederte ängstlich: Sie bedenken nicht, gnädiger Herr . . . Hier so nahe an dem Schlosse der Prinzessin, in dem Park! Noch dazu sind Sie erhitzt; und er ist ganz ruhig. Da wollt' ich mich doch meinem Feinde lieber gleich überliefern. Warum wollen Sie Sich überhaupt mit ihm schlagen? Ich habe Sie ja wohl zehnmal sagen hören: man muß rasend seyn, wenn man sich schlägt, so lange es noch andre Mittel und Wege giebt.

„Ich bin rasend! Geh und rede nicht lange!"

Der Bediente ging hundert Schritte, hielt sich verborgen, und kam nach einer halben Stunde wieder. Ich kann Sie unmöglich verlassen, gnädiger Herr.

„Nun, so laß uns nach Hause gehen; der Mensch ist keiner Kugel werth." — Er war jetzt kalt geworden, so daß er überlegen konnte; doch blieb er begierig nach Rache: nicht an Saldorf allein, auch an Elisen. Jenen wollte er ermorden; diese quälen.

Zu Hause stand er schon in Begriff, seiner Schwester Amelie zu entdecken, daß Saldorf sie in Elisens Armen vergesse und ihrer vielleicht spotte. Die Rache eines verschmäheten Weibes, dachte er, ist gränzenlos. Doch er besann sich wieder; denn — die Rache war ihm weniger süß, wenn er sie einem Andren verdanken mußte. Amelie bemerkte den Sturm in seinem Innern, an seinem blassen, zuckenden Gesicht, an seinen blitzenden Augen, und befragte ihn über die Ursache; doch er schwieg, und ging auf sein

Zimmer, um da über seinem Plane zu brüten.

Am folgenden Tage durchlief er den Garten bei Emilienbrunn, spähete jeden Winkel aus, und ging dann zu seiner Cousine. Er sprach mit anständigem Ernst über seine Leidenschaft, und erklärte ihr, daß er nun fast die Hoffnung aufgäbe, ihr Herz zu rühren. Ich weiß sehr wohl, sagte er freimüthig, was Sie so sehr gegen mich eingenommen hat. Aber verwechseln Sie mein bisheriges Leben nicht mit meinem Charakter. Hätte ich schon als Knabe ein Mädchen wie Sie gekannt: dann sollten Sie mir nicht einmal mein Leben vorzuwerfen haben. Die Weiber, die ich liebte, waren zu meinem Unglücke noch schlechter, als ich selbst. Ich hatte zu viel Geist, um mit diesen seelenlosen Geschöpfen mehr als ein Spiel zu treiben; und selbst dazu taugten ihrer viele nicht einmal. Endlich lernte ich Sie kennen, und ich gestehe Ihnen, daß ich Sie für eine feine Heuchlerin hielt, die zu viel Geist habe, um den Weg der gewöhnlichen Weiber

zu gehen. Nun hielt ich es nicht für unmöglich, Sie zu besiegen. Ich beobachtete Sie, und genauer als Sie glauben mögen. Sie hielten die Probe aus, und waren die Erste, die ich achtete, die ich liebte. — Elise sah ihn mißtrauisch an. — Ich weiß, was Sie denken, Cousine, fuhr er lächelnd fort: daß dieses eine neue Maske ist, die ich vornehme. Aber nein! Es ist Zeit, sie alle wegzuwerfen. Ich liebe Sie; doch ich weiß, daß meine Leidenschaft so vergänglich ist, wie alles auf der Erde.

„Vetter Eduard, wohin soll das Gespräch führen?"

Zu nichts in der Welt. Auch weiß ich wahrhaftig nicht, wie ich darauf komme. Es ist mir gleichgültig, wie andre Menschen, nur nicht, wie Sie von mir denken. Doch selbst in Ihren Augen möchte ich jetzt nicht besser scheinen, als ich bin, weil ich fühle, daß ich auch so Ihren Abscheu nicht verdiene. Ich habe die Tugend nie gehaßt oder verachtet, sondern nur nicht daran geglaubt. Und wie konnte ich das, da ein

Lächeln unseres Fürsten der Preis ist, für den ihm von den Menschen, mit denen ich lebte, alles zu Gebote steht? Ich fühlte, daß ich besser war, als diese Menschen, wenn auch nur aus Stolz; ja, wirklich besser, als ich zu scheinen Lust hatte. Ich erlaubte mir nur darum manches, weil ich die Menschen nicht achtete.

„Cousin, ich weiß noch immer nicht, wohin das alles führen soll."

Zu weiter nichts, als daß ich Sie gern dahin bringen möchte, wenn auch nicht meine Sitten, doch meinen Charakter zu achten. Sie waren die Erste, deren Hand ich mir wünschte. In Ihrer Gesellschaft lernte ich, daß es nur Ein wahres Glück auf der Erde giebt: die Verbindung mit einem reinen Herzen. Für mich ist dieses Glück verloren; denn ich werde nie wieder ein Mädchen finden, das Ihnen gleicht. Doch, ich habe es achten lernen; und das ist schon viel. Durch Sie ist mir das Band der Liebe, der Treue ehrwürdig, und die Unschuld eines unverdorbenen Mädchens heilig geworden.

„Noch einmal, Vetter: wozu soll das alles führen?"

Ich will Sie nur überzeugen, daß Sie mir von jetzt an Unrecht thun, wenn Sie mir Ihre Achtung versagen. Und nun leben Sie wohl, Cousine. — Er hatte seine Absicht erreicht: Elise war über seinen Charakter zweifelhaft geworden. Sie fürchtete zwar noch, die Schlange könne unter Blumen verborgen liegen; doch durch sein bescheidenes Benehmen gegen sie gewann er ihre Achtung, und sie dachte besser von ihm, als sonst, da er, so oft sie ihn auch sprach, sich immer gleich blieb.

Auch mit Saldorf traf er zusammen, ganz zufällig, wie es schien, aber doch auf seine Veranstaltung. Herr von Saldorf, hob er an, wollen Sie mir wohl sagen, wo das Fräulein Schenk sich aufhält? — „Nein." — So haben Sie die Güte, ihr diese Note zu schicken. Ich weiß, Sie glauben, ich sey ihr mehr schuldig; wir werden uns aber schwerlich über unsre Grundsätze vereinigen. Auch liegt mir daran nicht; wohl aber dar-

an, daß Fräulein Schenk vor Sorgen gesichert ist. Denkt sie mit Haß an mich, so schonen Sie ihrer, und sagen Sie ihr nicht, daß diese Summe von mir kommt.

„Herr von Zabern, ich bin gewohnt, in jedem Falle die Wahrheit zu sagen."

Und ich verschweige sie, wenn sie zu nichts dient, als Jemand weh zu thun. Ihre Tugend, Herr von Saldorf, ist, wie es mir scheint, sehr unmild.

Saldorf fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfes; sein Abscheu vor diesem Menschen war aber zu groß, als daß er hätte sein Unrecht gestehen können.

Wenn ich Einmal Unrecht hatte: muß es denn nun immer der Fall seyn?

„Sie haben Recht," erwiederte Saldorf finster, und wendete sich von ihm ab. —

Um an den Fürsten zu kommen, brauchte Eduard seinen Vater. Bei einem großen Feste, wozu auch der Fürst eingeladen wurde, verschaffte Eduard ihm sehr auffallend Gelegenheit, mit Elisen allein zu seyn. Der Fürst runzelte die Stirn, als er diese Be-

merkung machte; denn nun mußte er glauben, daß man ihn errathen habe. Doch bald wurde er wieder heiter; er schloß aus diesem Umstande, daß Elisens Familie ihm nicht entgegen seyn würde. Im Vorübergehen sprach er ein Paar Worte mit Eduard, und so freundlich, daß dieser deutlich sah, seine Dienste waren nicht unbemerkt geblieben und wurden gnädig aufgenommen. Der Fürst ging richtig in die ihm gestellte Falle. Da er nun auf die Zustimmung der Familie rechnete, so glaubte er, seine Leidenschaft für die schöne Gräfin nicht mehr so behutsam, wie bisher, verbergen zu dürfen. Doch verhehlte er sie vor Elisen, weil er die Strenge ihrer Grundsätze kannte. Ihr wollte er seine Leidenschaft nicht eher gestehen, als bis sie schwach genug wäre, nicht mehr dagegen kämpfen zu können.

Der Oberhofmeister veranstaltete in Kurzem ein neues Familienfest, und der Fürst versprach, auch daran wieder Theil zu nehmen. Es war eine Art von Maskerade, zur Feier eines Geburtstages in der Familie.

Die Masken wurden durch das Loos gepaart, und dies brachte den Fürsten mit Elisen zusammen, was dieser ein bloßer Zufall zu seyn schien, wofür aber der Fürst dem Geheimen Legationsrath durch ein bedeutendes Lächeln dankte Man scherzte, man spielte, man tanzte; und die allgemeine frohe Stimmung der sehr gewählten Gesellschaft machte auch Elisen heiter, so daß sie den Fürsten äußerst angenehm unterhielt. Alle Anwesende trugen zu diesem ganz neuen Genusse so viel bei, daß jeder, und auch Elise gestand, noch nie einen so schönen Abend verlebt zu haben.

Der Fürst kündigte an, daß auch er in Kurzem ein ähnliches Fest geben wolle. Eduard flisterte der kleinen Prinzessin, die vor Freude ganz außer sich war, etwas zu; und sie sagte: dann folge ich.

Um den Geheimen Legationsrath zu belohnen, übertrug ihm der Fürst die Anordnung des Festes. Eduard schlug vor, es sollte, als Eingang, eine Französische Posse aufgeführt werden, damit jeder sogleich seinen

Charakter bekäme, den er den Abend durchzuführen hätte. Elise wurde dabei nicht vergessen: sie sollte eine Rolle übernehmen, die sie aber gar nicht mit dem Fürsten in Beziehung brachte. Der Fürst runzelte die Stirn, als Eduard ihm den Plan und die Vertheilung der Rollen vorlegte. Dieser sagte, als hätte er nichts bemerkt: es hat Mühe gekostet, die Gräfin zu einer Rolle zu überreden. Ich rechne aber auf die Folge. Wer Einmal Theil nimmt, und seine Rolle so gut spielt, wie die Gräfin diese ganz zuverlässig spielen wird, macht sich dadurch anheischig, auch jede andre zu übernehmen. —

Elise ließ sich durch die Unschuld ihrer Rolle fangen, und spielte sie an dem bestimmten Abend so lebhaft und geistreich, daß sie, nach dem allgemeinen Urtheil, den Preis davon trug. Bei dem Feste der kleinen Prinzessin bekam sie nun eine Rolle, die sie das erste Mal gewiß nicht angenommen hätte, die sie aber jetzt nicht ausschlagen konnte, weil sie die Ausflucht, es fehle ihr an Talent zum Darstellen, nicht mehr hatte; indeß

es blieb auch heute alles so gänzlich ein blo-
ßes Spiel, daß kein Gedanke an Absicht und
Plan in ihre Seele kam.

Eduard drängte sich dem Fürsten immer
mehr auf, und gab ihm, in Form einer all-
gemeinen Bemerkung, den Rath, Elisen nach
und nach in den Taumel des Vergnügens
zu ziehen. Zuerst, sagte er lächelnd bei ei-
nem Gespräch über die Weiber, muß man
ihr Herz für das Vergnügen interessiren, und
dann auch ihren Geist. Damit hat man bei
gewissen Weibern, die nicht bloß Sinne ha-
ben, viel gewonnen. Ihre Phantasie mischt
sich langsam in das feinere Interesse des
Herzens und des Geistes; endlich folgen die
Sinne von selbst, und das Vergnügen wird
dann Leidenschaft.

Der Fürst verstand ihn, und befolgte sei-
nen Rath. Er gab ein Fest über das an-
dre, und die Gesellschaft war jedes Mal
mehr ein bureau d'esprit, als ein Hof.
Sogar Bürgerliche wurden mit eingeladen,
weil sie Witz und andre Gesellschafts-Ta-
lente hatten. Der Fürst zeichnete Elisen im-

mer so wenig aus, daß sie endlich mit heiterer Unbefangenheit an diesen genußreichen Abenden Theil nahm, und daß ihr Herz, ihr Geist, ihre Phantasie Interesse für diese neue Art von Vergnügen gewannen. Er glaubte, nun sey der Zeitpunkt gekommen, wo er anfangen könne, sich mit leisen Schritten seinem Ziele zu nähern; doch bei der ersten Unvorsichtigkeit, die er beging, zog sich Elise so auffallend zurück, daß es ihm Mühe kostete, sie nur wieder auf den vorigen Punkt zu bringen.

Eduard sah, daß der Fürst nicht weiter kam, und daß Elisens Betragen nicht einmal Veranlassung gab, sie zu verläumden und Saldorfen eifersüchtig zu machen. Nun schien es ihm Zeit, sich wieder in das Spiel zu mischen. Er wußte genau, in welchen Stunden Elise und Saldorf einander sahen; kurz vor diesen Stunden schickte er Elisen Besuche zu, die sie nicht abweisen durfte, so daß Saldorf mehrere Male hinter einander wieder weg gehen mußte, ohne sie gesprochen zu haben. Saldorf war dann

übler Laune; doch die ging bald vorüber: denn Elise fand von Zeit zu Zeit einen Augenblick, ihn, wenn auch nur auf einige Minuten, zu sprechen; und er verließ sie dann beglückt und ruhig, wie ein Seliger. Eduard, der ihn sehr genau beobachten ließ, erfuhr das mit steigender Wuth, und wollte nun durch die dritte und vierte Hand ein ätzendes Gift in seine Seele gießen. Saldorfen wurde erzählt, daß der Fürst gestern in Emilienbrunn gewesen sey, und heute wieder. Eduard beobachtete sein Gesicht bei einer solchen Erzählung, und sah darin sonst nichts, als die ruhige Stille des sichern Glückes. Wie konnte es auch anders seyn? Elise schrieb in jeder Nacht für ihren Geliebten ein Tagebuch, und die treueste Liebe goß den Zauber der unwiderstehlichsten Wahrheit über jedes ihrer Worte. Sie sah, daß der Fürst sich um ihre Freundschaft bewarb. Das verschwieg sie Saldorfen nicht, und eben so wenig ihre Besorgnisse für die Zukunft.

Saldorf hatte nicht einmal Besorgnisse: er kannte keine Gewalt, die den Willen eines

Menschen, keine List, welche Elisens Treue, keine Verführung, welche ihre Liebe besiegen könnte; und so war er ruhig, oder freuete sich zuweilen wohl, daß der Fürst Elisen vor der Gefahr, mit Eduard verheirathet zu werden, sicherte: denn es war leicht zu sehen, daß Eduard sich jetzt darum so bescheiden betrug, weil er sich scheuete, dem Fürsten in den Weg zu treten.

Eduard bemerkte, mit welcher ruhigen Freundlichkeit Elise den Fürsten behandelte. Jetzt war er von doppelter Eifersucht gequält, und fest überzeugt, daß sie Willens sey, den Fürsten zu erhören, und Saldorfen in der Täuschung zu lassen, daß sie nur ihn allein liebe. Er wurde in seiner Meinung bestärkt, da der Fürst sich gegen ihn sehr kalt betrug. Diesem war es freilich recht lieb gewesen, daß Eduard ihm den Weg gezeigt hatte, Elisen zu verführen; doch war er edel genug, dessen Niederträchtigkeit zu verachten. Er hatte Anfangs beinahe geglaubt, Elise selbst wisse um Saberns Plan; doch diesen Verdacht benahm ihm ihr be-

scheidnes, ruhiges Betragen. Eine Anmerkung, die ihr einmal entfuhr und ihren Abscheu vor dem Hause des Oheims verrieth, zeigte dem Fürsten, daß er auf Beihülfe von Seiten ihrer Verwandten nicht rechnen dürfe. Nun zog er sich sogleich von ihnen zurück, und hoffte, daß mit der Zeit seine Ehrerbietung und seine Liebe ihn zu dem ersehnten Ziele bringen würden. Auf dem gewöhnlichen Wege war Elise nicht zu erobern. Er wollte deshalb ihren Kopf gewinnen, nicht verderben, und dann durch ihren Kopf ihr Herz besiegen. Sie verdiente in seinen Augen so lange und große Bemühungen; denn was ihn an sie zog, war der himmlische Reitz ihres unschuldigen Herzens, die fleckenlose Reinheit ihrer Seele, die Hoheit ihres Charakters. Dies alles sollte sie noch nicht verloren haben, wenn sie endlich, von Liebe besiegt, in seine Arme sänke.

Er beschäftigte sich immer mit diesem Traume, und suchte ihn wahr zu machen. Nun mußte er vor allem Andern ihr Vertrauen und ihre Achtung gewinnen. Das

Das gelang; denn schon belohnte ihn Elise für manche gute und edle Handlung — und deren that er jetzt viele — mit gerührten, achtungsvollen Blicken. Sie hatte ja den schönsten Triumph eines edlen Herzens: den, daß sie die Quelle der Tugenden war, die für ein ganzes Land so wohlthätig wurden. Und warum sollte sie dem edlen Fürsten nun nicht auch die Großmuth zutrauen, daß er seine Liebe zu ihr ihrem Glücke aufopfern könne? Er hatte ihr ja, meinte sie, schon noch größere Opfer gebracht. Der Ton am Hofe war ganz offenbar um ihretwillen schnell und sehr auffallend verändert worden: denn jetzt schienen ihn die Weisheit, die Tugend und die Grazien zu beseelen. Doch sie irrte sich; was sie für Weisheit und Tugend hielt, war nur erkünstelter Schein.

Als diese großen Veränderungen nach und nach vorgingen, zweifelte Eduard nicht länger, daß Elise die Maitresse des Fürsten sey; denn solche Opfer, meinte er, könne nur der erste glühende Rausch der beglückten Wollust bringen. Elise war für ihn ver-

loren; aber seine Rache mußte er befriedigen. Wenn es mir auch nun nicht gelingt, dachte er, den Brand der Eifersucht zwischen dieses Kleeblatt zu werfen? Doch die Ruhe in Saldorfs Gesichte blieb unverändert, so oft man auch in seiner Gegenwart mit Achselzucken auf das Verhältniß der Gräfin Forsting mit dem Fürsten anspielte. Er gönnte seiner Geliebten die schöne Täuschung, das Herz des Fürsten seinen Pflichten geheiligt zu haben, und lächelte, wenn ihm Elise erzählte. „Elise," sagte er, „dein Beifall kann die Belohnung der Tugend seyn, aber nicht ihre Quelle. Der Fürst hat jetzt einen tugendhaften Rausch; denn Tugend ist etwas andres, als ein Vergnügen, das ich einer Geliebten mache. Doch, Elise, träume fort, und ernte von deinem Herzen, so viel du kannst. Du wirst es gewiß nicht immer können."

Du Mißtrauischer!

„Ich mißtrauisch? Elise, was wäre denn deine und meine Tugend, wenn auch dieses Tugend wäre! Du bist tugendhaft: darum

liebst du mich. Er liebt dich: darum ist er tugendhaft. Wohl denn! Bist du von seiner Tugend so fest überzeugt, so sag ihm, daß du mich liebst; und er wird unsre Hände ineinander legen. — Warum erschrickst du bei dieser Vorstellung? Weil du ihn fürchtest. Darf die Unschuld die Tugend fürchten? Du spielst ein gefährliches Spiel, Elise; aber ich traue deinem Herzem, deiner Liebe, wie ein Kind seiner Mutter. Des Fürsten Rausch wird verfliegen; und dann, das weiß ich, wirst du kühn deine Arme um mich legen, und sagen: ihn liebe ich! . . . Und — läßt es sich nicht denken, daß seine Tugend nur Verstellung, ein teuflischer Plan deines Vetters wäre? Doch nein! Der Fürst ist nicht unedel, und den Gedanken, die Tugend zur Kupplerin des Lasters zu machen, kann nur der verächtlichste aller Menschen haben." —

Eduard fiel endlich auf ein Mittel, das, wie er glaubte, Saldorfen unfehlbar eifersüchtig machen mußte. Er sagte zu einem Unglücklichen, der vergebens Hülfe suchte,

und nicht zu dem Fürsten durchdringen konnte: wenden Sie Sich doch an die Gräfin Forsting! Die ist mitleidig, und der Fürst thut ihr alles zu Gefallen. — Elise ließ sich von ihrem weichen Herzen zur Fürsprache bewegen, und der Fürst that, was sie wünschte. So wie das bekannt wurde, war sie auf einmal von Bittenden umlagert. Sie faßte bald den Entschluß, sich in gar nichts mehr zu mischen; doch jeder Unglückliche rührte sie, und der Fürst bewilligte alles, weil er glaubte, nun sey der glückliche Augenblick nahe, wo Dankbarkeit, Achtung, Vertrauen und Liebe das schönste Mädchen in seine Arme führen würden.

Eduard wußte nun eben so schnell als geheim in Umlauf zu bringen: Elise sey des Fürsten Maitresse. Man erzählte einander die kleinsten Umstände von ihrem Falle, und wußte auch die Bedingungen, unter denen sie sich ergeben hätte. Niemand zweifelte mehr daran, da alle Hofleute geheimnißvoll die Achseln zuckten.

Auch Saldorf hörte diese Gerüchte, und

runzelte die Stirn: nicht, weil er sie glaubte, sondern nur, weil er nachsann, was Elise thun müsse, um diese schändlichen Lügen zu widerlegen. Er wollte noch diesen Abend nach Emilienbrunn gehen. Als er den Hut nahm, drohete ihm Barneck mit einem Finger, und sagte: du bist jetzt wieder so heimlich! Wenn du nicht so heiter wärst, Alexander, so würde ich glauben, was die Leute von dir sagen.

„Ich bin glücklich, ich bin ruhig; und nun laß sie sagen, was sie wollen."

O, wenn du das bist . . .! Adieu, Alexander. —

Saldorf wendete das auf Elisen an. „Was ist es denn nun mehr! Und wenn sie noch diesen Abend zu ihren Eltern reiste: würde man aufhören zu sagen, sie sey gefallen? Und bin ich es nicht am Ende allein, der verlangt, daß ihr Ruf ohne Flekken seyn soll? Wenn ich das verlangte, so mußte sie schon viel eher von hier weg. Sie ist glücklich, sie ist ruhig, und wird von der Verläumdung nichts erfahren. Warum soll

ich ihr eine trübe Stunde machen? Wenn ich sie so will, so liebe: wen kümmert es weiter? Und wie denn? so tugendhaft, so engelrein, so unschuldig! Kann ich denn mehr wollen? Ist die Tugend nicht mehr Tugend, wenn das Laster sie verläumdet? — Und wenn nun ihre Eltern wohl gar ihre Schande wünschten? wenn das väterliche Haus kein Sicherheitsort für sie wäre? oder, wenn sie dann dem elenden Zabern aufgeopfert würde? Ich wäre von ihr getrennt, und könnte dann gar nichts thun, sie zu retten."

Er sprach Elisen, sagte ihr aber nicht ein Wort von dem Gerüchte, das auf ihre Kosten umlief. Das konnte er um so weniger thun, da sie ihm mit großer Freude erzählte, es sey ihr gelungen, den Fürsten zu überzeugen, daß man bei dem Antritte seiner Regierung den Liebling seines Vorgängers sehr ungerecht behandelt habe. Der Fürst, sagte sie, will dem gekränkten Manne alle nur mögliche Genugthuung geben. Er schlug es mir sehr entschlossen ab, und er-

gab sich nicht eher, als bis ich ihm Beweise vorlegte, die ihm keinen Zweifel übrig ließen. Sie erzählte die nähern Umstände, und Saldorf mußte gestehen, daß der Fürst sehr edel gehandelt habe. Nun denn, sagte er zärtlich; so bleibe, was du bist: sein guter Genius! Und möge das Schicksal dir erlauben, es noch lange zu seyn!

Da Eduard Saldorfs Ruhe durch gar kein Mittel zerstören konnte, so nahm er sich vor, dem Fürsten zu entdecken, daß seine Cousine schon liebe. Dies war aber nicht leicht, da der Fürst sich von ihm zurückgezogen hatte. Doch in Kurzem kam ihm der Fürst von selbst entgegen. Das Spiel währte diesem allzu lange. Er hatte wohl Elisens Achtung, ihr Vertrauen, und sogar ihre Freundschaft; doch weiter auch nichts. Damit wollte er sich aber nicht begnügen. Er entschloß sich, ihr endlich zu zeigen, welche Leidenschaft sie ihm eingeflößt hatte. Doch gleich bei dem ersten Versuche wurde sie so ernst, so zurückhaltend, daß er kein Wort mehr wagte. Nun gab er alle Hoffnung

auf, seine Absicht auf dem bisherigen Wege zu erreichen. Doch seine Leidenschaft wurde nur um so stärker, je schwerer er sie befriedigen konnte. Er kam endlich auf seinen ersten Plan zurück, Elisens Sinne in Bewegung zu bringen; und dazu gebrauchte er Gehülfen. Jetzt näherte er sich dem jungen Zabern wieder, machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er sich zurückgezogen hätte, war dann bald bei der Gräfin Forsting, hielt ihr eine feurige Lobrede, und schloß mit dem Ausruf: wenn sie eine Fürstin wäre, sie würde die Zierde des ersten Thrones seyn! Eduard verneigte sich schweigend; er quälte sich vergebens, heraus zu sinnen, was der Fürst eigentlich zur Absicht habe.

Das nächste Mal redete der Fürst den jungen Zabern wieder an, und sein Gespräch war abermals die Gräfin Forsting. Heute that er einen Schritt weiter. „Wir Fürsten sind in der That zu bedauern, daß unsre Herzen fast immer der Politik geopfert werden müssen."

Dagegen ist aber ein Fürst auch selten

unglücklich in den Wünschen seines Herzens.

„Sagen Sie das nicht so allgemein! Es giebt Vorurtheile, oder Tugenden, wenn Sie wollen, die zur Verzweiflung bringen können. Setzen Sie den Fall, es liebte ein Fürst Ihre Cousine, die Gräfin Forsting."

Kein Fürst glaubt an eine unüberwindliche Festung; und — ich eben so wenig.

„Die Gräfin Forsting zwingt mich, daran zu glauben. Was soll ich es leugnen! Ja, ich liebe Ihre Cousine, mit einer Leidenschaft, die mir alle Ruhe raubt. — Sie stehen da und sinnen nach: was denken Sie?"

Was ich vielleicht nicht sollte. Ich denke auf Mittel die Festung zu gewinnen. Gnädigster Herr, haben Sie schon Versuche gemacht?

„Alle mögliche; und ich bin jetzt, nach Aufopferungen, die Sie unglaublich finden würden, wenn ich sie erzählte, eben so weit, als am ersten Tage meiner Bekanntschaft mit ihr. Doch morgen mehr." —

Nun wußte Eduard, warum Saldorfs Ruhe schlechterdings nicht zu erschüttern war, und nun hatte er auch das rechte Mittel, an ihm und an Elisen Rache zu nehmen. Mit einem hämischen, frohen Lächeln trat er zu Elisen, und sprach über die öfters sehr schnellen Umänderungen der menschlichen Schicksale. Am folgenden Morgen ging er an den Hof, und wurde in das Kabinet des Fürsten gerufen. „Sie schienen sich," hob der Fürst an, „einmal für mein Glück verwenden zu wollen, Herr von Zabern. Nachher zogen Sie Sich zurück."

Ich ehrte meines gnädigsten Herrn bedeutendes Schweigen.

„Also wäre ich selbst Schuld? Nun, so reden Sie jetzt. Alle meine Künste sind erschöpft." — Eduard ließ sich von dem Fürsten erzählen, was er für Elisen gethan hatte, und wie weit er mit ihr war. — „Sie schweigen noch immer, Zabern?"

Ewr. Durchlaucht Plan ist so fein, so vortrefflich! Ich begreife nicht, wie er ohne Erfolg geblieben ist, wenn nicht . . .

„Wenn nicht? — Nun, Zabern! Heraus! Ich bin ungeduldig.“

Wenn die Gräfin nicht etwa schon eine andere Leidenschaft. . . Aber ich wüßte doch nicht, welche.

„Das ist auch mir schon eingefallen; doch wenn ich meinen ganzen Hof durchgehe, finde ich Keinen, der . . .“

Wer vom Hofe würde es auch wagen, Ewr. Durchlaucht Wünschen ein Hinderniß in den Weg zu legen! Und wenn meine Cousine wirklich liebt, so ist es gewiß ein begeisterter Schwärmer, ein Tugendschwätzer, ein Empfindsamer. Dergleichen Personen kenne ich aber an Ewr. Durchlaucht Hofe nicht.

„Darum eben kann das nicht seyn, was Sie vermuthen.“

Eduard zuckte die Achseln; und nach einigem Hin- und Herreden wurde einem Fürstlichen Bedienten befohlen, an dem Eingange von Emilienbrunn zu beobachten. —

„Sie haben Recht,“ sagte der Fürst, als Eduard nach einigen Tagen in sein Cabinet

trat. „Es ist der Lieutenant Saldorf, den die Undankbare liebt."

Eduard war erstaunt. Der? Nun, so ist freilich wenig Hoffnung, und viel.

„Wenig und viel? Wie verstehe ich das?"

Wenig, so lange er selbst liebt; denn, Ew. Durchlaucht, dieser Mensch hat einen Kopf, um den man ihn beneiden müßte, wenn das Herz darunter besser wäre. Für die Ausführung seiner Plane so schwärmerisch, wie ein Märtyrer, doch, wenn es seyn muß, auch wieder so kalt, wie ein Jesuit. Er ist unglaublich ehrgeitzig, und hat Wünsche von gar nicht gemeiner Art: es sind die Wünsche und Träume eines Cromwell; und seine Thaten —

„Saldorf! Ich weiß, daß er nicht in gutem Kredit steht, und daß man ihm sonst allerlei Schuld gab."

Ganz Recht, Ew. Durchlaucht. Er hatte Feinde, und ich glaube, bedeutende, bis er auf einmal zu verbreiten wußte, daß die hochselige Prinzessin Emilie seine Beschütze-

rin wäre. Nun wagte man nichts mehr gegen ihn.

„Ja, sie war seine Beschützerin; und wen sie beschützte, der konnte kein gewöhnlicher Mensch seyn."

Dafür halte ich ihn auch nicht, Ew. Durchlaucht. Ich glaube vielmehr, daß nur alle hundert Jahre ein Mensch seiner Art geboren wird. Jeder, auf den er es anlegt, ist sein Eigenthum, und er müßte ein ausgezeichnetes Glück gemacht haben, wenn nicht sein Ehrgeitz alles verdürbe. Er kann seinen Haß gegen alles, was über ihm ist, nicht verbergen Die Fürsten gelten ihm nur für die ersten Beamten ihrer Völker, und die Empörung der Englischen Kolonieen in Amerika ist in seinen Augen vollkommen rechtmäßig. Ich bin überzeugt, wenn er wüßte, daß Ew. Durchlaucht die Gräfin lieben, so würde er an seinem Liebeshandel nichts so reitzend finden, als daß er der glückliche Nebenbuhler seines Fürsten wäre.

Der Fürst äußerte unwillkührlich seinen Unwillen; doch faßte er sich bald wieder,

und sagte kalt: „der Mensch hätte mich beinahe verleitet, ihn für etwas zu halten."

Das würde ihm nicht genügt haben, wenn Ew. Durchlaucht ihn nicht furchtbar gefunden hätten. Aber es ist freilich noch die Frage, ob er Ihnen überhaupt im Wege steht. —

Der Fürst wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, und ging, von dem Geheimen Legationsrath begleitet, und von dem Bedienten geführt, in einen großen Mantel gehüllt, nach Emilienbrunn. Er hatte eine Reise vorgegeben, um Elisen sicher zu machen, daß er nicht kommen würde. — Saldorf war mit ihr im Bosket, und der Fürst hörte, als er sich nahe genug hinan geschlichen hatte, einen Theil der Unterredung, worin sie seinen glücklichen Nebenbuhler mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte. Der Zorn flammte in seinen funkelnden Augen, und glühete auf seinen dunkelrothen Wangen; doch hatte er sich genug in seiner Gewalt, um den Anstand zu beobachten. Er sagte, als er wieder im Wagen saß, mit ei-

nem Seufzer: „was habe ich ihm eigentlich vorzuwerfen, als daß er glücklicher ist, als ich!"

Eduard lächelte. Ew. Durchlaucht nehmen die Sache in der That sehr großmüthig. Freilich, was ist auch sonst zu thun? Es bleibt Ihnen nichts übrig, als zu schweigen und zu dulden; denn sollte die Gräfin wohl nicht schon dem Herrn Lieutenant anvertrauet haben, daß sie ihm die Liebe seines gnädigsten Herrn zum Opfer bringt? Und sich seinem Gespötte, seinem Hohngelächter auszusetzen . . .

„Hohngelächter? Sie bedenken nicht, was Sie reden! Schweigen Sie!"

Eduard schwieg; er hatte aber wohl gewußt, was er redete: es lag ihm daran, den Fürsten aufzubringen.

Der Fürst schwieg lange; endlich sagte er: „man müßte den Menschen zu entfernen suchen; denn ich hoffe doch, daß Ihre Familie ihn nicht begünstigen wird?"

Gewiß nicht, gewiß nicht! Entfernen? Freilich! Aber wie? Ich kenne meine Cou-

sine, und die Leidenschaft eines so begeisterten Herzens, wie das ihrige. Sie würde kein Bedenken tragen, ihm zu folgen, wohin er sie auch führen wollte. Ew. Durchlaucht wissen nicht, welches Romanenschwunges ihr heißer Kopf fähig ist. Sie könnte es sogar noch interessanter finden, mit ihm zu entfliehen, als hier ruhig den günstigen Augenblick der Verbindung mit ihm abzuwarten.

„Was wäre denn sonst zu thun? Sagen Sie es, wenn Sie etwas Besseres wissen."

Eduard stellte sich, als wäre er verlegen. Er müßte, glaube ich, so weit weggeschickt werden, daß alle Communication zwischen Beiden so gut wie unmöglich wäre. Das Sicherste bliebe es aber wohl, ihn ganz fortzuschaffen.

„Wie! Was meinen Sie damit? Halten Sie mich für fähig, einen . . . Was meinen Sie?"

Ganz fort müßte er, ohne daß die Gräfin Hoffnung hätte, ihn jemals wiederzusehen. Dann stände Ewr. Durchlaucht Wün-

schen nichts mehr im Wege. Wie das anzufangen wäre, weiß ich freilich noch nicht.

Der Fürst wurde heftig. „Sie könnten noch kürzer sagen: die Gräfin m u ß die Ihrige seyn! Aber — wie ist es anzufangen? Wie kann ich ihn entfernen?"

Es ist ein heißer Kopf, und läßt sich ungern befehlen. Wie leicht kann man einen solchen Menschen nicht zu einem Vergehen gegen die Subordination reitzen!

„Pfui! Ein Bubenstück will ich nicht begehen. Freilich, ich dürfte ihm nur am Ausgange des Parks von einem Banditen auflauern, und die Gräfin — wer will es mir wehren? — auf mein Zimmer bringen lassen. Und selbst d a s wollte ich lieber thun, als Ihren Rath befolgen. Der Räuber, der den Reisenden muthig anfällt, ist mir bei weitem nicht so verächtlich, als der Meuchelmörder, der ihm in einem Gebüsch auflauert, und ihn von hinten ermordet."

Man setzte, fuhr Eduard ganz ruhig fort, den jungen Menschen auf die Festung, ließe ihm unter gehöriger Aufsicht einige

Freiheit, und gäbe ihm einen anständigen Unterhalt, bis die Gräfin — und wie lange könnte das dauern? nach einem Jahre ist der geliebteste Mann vergessen — bis die Gräfin nicht mehr an ihn dächte. Dann — welche Mittel hat nicht ein Fürst, ein kleines Unrecht wieder gut zu machen! Aber freilich, Ew. Durchlaucht wollen lieber schweigen und sich überwinden.

Der Fürst erwiederte nicht ein Wort. Nach einer Weile sagte er schnell, und mit einem durchbohrenden Blicke: „Sie hassen diesen Saldorf!"

Ja, ich hasse ihn; aber mein Haß ist ihm nicht gefährlich, ob er gleich mich und meine Familie schwer beleidigt hat. Er war es, der die Verbindung meiner Schwester mit dem Grafen Holm vereitelte. (Der Fürst sah ihn fragend an.) Eben dieser Saldorf hatte durch seine fast unwiderstehlichen Künste das Herz meiner Schwester erobert. Ihre nahe Verlobung mit dem Grafen Holm war kein Geheimniß mehr. Er lockt ihr ein Billet über ein Rendezvous ab, und zeigt das

dem Grafen Holm. Beide fahren nun zu meiner Schwester, und brechen mit ihr. Hinterher hat er mit Lachen gesagt: ich mußte doch sehen, wie sich ein Mädchen tröstet, das in demselben Augenblick einen Mann und einen Liebhaber verliert.

„Abscheulich, und fast unmöglich! Etwas Aehnliches habe ich freilich damals gehört, doch nicht von dem Lieutenant Saldorf."

Das eben macht ihn so gefährlich und so furchtbar, daß er sich immer aus dem Spiele zu bringen weiß. Meine Schwester bat uns, zu schweigen, wahrscheinlich weil er ihren Ruf in seiner Gewalt hatte; und nun mußten wir es noch großmüthig finden, daß er schwieg. Es ist sein Triumph, zu erobern, und sich dann ganz kalt zurückzuziehen. Er hat mich persönlich beleidigt; ich scheue aber seine Kälte, und mag seine Aufmerksamkeit nicht erregen.

Der Fürst sann finster nach, und fing bald an zu glauben, daß ein Paar Jahre Gefangenschaft dem jungen, unbesonnenen Manne wohl nützlich seyn könnten; doch war

er

er bis jetzt zu nichts entschlossen. Eduard ließ sein Gift in der Seele des Fürsten wirken, und schwieg; der Fürst kam aber von selbst darauf zurück, und schon nach einigen Tagen wurde der Lieutenant Saldorf beordert, mit einem Kommando an die Gränze zu marschiren. „Ich darf ihn ja," sagte der Fürst lächelnd zu Zabern, „nur dort stehen lassen." — Und wenn er den Abschied fodert, Ew. Durchlaucht? — Der Fürst erinnerte sich, daß Saldorf das schon einmal gethan hatte, und runzelte die Stirn. —

Elise reiste jetzt auf einige Wochen zu ihren Eltern, und während der Zeit wurde der Subsidien-Traktat mit England abgeschlossen, welchem zufolge der Fürst eine Anzahl Truppen nach Amerika schicken mußte. Er ernannte Officiere mit Erhöhung des Ranges für die Truppen, welche marschiren sollten. Auch Saldorf war unter ihnen, und bekam Befehl, zurück zu kommen. Er wird den Abschied fodern, sagte Eduard.

„Jetzt darf er nicht, erwiederte der Fürst; „um seiner Ehre willen nicht."

Der Fürst kündigte Saldorfen auf der Parade in einigen sehr gnädigen Worten sein Avancement und seine Bestimmung an.

Ich bedaure, erwiederte Saldorf ehrerbietig, daß ich Ewr. Durchlaucht Gnade ablehnen muß. Mein Vaterland, Deutschland, hat das Recht, mein Blut und mein Leben zu fodern; doch kein fremdes Volk. Ich wollte die Ehre haben, Ewr. Durchlaucht und meinem Deutschen Vaterlande zu dienen: das erklärte ich, als ich Dienste nahm, und es kann Sie also nicht befremden, gnädigster Herr.

„Ich ehre diesen Grundsatz, Lieutenant Saldorf, so falsch er auch zu deuten seyn mag. Doch Sie sind nun einmal ernannt, und vergessen, welche Folgerungen Ihre Kameraden aus Ihrer Weigerung ziehen könnten. Der Wille oder der Wunsch Ihres Fürsten schützt Sie gegen den Vorwurf, den Sie nach Ihren Grundsätzen sich selbst zu machen scheinen. Officiere kann ich genug haben, aber nur wenige von Ihrem Talent. Ich werde Sie bei dem Generalstabe anstel-

len, und stehe Ihnen für ein schnelles Avancement."

Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich meiner Ueberzeugung folgen darf; denn nichts in der Welt kann mich von der Pflicht lossprechen, meinen Grundsätzen treu zu bleiben.

„Der erste Grundsatz eines Officiers von Ehre ist Gehorsam gegen die Befehle seines Fürsten."

Nie müsse man sagen können, daß es in Ewr. Durchlaucht Dienst einen Officier gebe, der nicht wisse, was die Ehre von ihm fodert! Und so bitte ich Ew. Durchlaucht noch einmal unterthänig um meinen Abschied.

„Ich will Ihnen Zeit lassen, Ehrerbietung zu lernen." Er winkte dem Adjutanten, und schickte Saldorfen in Arrest. – Auf diese Art, glaubte er, den hartnäckigen Kopf des jungen Mannes zu beugen; doch Saldorf foderte in den ehrerbietigsten Ausdrücken ein Kriegsrecht. Der Fürst, der sich seiner bösen Absicht bewußt war, fühlte die Härte

seines Betragens gegen einen Officier, der nicht zu seinen Vasallen gehörte, und gab ihm den Abschied. —

Wie ich es voraussagte. Er trotzt Ewr. Durchlaucht! sagte Zabern.

„Aber was jetzt?"

Wenn ich nun auch einen andern Plan machte, so müßte ich doch bitten, daß er...

„Vorausbedungen, daß ich gänzlich aus dem Spiele bleibe. Die Sache hat Aufsehen gemacht, und Sie begreifen wohl, daß mein Nahme durchaus nicht mehr in irgend etwas gemischt werden darf. Noch ist, denke ich, nichts verloren, wenn Sie und Ihre Familie nur wollen; denn — ist die Gräfin nicht in Ihrer Gewalt?"

Nur schlimm, daß Saldorf Ew. Durchlaucht vielleicht schon errathen hat! Wenn das nun wäre, und wenn er laut sagte...

„Das wage er! Das wird er gewiß nicht wagen!"

Warum sollte er nicht? Und die Stadt wird ihm glauben, wenn er es wagt.

„Sie haben Recht. Desto mehr muß ich

geschont werden. Sie müssen jetzt eine Familien-Angelegenheit daraus machen."

Das kann geschehen; dann müssen aber Ew. Durchlaucht erst ganz zurücktreten. Ich muß mich um die Hand meiner Cousine bewerben; und damit ich das mit Ehre kann, müssen Ew. Durchlaucht sie fürs erste nicht sehen. Der Vater der Gräfin ist ein seltsamer Mann, von ganz eigenen Grundsätzen. —

Der Plan wurde verabredet. Jetzt stand Eduard triumphirend wieder auf dem Schauplatze, und machte sich sogar die ferne Hoffnung, daß Elise noch sein werden könnte. Er drängte sich wieder näher an sie, doch ohne den eifrigen Liebhaber zu spielen.

Elise fühlte sich jetzt sehr glücklich; denn sie konnte den geliebten Saldorf täglich sehen, da er Herr seiner Zeit war, und da ihn nichts an Besuchen bei ihr hinderte. Anfangs hatte er geargwohnt, der Fürst wisse sein Verständniß mit Elisen; und sie selbst befürchtete das, weil der Fürst fast zu eben der Zeit, da er Saldorfen so hart behandelte,

in seinem Betragen gegen sie anders geworden war. Doch da Saldorf in seinen Besuchen bei ihr nicht gestört wurde, und sich Niemand um ihn bekümmerte, so gaben Beide diesen Gedanken auf, und wurden sicherer. Saldorf verließ die Residenz, und bezog ganz in der Stille ein Stübchen bei einem Oberförster, den er schon lange kannte, und dem er durch Elisen bei dem Fürsten einen großen Dienst geleistet hatte. Er wohnte hier nicht weit von Emilienbrunn, sehr einsam mitten im Walde, gab sich für einen Verwandten des Oberförsters aus, kleidete sich wie ein Jägerbursche von besserem Stande, und glaubte in der tiefsten Verborgenheit zu seyn. Eduard hatte ihn aber nicht aus den Augen verloren, und ließ ihn auf jedem seiner Schritte beobachten; denn kaum war Saldorf einige Tage an seinem neuen Wohnorte, so schickte der Oberjägermeister einen jungen Menschen eben dahin, die Forsten kennen zu lernen. Dieser hatte von dem Geheimen Legationsrath besonders den Auftrag, ihm einige Briefe der Gräfin zu ver-

schaffen. Dies war nicht schwer, da Salzdorf, der völlig sicher zu seyn glaubte, seine Briefe nur ganz einfach verschlossen hatte. Man öffnete sein Büreau, und Eduard bekam zwei Briefe von Elisen, welche die Aeußerungen ihrer innigsten Zärtlichkeit, doch zugleich auch die unverkennbarsten Beweise ihrer Unschuld, ihrer reinen, nur geistigen, tugendhaften Liebe enthielten. Der Fürst, dem er diese Briefe brachte, las sie finster, und fragte dann in einem strengen Tone: „wie kommen Sie zu diesen Briefen?" Doch sogleich setzte er sanfter hinzu: „ich hoffe auf eine rechtmäßige Weise."

Zabern, der solcher Inconsequenzen von dem Fürsten schon gewohnt war, antwortete lächelnd: auf eine rechtmäßige Weise. — Als der Fürst die Briefe zurückgab, sagte er: „o, mein halbes Land gäbe ich für einen solchen Brief von ihr an mich! Eilen Sie, Zabern! Ich werde Sie glänzend belohnen." —

Eduards Vater hatte die Unterhandlungen mit Elisens Eltern aufs neue angeknüpft.

Die Sache wurde jetzt ohne Elisens Wissen getrieben, und man bat den Vater, selbst in die Residenz zu kommen, damit sie endlich zu Stande käme.

Der alte Graf wollte seine Tochter besuchen; doch Eduard hielt ihn davon ab, und entdeckte ihm, daß sie einen heimlichen Liebeshandel mit einem verabschiedeten Lieutenant hätte. „Verabschiedet?" fragte der Graf, ein Mann von dem seltsamsten point d'honneur. „Verabschiedet? Und warum?"

Weil er nicht mit nach Amerika will, gegen die Kolonieen zu dienen, der Himmel mag wissen, ob aus Feigheit, oder . . .

„Einerlei, Vetter, ganz einerlei! Er dient; und nun, da es Ernst wird, kann man ihn nicht brauchen."

Er hat den Abschied gefodert.

„Desto schlimmer! denn halb Europa sollte nach Amerika gehen, das böse Beispiel unterdrücken zu helfen. Und dieser Mensch — ein verabschiedeter Lieutenant: nicht wahr? Man möchte toll werden! Elise, die ich in den feinsten Grundsätzen der Ehre erzogen

habe, kann sich mit einem Menschen einlassen, der das Kanonenfieber hat!

Das hat er nun wohl nicht, sagte Eduard zögernd; aber er meint, die Kolonieen hätten Recht.

„Noch schlimmer! Lassen Sie uns zu meiner Tochter gehen. Mit vier Worten ist die Sache abgethan; und will sie nicht, so . . ."

Gehen Sie lieber zum Fürsten. Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie sehr gnädig aufnehmen.

„Aber, Vetter, ein Liebeshandel, ein ordentlicher Liebeshandel? Vielleicht ist es nur so eine vorübergehende Grille."

Eduard gab ihm Elisens Briefe. Des Vaters Gesicht wurde beim Lesen immer dunkler. Er steckte die Briefe ein, und fragte dann finster: „aber, Vetter, nach diesen Briefen — wollen Sie denn das Mädchen noch?"

Ich glaube, lieber Oheim, die Neigung zu einem Menschen, wie dieser Saldorf, wird sich aus dem Herzen eines so vortreff-

lich erzogenen Mädchens wieder verlieren. Ueberdies sehen Sie ja aus diesen Briefen, daß Beide in den Gränzen des Anstandes geblieben sind. Kurz, ich liebe sie.

„Herzens-Sohn, du sollst sie haben! Laß mich sogleich zu ihr gehen!"

Eduard beredete den alten Grafen nur mit vieler Mühe, nach einem von ihm selbst entworfenen Plane besonnen und völlig kalt zu handeln. — Der Graf begab sich in die Nähe des Boskets, wo er die beiden Liebenden belauschen und behorchen konnte; und auf einmal stand er vor ihnen. Saldorf wollte gehen, als er einen Fremden sah; der Graf sagte aber ganz kalt: bleiben Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. Hoffentlich, fuhr er mit einem drohenden Blick auf Elisen fort, ist er doch nicht, was er nach seiner Kleidung scheint: ein Mensch, dessen sich auch die verkehrteste Leidenschaft eines Mädchens von deinem Stande zu schämen hätte. Wer sind Sie? wie heißen Sie?

„Ich heiße von Saldorf, und bin Lieutenant in Fürstlichen Diensten gewesen."

Gleichviel, Herr von Saldorf. Sie trugen doch das Porteepee einmal. Ich bin der Vater dieses Mädchens, das Sie verleitet haben ...

„Verleitet? Herr Graf, wie verstehen Sie das?"

Verleitet oder verführt! Ich habe Ihre Unterredung angehört. Verleitet, hoffe ich noch; denn Elise war sonst anders. Sie lieben meine Tochter. Wohl! das mochten Sie. Aber Sie sagten es ihr, ohne daß ich darum wußte, ich, der Vater, und verleiteten sie, das anzuhören! . . . Herr von Saldorf, ich möchte gern kalt bleiben.

„Darum bitte ich Sie, Herr Graf. Ja, ich liebe Ihre Tochter, und sie liebt mich. Ich bin ihr an Stande nicht ganz ungleich, und ein ehrlicher Mann."

Wenn Sie das sind, so werden wir, hoffe ich, uns friedlich von einander trennen. Auch ich bin jung gewesen, und weiß, was man der Leidenschaft nachsehen muß.

O, mein Vater! sagte Elise, und die Farbe der Hoffnung kehrte wieder in ihr bleiches Gesicht zurück: Sie verzeihen uns?

Hm! ja! Wenn er wirklich ein Mann von Ehre ist, ja! Deine Hand war dem Sohne meines Schwagers bestimmt. Du hattest etwas gegen diese Verbindung; gleichviel was. Ich kenne die Gränzen der väterlichen Gewalt, und drängte dich nicht. Aber ich kenne auch die Pflichten der Tochter, die du nicht zu kennen scheinst. Gegen eine Verbindung, die du ohne mein Wissen, ohne meinen Rath geschlossen hast, habe auch ich etwas, und viel! Er hat dich verleitet, mir dein Vertrauen zu entziehen. So hat er sich selbst verurtheilt; denn er glaubte, nicht auf meine Einwilligung rechnen zu dürfen. Ich bin kein harter Vater, das darf ich von mir sagen; aber meine väterlichen Rechte will ich behaupten, und so ersuche ich Sie, mir als ein ehrlicher Mann zu versprechen, daß Sie meine Tochter nicht wieder sehen wollen.

„Ich würde nicht redlich handeln, Herr Graf, wenn ich Ihnen dies Versprechen gäbe, da ich es nicht halten könnte."

Brav, Herr von Saldorf! Ich fange an Sie zu achten. Sie sollten aber fühlen,

daß Sie noch edler handeln würden, wenn Sie einem beleidigten Vater Genugthuung gäben.

„Und Sie, Herr Graf, würden väterlicher handeln, wenn Sie das Herz Ihrer Tochter nicht von dem meinigen rissen."

Junger Mann, dem Vaterherzen befiehlt die weise Natur. Die Kinder fodern oft Schwäche, anstatt Liebe. Aber lassen Sie uns darüber nicht streiten! Sie wissen noch nicht, was ein Vater muß; ich aber weiß, daß die vergängliche Leidenschaft der Jugend nicht alles darf, was sie gern möchte. Nun, Sie wollen mir also nicht versprechen, meine Tochter nicht wieder zu sehen? Ich achte Ihre Aufrichtigkeit, und belohne sie mit meinem Vertrauen. Meine Tochter soll den jungen Zabern heirathen. Das Eigenthum eines Andern werden Sie denn doch ehren, wenn auch nicht die Rechte des Vaters.

Mein Vater, sagte Elise, fest und ruhig; Zabern heirathe ich nie!

Du wirst es, mein Kind! Das Recht, Nein sagen zu dürfen, hast du verscherzt.

Ich werde im schlimmsten Falle die Gesetze zu Hülfe rufen; und ist Herr von Saldorf ein Mann von Ehre, so wird er ihren Ausspruch achten, wenn er ihn auch hart findet.

„Die Verzweiflung ehrt nichts! Lassen Sie mich alles sagen, was . . .”

Nein, sagen Sie nichts! Ich würde Ihr Vertrauen vielleicht mißbrauchen müssen, wenn Sie Sich weigerten, das heilige Band der Natur zwischen Vater und Tochter anzuerkennen. Sie wird Zaberns Frau, und wenn Sie auch ganz laut Nein sagte; denn ich weiß kein anderes Mittel, sie vor Ihnen zu sichern.

Des Grafen ruhige Kälte brachte Saldorfen immer zu dem Gefühl seines Unrechts. „Warum aber,” sagte er unruhig und demüthig, „muß sie mir entrissen werden? Wollen Sie Ihre Tochter für eine verzeihliche Schwäche mit dem Unglück ihres ganzen Lebens bestrafen?”

Ueber Unglück und Glück urtheilt ein Greis besser, als ein junger Mann von Ihren Jahren. Urberlassen Sie das Glück des

Kindes nur ganz ruhig dem Vaterherzen. Sie müssen alle Ansprüche auf meine Tochter aufgeben, oder sie wird Zaberns Frau.

„Das kann und werde ich nie! Aber noch einmal: warum wollen Sie durchaus unsre Herzen aus einander reißen?"

Sie haben nicht das Recht, mich das zu fragen; aber dennoch will ich Ihnen antworten: weil Sie das Band zwischen Vater und Tochter zerrissen haben. Wem Ein Band der Natur nicht heilig ist, dem ist in der Leidenschaft keins heilig. Sie könnten das Band der Ehe eben so zerreißen. Darum, mein Herr, wird sie nicht Ihre, sondern Zaberns Frau.

„Herr Graf, kennen Sie denn diesen Zabern?"

Ja, ich kenne ihn; nur beurtheile ich ihn anders, als Sie und meine Tochter ihn beurtheilen mögen. Er wird meine Tochter vielleicht weniger lieben als Sie, aber gewiß mehr ehren. — Mit diesen Worten faßte er Elisens Hand. Saldorf wollte ihn aufhalten. Junger Mann, sagte der Graf,

ich will nicht länger hier bleiben. Habe ich Unrecht, so giebt es ja Gesetze, die Sie gegen mich aufrufen können. Leben Sie wohl. Sie werden Nachricht von mir bekommen, wenn es nöthig ist. —

Der Graf ging mit seiner Tochter auf das Schloß zu. In der Allee begegnete ihm der Fürst, der durch Eduards Veranstaltung hier war, und auch seine Rolle hatte. Ew. Durchlaucht, sagte der Vater bewegt; ich muß Sie bitten, mir meine Tochter sogleich wiederzugeben. Sie hat die Schwäche gehabt, sich ohne mein Wissen in eine Art von Liebeshandel einzulassen. (Der Fürst stellte sich, als ob er sich wunderte.) Darum soll sie mit mir. Das Schloß Ewr. Durchlaucht hat sie nicht vor Verleitung und vor heimlichen Besuchen gesichert; in dem väterlichen Hause wird es ja, hoffe ich, anders seyn.

„Ich erstaune, Herr Graf; denn, in der That, die Gräfin ist über allen Verdacht einer unschicklichen Verbindung so weit erhaben, daß ich Ihnen kaum glauben kann. Die Verbindung mag Ihnen nicht angenehm

seyn,

seyn, Herr Graf; doch unschicklich ist sie gewiß nicht. Und da das Herz doch auch seine Rechte hat, so hätte ich wohl Lust, der Fürsprecher Ihrer liebenswürdigen Tochter zu seyn. — Wer ist es denn?"

Ein Herr von — von — nun wie heißt er doch? — ja — Saldorf, ehemals Lieutenant in Ewr. Durchlaucht Diensten.

„Der?" fragte der Fürst, und seine Miene wurde ernst. „Der Lieutenant Saldorf? Ganz unmöglich, würde ich sagen, wenn nicht das Schweigen der Gräfin Ihre Aeußerung zu bestätigen schiene. Liebe Gräfin, dieser Saldorf, auch abgerechnet, daß er nichts hat und nichts ist, wodurch er seine Ansprüche auf die erste Dame meines Hofes rechtfertigen könnte —: haben Sie in der That gehofft, mit diesem — wenigstens kann ich sagen, mit diesem unruhigen Kopfe, diesem excentrischen, seinem Ehrgeitz alles aufopfernden Menschen, glücklich zu werden? — Ich zweifle nicht, Herr Graf, daß Ihre Tochter nur eine Minute mit Besonnenheit nachzudenken braucht, um diese vorüberge-

hende Schwäche als das zu erkennen, was sie ist. Es wird Ihrer Strenge nicht bedürfen, Herr Graf."

Nun, so versprich mir, von diesem Augenblick an alle Verbindung mit dem Menschen abzubrechen, und ich will dir verzeihen.

„Das werden Sie gewiß thun, Gräfin," sagte der Fürst schmeichelnd. „Sie sind es Ihrem eigenen Werthe schuldig, nicht in Verhältnissen mit einem Manne zu stehen, dessen Ruf auch nur den Anschein eines Fleckens hat."

Elise verbeugte sich tief gegen den Fürsten; dann wendete sie sich zu ihrem Vater, und sagte gelassen: niemals, mein Vater, werde ich eine Verbindung mit dem edelsten aller Männer als abgebrochen ansehen, mein Schicksal sey auch, welches es wolle. Und nie — ich nehme Se. Durchlaucht zum Zeugen — nie wird der Mann, den Sie mir bestimmen, meine Hand bekommen.

Ew. Durchlaucht sehen, sagte der Graf. Ich muß meine Bitte wiederholen.

„Ich bewillige sie ungern; doch Sie sind

Vater. Aber, Herr Graf, wäre es nicht besser, ein wenig nachzugeben? Für den gewesenen Lieutenant Saldorf ließe sich vielleicht etwas thun. Ich möchte gern einmal die schönen Augen der Gräfin recht heiter sehen."

Es ist unmöglich, Ew. Durchlaucht. Wenn ich der Schwäche meiner Tochter nachgäbe, so wäre ich noch schwächer, als sie selbst. —

Der Graf nahm Elisen in seinen Wagen, und fuhr mit ihr nach dem Hause seines Schwagers. Hier kündigte er als eine Neuigkeit an, daß seine Tochter ihre Stelle als Oberhofmeisterin aufgegeben habe. Man erstaunte darüber so natürlich, und fragte so angelegentlich nach der Ursache dieses raschen Schrittes, daß Elise wirklich glaubte, ihr Vater habe sie nur zufällig behorcht, ob ihr gleich die Kälte, die sonst nicht in seinem Charakter lag, als etwas Studiertes, und das Zusammentreffen mit dem Fürsten gerade in dem entscheidenden Augenblick, als planmäßig vorgekommen war. Doch bald hörte sie zufällig, daß ihr Vater sich schon

drei Tage bei ihrem Oheim aufgehalten hatte. Nun zog sie Eduarden in Verdacht, und in manchen Augenblicken sogar den Fürsten. Hätte sie darüber Gewißheit gehabt, so würde es ihr leicht gewesen seyn, sich zu retten; denn ihr Vater mußte bei seiner Denkart äußerst aufgebracht seyn, sobald er nur ahnen konnte, daß sein Schwager sie habe an den Fürsten verkuppeln wollen. Sie schwieg aber, weil sie es unrecht fand, einen bloßen Verdacht zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Ihre Sachen wurden von Emilienbrunn gebracht; doch ihre bisherige Bedienung blieb dort. Nun erzählte ihr Ameliens Jungfer, das listige Hannchen, am folgenden Morgen beim Ankleiden, unbefragt, daß Eduard und der Graf den Plan verabredet hätten, sie und ihren Geliebten zu überfallen; doch von dem Fürsten sagte Hannchen nichts.

Die Gräfin ließ Eduard bitten, zu ihr zu kommen. „Vetter," sagte sie ganz kalt; „Sie sind Saldorfs Feind, und wissen schon lange, daß ich ihn liebe. Wollten Sie Rache

an ihm? Die haben Sie nun. Gehen aber Ihre Absichten weiter, etwa auf meine Hand: so haben Sie Sich in Ihrer Rechnung betrogen."

Er war bestürzt; doch faßte er sich bald. Sie haben mich errathen, liebe Cousine. Rache will ich nicht; meine Wünsche gehen nur auf Eins in der Welt: auf Ihr Herz und Ihre Hand. Ja, ich wußte, daß Sie Saldorfen liebten, und . . .

„Nun, wenn Sie das wußten: wie klein dachten Sie von mir!"

Ich weiß, daß keine Leidenschaft der Zeit widersteht, und daß Sie den glücklichen Saldorf vergessen würden, wenn Sie meine Gattin wären. Ich liebe Sie unaussprechlich; doch ich wollte Ihrem Glücke meine Leidenschaft zum Opfer bringen. O, schon diese Anstrengung verdiente etwas anderes, als Ihren Unwillen. Aber ich konnte, ich durfte nicht. Ich war nahe daran, ein kalter, gefühlloser Bösewicht zu werden; denn Ihr Geschlecht und jedes häusliche Verhältniß schien mir verächtlich. Sie waren die

Erste, die ich achtete, und an deren Tugend ich glaubte. Sie müssen mein werden, um mein Herz von einer Erstarrung zu retten, vor der ich selber zittre. Von Ihnen hängt mein ganzer sittlicher Werth ab. Ist Ihnen die Befriedigung Ihrer Leidenschaft mehr, als die Rettung eines verzweifelnden Herzens?

Elise sah ihn verachtend an. „Sie haben gehört, daß ich Saldorf liebe, und um keinen Preis in der Welt bekommen Sie meine Hand."

Und ich lasse diese Hand nicht fahren. Ich muß Ihr Herz gewinnen, sollten Sie auch erst in dem letzten Augenblicke meines Daseyns sagen: ich war undankbar gegen so viele Liebe! Mein Leben setze ich an einen Druck von Ihrer Hand. — Mit diesen Worten ging er in heftiger Verzweiflung aus ihrem Zimmer.

Elise war bleich, und zitterte; denn sie hatte diese wilde Heftigkeit nicht erwartet, die freilich zum Theil nur erkünstelt war. Eduard liebte Elisen; doch sein Haß gegen

Saldorf überwog diese Leidenschaft. Es lag ihm aber daran, sie zu überzeugen, daß er alle seine Schritte bloß aus heftiger Liebe zu ihr gethan habe; darum wählte er den Ton der Verzweiflung.

Sie wendete sich nun an ihren Vater selbst; doch dieser, der sonst ihren Bitten nie hatte widerstehen können, war jetzt unerschütterlich. Das ging sehr natürlich zu. „Vetter," sagte der Graf, als er mit Eduard allein war: „ich wünsche, daß Sie mein Schwiegersohn werden sollen; es wird aber Künste kosten, Elisen zu bewegen. Denn — gerade heraus — sie hat einen entschiedenen Widerwillen gegen Sie. Und zwingen, so zwingen, wie Sie und mein Schwager meinen, das geht doch nicht. Elise wäre im Stande vor dem Altare Nein zu sagen. Und was dann?"

Das wird sie nicht; denn bis dahin muß es nicht kommen. Doch merkt sie nur von fern, daß wir es so weit nicht treiben werden, so ist alles verloren, und sie giebt dem abgedankten Lieutenant ihre Hand.

„Gott verdamme den Schurken! . . . Aber, Vetter, wenn nun Elise bei ihrem Nein bleibt?"

Das thut sie nicht, wenn sie nur glaubt, daß Sie Gewalt brauchen werden. Dann giebt sie ihr Wort, daß sie die Verbindung mit dem abgedankten Saldorf ganz und gar aufgeben will. Und haben wir von ihr oder von ihm dies Versprechen, so sind wir sicher, daß sie es halten. Bleiben Sie nur immer kalt, und sagen Sie ganz ruhig: du wirst mit dem Vetter Eduard getrauet. Sie wird antworten: ich sage vor dem Altare Nein. Wohl, erwiedern Sie kalt: das magst du thun. Aber getrauet wirst du, auf des Fürsten speciellen Befehl. Dein Mann wird schon mit dir zurecht kommen. — Wenn Sie ganz kalt bleiben, so stehe ich Ihnen dafür, sie fängt an zu akkordiren. Wir haben dann Zeit gewonnen, und machen Bedingungen. —

Das hörte der Graf von Eduarden täglich, und er spielte die ihm eingeprägte Rolle ganz vortrefflich. Mit phlegmatischer Kälte

wiederholte er Elisen: „du wirst Eduards Frau."

Ich will lieber tausendmal sterben, als die Frau dieses Menschen werden!

„Versprich mir, und laß mir Saldorfen sein Wort geben, daß er alle Verbindung mit dir abbrechen will; dann hast du noch Jahre Zeit, dich zu besinnen."

Das kann ich nicht.

„Nun so wirst du mit dem Vetter getrauet."

Was haben Sie gewonnen, wenn ein erkaufter, oder feiger Prediger mir die leeren Worte einer Trauformel vorliest? Das macht keine Ehe gültig.

„Daß es nicht bei bloßen Worten bleibt, ist deines Mannes Sache."

Der feigherzige Bösewicht wird es nicht wagen, meine Hand zu berühren. Ich würde ihn ermorden.

„Das geht mich nichts an. Aber getrauet wirst du, und das Uebrige wird sich dann wohl finden, mein Töchterchen!"

So endigte sich die Unterredung, von der

Elise sich viel versprochen hatte; und nun blieb ihr keine Hoffnung, als der Gedanke, daß Eduard durch eine Ceremonie, ohne ihr Ja, keine Rechte bekomme. Doch Hannchen zeigte ihr bald, wie wenig sie auf diese Hoffnung rechnen konnte. Eduard hatte entdeckt, daß Hannchen ihn zuweilen behorchte, und dann Elisen verrieth, was sie gehört hatte. Nun gab er ihr Gelegenheit, bei halb geöffneter Thür folgende Unterredung zwischen ihm und Amelien zu behorchen.

Wenn du dich nun auch mit ihr trauen lässest, und sie sagt bestimmt Nein: bist du dann weiter?

„Weiter? Am Ziele bin ich, und triumphire! Sie ist dann meine Frau, oder man hält sie dafür, gleichviel!"

Darauf könnte Elise es wagen. Sie hat Recht: es wäre eine bloße Komödie.

„Richtig! Aber eine, aus der Ernst würde. Sie ist meine Frau. Ich lasse sie mit Gewalt in meine Wohnung bringen. Ein kleiner Schlaftrunk, oder eine Dosis Opium — Wer will es mir verdenken, wenn ich

meine Frau in Besitz nehme, so gut ich kann? Und zuletzt wird sie sich darein finden." —

Hannchen erzählte Elisen diese fürchterliche Unterredung mit heißen und aufrichtigen Thränen. Elise erschrak; doch bald erholte sie sich, und sagte: „einer solchen Bosheit ist niemand auf der Erde fähig." O, erwiederte Hannchen: Sie kennen den Herrn Geheimen Legationsrath noch nicht. Er ist zu allem fähig, glauben Sie mir das, gnädige Gräfin. — Hannchen sank Elisen zu Füßen, und beschwor sie, sich lieber eine Zeitlang von ihrem Geliebten zu trennen, als sich in die Gewalt dieses Unmenschen zu geben. Elise verlor den Muth, und sank in eine lange Ohnmacht. Als sie endlich wieder erwachte, und sich ein wenig erholt hatte, sagte Hannchen: nur eine solche Ohnmacht, gnädige Gräfin; und er hat seinen Zweck erreicht.

Eduard behorchte diesen Auftritt, und gab nun alle Hoffnung auf. Sie haßt mich dachte er, und ist für mich verloren. Aber Er soll sie nicht bekommen!

Er sagte zu dem alten Grafen: ich sehe, daß ich der Hoffnung, Ihr Sohn zu werden, noch lange, wenn nicht auf immer, entsagen muß. Doch Ihre Tochter darf auch nicht die Frau eines abgedankten, ehrlosen Menschen werden! Fodern Sie von ihr, daß Saldorf Deutschland auf fünf Jahre verlassen soll. Während der Zeit wird sie den Menschen vergessen, und es soll bis dahin von meiner Heirath gar nicht mehr die Rede seyn.

„Von ihr soll ich das fodern? Wird Er denn auch wollen?"

Es bedarf nur einer Zeile von ihrer Hand, und er springt in die Hölle. Verlangen Sie, lieber Oheim, daß er mit nach Amerika gehen soll.

„Hm! Das sollte er thun? so bloß auf ein Wort von meiner Tochter? Das bin ich doch neugierig zu sehen!" —

Er ging zu Elisen. Die Verbindung mit Saldorf ganz aufzugeben, dazu konnte er sie nicht bringen; doch sie willigte ein, den Geliebten fünf Jahre lang nicht zu sehen, und

keinen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Er verlangte Gewißheit, und sagte: „dein Liebhaber muß mit den Truppen nach Amerika." Elise wußte, wie gern Saldorf einmal die Welt sehen wollte; doch sie bedachte, welchen Zufällen eine so weite Reise ihn aussetzte. Darf ich ihn, sagte sie leise und wehmüthig, vielleicht in den Tod jagen, um mich zu retten? O, wie gern stürbe ich für ihn! — Endlich nahm sie die Feder, und schrieb mit bebender Hand: „Geliebter Saldorf, nichts kann mich von der Verbindung mit einem Ungeheuer retten, als das Versprechen, Sie fünf Jahre lang nicht zu sehen. Man glaubt, noch etwas mehr als mein Versprechen fodern zu müssen: nehmlich, daß Sie mit unsern Truppen nach Amerika gehen sollen. Ich fodre nichts. Fünf Jahre lang werde ich Sie nicht sehen, und nichts von Ihnen lesen: das allein habe ich versprochen. Elise."

Der Graf brachte dies Billet dem jungen Zabern. Wir siegen! rief dieser triumphirend; er geht nach Amerika.

„Sollte er wirklich? Nun, thue er das, und die fünf Jahre sind um, und die beiden Leute haben einander nicht vergessen: so — weiß ich, was ich zu thun habe. Es wäre wahrhaftig groß, wenn er auf die Paar Worte hin gegen seine Neigung in die weite Welt, und vielleicht in den Tod ginge."

Eduard hörte das mit Erstaunen. Er sah wohl, daß er eilen müsse, und daß Saldorf Elisens Vater nicht wieder sprechen dürfe. —

Saldorf bekam das Billet, und nach zwei Stunden war er selbst in des Oberhofmeisters Hause. Eduard erschrak, als er das hörte; und nun erbot sich der Oberhofmeister, ihn zu sprechen.

„Ich will nur wissen, Ew. Excellenz," hob Saldorf an, „ob die Gräfin Forsting dieses Billet freiwillig geschrieben hat."

Wofür halten Sie uns, Herr von Saldorf? Allerdings hat sie es freiwillig geschrieben.

„Das möchte ich gern von ihr selbst hören.

hören. Sie werden mir ein Mißtrauen zu gute halten, das hier am rechten Orte ist."

Und wenn die Gräfin es Ihnen bestätiget hat: was dann?

„Dann werde ich antworten."

Aber sie hat versprochen, jede Art von Verbindung mit Ihnen aufzugeben.

„Auf fünf Jahre! Sie soll mir nur Ja oder Nein auf die Frage antworten, ob sie das Billet freiwillig geschrieben hat."

Der Oberhofmeister ließ Elisen rufen. Sie sagte, als sie in das Zimmer trat, mit einer Bewegung der Freude: o Saldorf! — Er heftete seinen zärtlich freudigen, sanft funkelnden Blick lange auf sie; dann zeigte er ihr das Billet, und fragte: „haben Sie dies freiwillig geschrieben und ist es wirklich Ihre Meinung?"

Ja! Aber, Saldorf . . . —

„Elise!" (Mit Thränen wehmüthiger Freude in den Augen.) „Sie sind gerettet! Das ist ja alles, was ich wünschte. Das Uebrige? Ich vertraue Ihrem Herzen. Le-

ben Sie wohl! — Er verbeugte sich, und der Oberhofmeister führte Elisen zurück.

Saldorf taumelte, ohne diesen zu erwarten, fast bewußtlos zum Hause hinaus. Er ging zu Barneck, und schrieb da an den Oberhofmeister: „ich will nach Amerika gehen; doch vorher bitte ich noch um eine Unterredung mit Ihnen.“

Man drang darauf, er solle, um alles Aufsehen zu vermeiden, die Truppen als Officier begleiten. Dazu verstand er sich; doch foderte er durchaus die Freiheit, in Amerika zu gehen, wohin er wolle. Das bewilligte man, und wirklich wurde dem General schriftlich angezeigt, daß Saldorf die Freiheit habe, fort zu dienen, oder den Dienst ohne weitere Förmlichkeit zu verlassen, sobald die Truppen in Amerika angekommen wären; doch solle die Sache als ein Geheimniß behandelt werden.

Saldorf erschien nun auf einmal wieder in Uniform, zum Erstaunen aller Menschen, und besonders Barnecks. Alexander! rief dieser, als sein Freund, so gekleidet, und mit

finstrem Gesicht, in sein Zimmer trat; bist du es wirklich?

„Ich gehe nach Amerika."

Hm! ich merke wohl, was du willst. Du dankst, glaube ich, dem Himmel, daß du so mit guter Manier von mir los kommst. Mit guter Manier? Nein, wenn die Manier gut ist . . . – Erst hältst du den Kolonieen Lobreden, und wünschest, daß Amerika dein Vaterland seyn möchte, damit du für die Freiheit siegen oder sterben könntest. Du nimmst den Abschied, und ich sage: Gott Lob, daß er heraus ist aus dem engen Rokke! Für seine große Seele war er doch wohl zu enge. Nun aber stehst du da wieder . . . Alexander, du hast mir sehr wehe gethan!

„Glaub mir, guter Karl, ich gehe, weil ich nicht anders kann, weil ich muß."

Muß? du? Was müßtest du denn, Alexander? Das glaube dir sonst Jemand! Ich weiß es besser. Du hast Lust bekommen, ein großes Stück von der närrischen Kugel zu sehen, auf der wir wohnen. Daß ich dich nicht allein würde ziehen lassen, wußtest du.

Da denkst du aber an Seekrankheit, an Sturm und Gewitter. Pfui! An Kanonenkugeln und Säbel, will ich hoffen, hast du nicht gedacht — Und da schnürst du dein Päckchen ganz in der Stille, und nimmst hinter der Thüre Abschied, und bedenkst nicht, Alexander, daß die Angst um dich, wenn wir tausend Meilen von einander getrennt wären, mir gewiß das Leben aufreiben würde, was Sturm und alles Uebrige vielleicht nicht gethan hätte.

„Karl, gestern Morgen wußte ich noch nicht, daß ich nach Amerika gehen würde. Ich muß, weil es recht ist, daß ich gehe. Laß mich, lieber Karl! Ich bin sehr glücklich und sehr unglücklich. Dich habe ich hier in Europa nöthig.“

Ich weiß schon. Nöthig? Wenn du in Gefahr bist von den Wilden gebraten zu wergen, daß du dann sagen kannst: ich danke nur Gott, daß Karl, sicher in seinem Lehnstuhle sitzt! . . . Alexander, was habe ich dir gethan, daß du mir das Herz zerspaltest, meinen rechten Arm abhauest, mich zu

einem elenden Menschen machst, an dem nun nichts mehr ganz ist? Ich werde keine Nacht mehr ruhig schlafen; ist sie kalt, so werde ich sagen: der arme Alexander! vielleicht hat ihn eben ein Sturm gepackt! Und, Alexander, was nun erst in einer stürmischen Nacht!

„Laß mich, lieber Karl! Ich kann nicht sagen, daß du ganz Unrecht hast. Aber glaub mir: ich mußte."

Du mußtest nicht. Dein böser Geist hat dich getrieben.

„Ein Engel," erwiederte Saldorf lächelnd, „treibt mich nach Amerika." —

Barneck bat den Fürsten, unter den nach Amerika bestimmten Truppen angestellt zu werden. Er bekam eine Kompagnie, deren Capitain gestorben war. Als er das Patent hatte, sagte er: etwas Neues, Alexander. Ich bin Capitain, und gehe mit dir.

Saldorf erschrak. Nach einer Pause fragte er: „thut es dir wohl, daß du mit mir gehst?"

Freilich! Ich hätte sonst nicht hier ausgehalten.

„Nun, so laß uns gehen! Aber ich werde dich noch einmal betrüben!"

Das magst du thun, Alexander, wenn ich nur bei dir bin!

„Behalte Glauben an mich, Karl! Denn noch einmal: ich werde dich schmerzlich betrüben!"

Saldorf ließ sich noch bei Eduard melden. Dieser wollte seinen Besuch vermeiden; doch Saldorf überraschte ihn, und sagte mit stiller Ruhe: „nur einige Worte, Herr von Zabern. Ich liebe die Gräfin Forsting, und werde nun fünf Jahre lang von ihr getrennt seyn. Sie sehen, daß ich ruhig bin. Aber ich komme zurück; und erfahre ich dann, daß sie nur Einmal über Sie geseufzt hat: dann . . . Ich habe Sie gewarnt, mein Herr." Eduard wollte etwas sagen; doch Saldorf verließ ihn, und ging zu dem Fräulein von Holsten, mit der Bitte, für das Fräulein von Schenk und ihr Kind zu sorgen. Elisen sah er nicht wieder, wie er versprochen hatte, und nach einigen Tagen bestieg er an Barnecks Seite das Schiff, das ihn nach Amerika bringen sollte.

Bis an dem Tage, da die Regimenter ausmarschirten, war Elise in des Oberhofmeisters Hause ungestört geblieben. Sie wird vergessen, sagte Eduard lächelnd zu dem Fürsten. „Das hoffe ich," erwiederte dieser. „Der Himmel gebe nur Saldorfen guten Wind, daß er bald nach Amerika kommt! Die Gräfin soll nun wieder nach Emilienbrunn, und es müßte ja seltsam zugehen, wenn ihr Herz immer und ewig unbeweglich bliebe."

Sobald die Regimenter ausmarschirt waren, warf sich Elise ihrem Vater zu Füßen, und sagte schluchzend: „nun ist er fort, und tausend Unglücksfällen ausgesetzt. Ich habe Wort gehalten, mein Vater, und ihn nicht wieder gesehen. Jetzt halten auch Sie Wort. Befreien Sie mich von dem Anblick des Ungeheuers, das diesen edlen Menschen zu einem Opfer seiner Rache machte."

Der Vater hob sie auf, und drückte sie an seine Brust. Ein ehrlicher Mann ist der Saldorf. Und wenn alles so wäre . . . Kurz, Elise, du bist von jetzt an frei; und wenn du willst, so fahren wir in einer Stun-

de. — Er saß wirklich nach einer Stunde mit Elisen im Wagen, und rollte seiner Heimath zu.

Der Fürst wurde sehr ernst und finster, als Eduard ihm diese Nachricht gab. „Herr von Zabern,“ sagte er in einem schneidenden Tone: „beinahe glaube ich, Sie betriegen mich. Lieber hätten Sie das schöne Mädchen für sich selbst behalten. Für Sie habe ich den Mann, den sie liebt, nach einem andern Welttheil schicken müssen. Hüten Sie Sich, wenn es so ist, und ich es erfahre! Jetzt lassen Sie Sich nicht eher wieder vor mir sehen, als bis die Gräfin wieder hier ist!“

Eduard wollte sich entschuldigen; der Fürst wurde aber heftiger. Mit den Zähnen knirschend, ging Eduard durch das Vorzimmer. Sein Triumph, die Gunst des Fürsten, die schöne Elise, alles war seinen Händen entschlüpft. Die getrennten Liebenden waren glücklicher, als er.

Ende des ersten Theils.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Barneck und Saldorf

Bd.: 1

Berlin (1804)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149e(11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090217-9